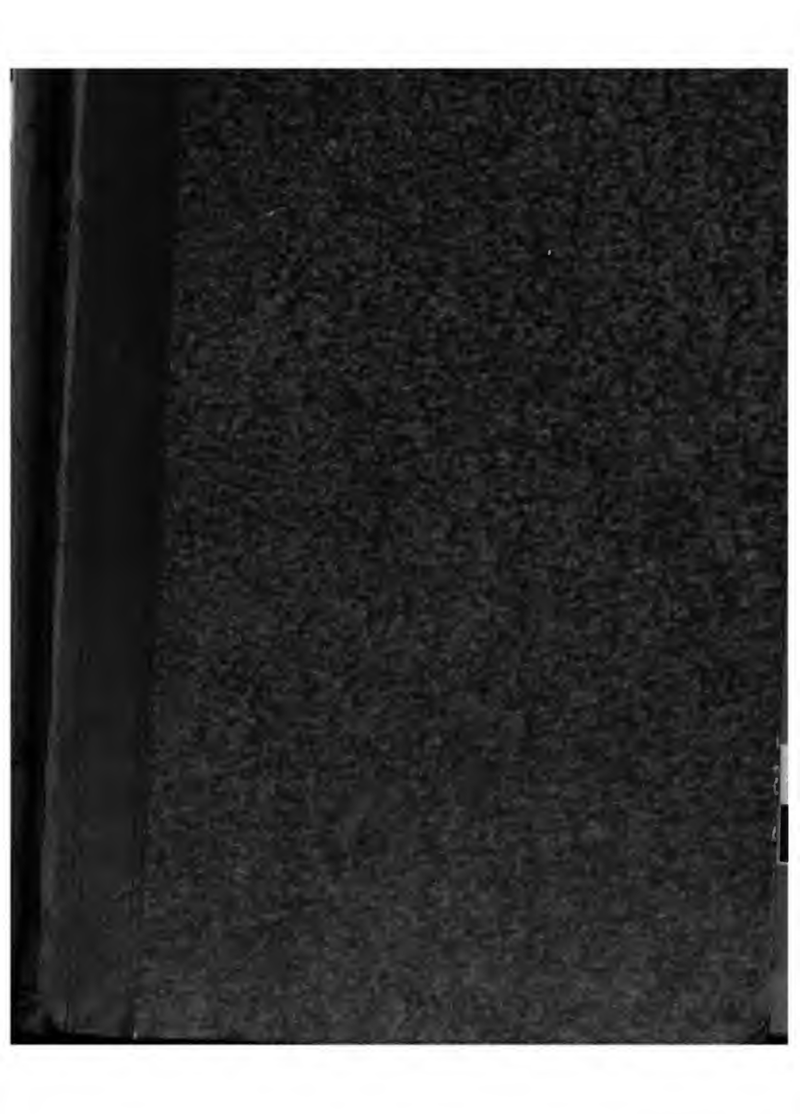








Pädagogisches

Bilderbuch;

aber

nicht für Kinder,

sondern

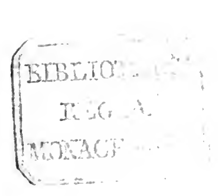
für and're Leute.

Herausgegeben

von

Christian Frymann.

Zürich,
Druck und Verlag von Orell, Füßli und Comp.
1855.


BIBLIO
REG
MONAC

Vorwort.

Wer mit einiger Aufmerksamkeit den Aeußerungen und Vorgängen im Gebiete des Volksschulwesens gefolgt ist, dem kann die Wahrnehmung nicht entgangen sein, daß eine ungünstige Stimmung über die bisherigen Gestaltungen und Leistungen sich vorherrschend kund gebe, namentlich in Deutschland und in der Schweiz. Abgesehen von Holland und Belgien und den drei Nordländern: Dänemark, Schweden und Norwegen, kann auch nur von Deutschland und der Schweiz die Rede sein, wenn es sich um eine gesetzlich organisirte Volksschule, heiße sie nun Elementarschule oder Primarschule, als allgemeine Volksbildungsanstalt handelt*).

---

*) In England ist das Primarschulwesen bloße Privatsache und ein großer Theil der Kinder wächst ohne allen Unterricht auf. In Frankreich waren im Jahr 1830 noch 15,000 Gemeinden ohne Schulen. Ganz Spanien hat nicht 1000 Schulen, auf 14,000 Seelen kaum eine. In Portugal steht es nicht viel besser. In den Staaten Italien's ist theilweise für das Volk keine Schule vorhanden, theilweise nur sehr mangelhaft gesorgt; in den unter Oestreich stehenden Ländern noch am besten, aber auch da besucht kaum die Hälfte der Kinder eine Schule. In Rußland geschieht Wenig oder Nichts; dem größern Theile des Volkes ist der Besuch der Schulen verboten. In der Türkei, selbst unter den Christen, kaum einige Spuren von Volksunterricht. Griechenland zeigt einige Anfänge.

Die vorliegenden Mittheilungen beziehen sich auch zunächst und zumeist auf das deutsche und schweizerische Volksschulwesen.

Die erste und gewichtigste Klage, welche über das Volksschulwesen erhoben wird und fast allgemein verbreitet ist, läßt sich in die Worte zusammen fassen: Die Volksschule hat für die religiöse und sittliche Bildung nicht geleistet, was man von ihr verhieß und was man wirklich von ihr erhoffte.

Schon diese Klage ist bedeutungsvoll genug; aber eine ziemlich mächtige Partei erhebt die förmliche **Anklage:** Die moderne Volkschule, einer falschen Richtung folgend, hat in religiöser und sittlicher Hinsicht mehr geschadet, als gefördert.

An diese Anklage schließt sich dann der ernste und dringliche Ruf zur Verbesserung; aber diese sei nicht zu finden im Fortschritte auf der betretenen Bahn, sondern in „**der Umkehr**“ und Rückkehr in ältere Bahnen: wie im religiösen und politischen, so auch im pädagogischen Gebiete.

Es wäre ein ganz und gar vergebliches Unternehmen, der bezeichneten Partei eine bessere Meinung von der Volksschule beibringen zu wollen. Diese Partei sieht in der Vergangenheit nur das Gute, in der Gegenwart nur das Böse, und diese Anschauungsweise ist um so weniger zu ändern, als sie mit politischen und ökonomischen Interessen in Verbindung steht.

Eine unbefangene Vergleichung der religiösen, moralischen und sozialen Zustände des 17ten und 18ten Jahrhunderts mit denselben des 19ten Jahrhunderts dürfte

denn doch anschaulich und begreiflich darthun, daß eine Rückkehr in jene Zustände kein Fortschritt heißen könne; die Ereignisse, welche eingetreten sind, die Gestaltungen, welche Bestand gewonnen haben, müssen überdieß die gegründetsten Zweifel erregen, ob eine solche Rückkehr auch nur auf die kürzeste Zeit noch möglich sei. Namentlich im Gebiete des Volksschulwesens halte ich eine solche Rückleitung geradezu für unausführbar. So viele und laute Klagen und Anklagen sich auch gegen die neue Volksschule erheben: das Volk selbst würde sich mit der alten nicht mehr befreunden und nicht mehr begnügen, weder in den meisten deutschen Staaten, noch in den meisten Kantonen der Schweiz, und für die Wahrheit dieser Behauptung bürgen bereits geschichtliche Thatsachen. Zudem ist es wohl zu beherzigen, daß gerade in England die kräftigsten Stimmen für Gründung und Hebung der Volksschulen, und zwar ganz entschieden in neuer Richtung, sich erheben, ebenso in Holland und Sardinien.

Meine Mittheilungen sollen keine Schutzmittel zur Erhaltung der **neuern** Volksschule sein; sie bedarf solcher nicht mehr: denn ihr Bestand ist in den Forderungen und Bedürfnissen des Volkes gesichert. Ich möchte hier nur Beiträge liefern zur Erörterung der Frage:

Wenn die Volksschule bis jetzt nicht geleistet hat, was man von ihr verhieß und was man von ihr erhoffte: **wo liegen die Hauptursachen dieser ungenügenden Leistungen?**

Indem ich dieser Frage volle Berechtigung zugestehe, wird von selbst klar, daß ich, obgleich ein eifriger Beförderer und unwandelbarer Freund der neuern Volks-

schule, in ihren Leistungen noch Mängel und Fehler wahrnehme, deren Ausfüllung und Verbesserung für das fernere Gedeihen derselben dringlich gewünscht werden muß.

Die fraglichen Hauptursachen finde ich:

I. a) in der häuslichen Erziehung,
   b) in den Vorsteherschaften und Aufsichtsbehörden,
   c) in übertriebenen Anforderungen an die auf das Alter der Kindheit beschränkte Schule und in den unverständigen Erwartungen von derselben,
   d) in dem ungünstigen Einflusse, den hochgestellte Männer durch Rede, Schrift und That ausüben;

II. in manchen Lehrern, nach ihrer Bildung und Gesinnung, ihrer Stellung und Thätigkeit.

Um nun den Leser zu meinen Ansichten hinzuleiten, suchte ich einen Weg, von dem ich hoffen konnte, daß ihn Viele nicht ungern wandeln würden. Nicht den Weg der Prämissen und Konklusionen, der Thesen und Deduktionen, sondern den Weg der Anschauungen und Darstellungen aus dem wirklichen Leben.

Und so biete ich meine Betrachtungen und Ansichten Jedem, der die erste und zweite Abtheilung dieses Buches gelesen hat oder dieselben unter diesen Hinweisungen erst lesen will.

Der Schulmann.

Inhaltsübersicht.

Erste Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

Betrachtungen und Ansichten eines Schulmannes.

Erste Abtheilung.

A. Bilder aus häuslicher Erziehung.

I.

Der Unterricht hatte bereits begonnen, als noch zwei Kinder eintraten: Lotte und Leopold Lapser. — Warum so spät? fragte der Lehrer. — Wir sollten dem Papa Briefe auf die Post tragen und da mußten wir warten, weil sie noch nicht offen war. — Wie sie Das aussagten, schaute ein Knabe bald die Beiden, bald den Lehrer an, schüttelte den Kopf und flüsterte: Es ist nicht wahr. — Der Lehrer verlangte Aufschluß, und der Knabe berichtete, daß Leopold und Lotte einen ganz andern Weg gegangen und nicht auf der Post, sondern bei ihrer Tante gewesen seien. Fast alle Schulkinder lächelten bei dieser Angabe; jene Beiden machten indessen ihre Schulsachen zurecht und schienen sich nicht zu kümmern. — Also habt ihr mich wieder einmal angelogen, sprach der Lehrer fast betrübt zu ihnen: Warum seid ihr denn zur Tante gegangen? Wir mußten ihr Etwas bringen von der Mama. — Ist wieder nicht wahr, rief laut ein Mädchen; sie sind bei der Tante gewesen, um sich Birnen zu holen; ich war gerade dort und hab' es gehört und gesehen. — Da erhob sich, trotz der abwehrenden Geberde des Lehrers, ein Gelächter über der ganzen Schule. Er aber sah die Beiden ernst und traurig an und sprach: So ist denn all mein Lehren, Warnen und Strafen vergeblich; ihr könnet und möget niemals die Wahr-

heit reden; es ist, als ob ihr eben lügen müßtet. Da mag Gott helfen; meine Mühe ist all umsonst.

Nach den Schulstunden, zur Abendzeit, kam der Notar zum Lehrer herüber; sie lasen etwa zusammen, machten auch eine Schachpartie oder sprachen über Dieß und Jenes. So begann der Lehrer: Es ist doch ein wahrer Jammer mit Herrn Lapser's Kindern; kein wahres Wort kommt aus ihrem Munde; sie lügen; auch ohne Absicht und Zweck. Woher mag doch dieses Uebel kommen? — O mein Freund, versetzte der Notar, wenn du wüßtest, was im Hause des Herrn Lapser Sprachgebrauch ist, du würdest nimmer fragen, woher das Lügen komme. Ich bin, fuhr der Notar fort, drei Jahre dort Schreiber gewesen, und war selber drauf und dran, ein Gewohnheitslügner zu werden. Es ist merkwürdig, wie man allmälig so hinein kommt, daß man kaum mehr ein wahres Wort sprechen kann.

Die Sache interessirt mich sehr, sprach der Lehrer; bitt' dich, Freund! gib mir nähern Aufschluß über deine Erfahrungen.

Und der Notar erwiederte: So will ich gerade beim Anfang des Tages beginnen.

Die Familie Lapser frühstückt gemeinsam, und auch ich, der Schreiber, war dabei. Herr Lapser äußerte nun einmal seine Unzufriedenheit darüber, daß die Kinder wieder Eierbrödchen hätten, was er durchaus nicht billigen könne; denn sie seien ungesund und theuer. — Sie haben die Brödchen gestern bei der Großmama bekommen, entschuldigte die gute Frau Lapser, und blickte die Tochter Lotte bedeutsam an, welche dann hinzusetzte: Großmama hatte Visite und die Brödchen waren übrig geblieben. Herr Lapser aber zuckte etwas ungläubig die Achseln, und seine Zweifel waren begründet; denn Lotte hatte im Auftrag der Mutter die Brödchen beim Bäcker geholt. Herr Lapser war schon mißstimmt:

Der Kaffee ist wieder wie laues Wasser, saft- und kraftlos! sprach er, unwillig die Tasse absetzend, und Frau Lapser richtete einen Vorwurf an die eintretende Magd. Diese erwiederte: Ich weiß nicht, was anzufangen; die Bohnen sind so schlecht, daß man keinen guten Kaffee machen kann. — Die Frau schwieg und billigte wol der Magd gute Ausrede, um so mehr, da sie derselben trotz häufigen Verlangens immer zu wenig Bohnen zutheilte.

Laß mich dein Rechenheft sehen, Leopold! befahl der Vater. — Da ist ja wieder eine ganze Seite voll Dintenkleckse. — Ja, sprach Leopold, des Bäckers Jakob, der neben mir sitzt, hat mir die Flecken darauf gemacht, als ich eben draußen war. — Das ist ein unartiger und schmutziger Knabe, fügte Lotte bekräftigend bei. Und die Mutter bedauerte sehr, daß Leopold gerade neben diesem Jakob sitzen müsse. Sie und Lotte wußten aber wohl, daß Leopold selbst das Buch beschmutzt hatte. — Dann wandte sich Herr Lapser an mich, den Schreiber, sprechend: Sie wissen, daß ich gestern Nachmittag auf dem Rathhause Geschäfte hatte und die vorliegende Arbeit zu Hause nicht fertigen konnte; besorgen Sie dieselbe heute zuerst. — Der Schreiber nickte zusagend; und that, als ob er nicht wüßte, daß der Herr Lapser gestern nie auf dem Rathhaus gewesen. — Nun war aber die Reihe an dem Schreiber selbst und er sprach: Die Kaufausfertigung hab' ich gestern nicht zu Stande gebracht; drei Stunden sucht' ich vergeblich in den Pfandbüchern. — Drei Stunden freilich hatte der Schreiber während des Herrn Abwesenheit in einem der neuesten Romane gelesen.

Der Notar hielt inne, und sprach zum Lehrer: Das waren Frühstücksreden in der Lapser'schen Familie. Wir hatten uns frühzeitig alle belogen.

Im Garten standen zwei Pfirsichbäumchen mit köstlichen Früchten. Der Vater hatte streng verboten, sie zu berühren;

denn sie sollten zu einem Präsent dienen. Nun kommt Frau Lapser hinab und trifft die Kinder, wie sie eben viele der schönsten Pfirsiche abgebrochen und bereits aufgezehrt hatten. Mein Gott, seufzt sie, wenn der Papa das erführe! Schnell und in aller Stille werden die Kinder in die Stube geschickt; die Mutter bleibt noch einige Zeit im Garten, und dann ruft sie laut und jammernd den Herrn Gemahl und erzählt ihm, daß sie eben fremde Buben von den Pfirsichen verjagt habe. Nun ein lautes Schelten über das Diebsgesindel; die Kinder kommen auch herbei, und stimmen kräftig ein im Beschimpfen und Anklagen der bösen fremden Buben.

Mittags hatten wir einen werthen Gast. Frau Lapser bediente ihn mit einem Glas Wein: Sie müssen vorlieb nehmen; es ist eben unser Hauswein, wie wir ihn selbst im Keller haben. — Wir müssen ihn nächstens wieder abziehn lassen, setzte Herr Lapser hinzu; er ist nicht ganz hell. Lotte und Leopold, die den Wein gerade vor Tisch auf Befehl der Eltern im Gasthof geholt, sahen einander pfiffig an.

Abends nahm etwa der Vater den Knaben mit in den Wirthsgarten, und jedesmal rief die Mutter nach: Laß doch Leopold keinen Wein trinken! — Sei außer Sorg'! rief er zurück. Aber der Vater trank gern und der Sohn deßgleichen. Wie sie heimkamen, sieht die Mutter die rothen Augen und Wangen des Sohnes und spricht: Ich fürchte, du hast Wein bekommen. — Keinen Tropfen! sagt der Vater — und Leopold fuhr fort: Wir sind schnell gegangen; da ist mir so warm geworden. Papa hat heut selber nur zwei Gläser getrunken; wir sind sonst noch spazirt. — Da wandte sich der Vater beiseit, und lächelte, und Leopold zwickte mit den Augen.

Im Fremdenzimmer waren Teppiche und Sessel und andere Stücke mit schönen Stickarbeiten. Das sind Arbeiten meiner Töchter, erklärte Frau Lapser, meine Lotte hat lange Zeit, Tag und Nacht in allen Nebenstunden daran gearbeitet. Ach

du gutes Kind! sagte die besuchende Dame zu der anwesenden Lotte; das ist fast zu viel für deine Kräfte. Und Lotte gestand bescheiden, daß ihr Mama viel dabei geholfen. Die Stickereien waren indessen alle von einer armen Verwandten gefertigt und zu billigsten Preisen erkauft worden.

Es ist zum Erstaunen, wie unsere Lügenfertigkeit stufenweise fortschritt. Wenn ein Oberbeamter in unser Geschäftszimmer kam, erzählte und jammerte Herr Lapser demselben unendlich von seiner Geschäftsbedrängung, von seinen maßlosen Sorgen und Verdrießlichkeiten. Dieß geschah ungescheut vor meinen Ohren, und doch wußte Herr Lapser, daß mir wohl bekannt sei, wie bequem und angenehm er sich's zu machen pflegte. Das war eine erste Stufe. Allmälig, wenn kein Dritter da war, richtete Herr Lapser seine Klagen unmittelbar an mich, und ich stimmte ihm bei, nur noch in dunkler Erinnerung, daß eigentlich von all den Klagen kein Wort wahr sei. Das war eine zweite Stufe. — Endlich geschah es immer häufiger, daß Herr Lapser mit sich selbst sprach, und sich selbst in lügenhafter Weise von den drückendsten Arbeiten und peinlichsten Vorkommenheiten vorerzählte, wie er sie täglich erlebe und erleide. Dieß war eine dritte Stufe, eine sehr gehobene Lügenstimmung, die befähigt, Lügner und Belogner in einer Person zu sein. — Ich denke, es dürfte Mancher von sich Zeugniß geben, wie jener dicke Ritter auf dem Theater, da er sagt: Gott, Gott, wie doch wir alten Leute dem Laster des Lügens ergeben sind! *) Wenn es die Alten schon so weit gebracht haben, was sollte deren Kindern nicht möglich werden, im Lügen geübt fort und fort, schon von der Zeit an, da sie das erste Wort zu sprechen versuchen. Ja wohl! Das kleine Kind, wenn es Etwas beschmutzt oder

---

*) Falstaff: Lord, Lord, how subject we old men are to this vice of lying!

zerbrochen hat, wird mit Eifer geübt, eh' es noch reden kann, über den Hund und die Katze eine Lüge zu lallen. Und ein wenig älter geworden, muß es nicht Lügen sprechen nach Weisung und Auftrag der Eltern? Da schickt die Mutter ihr Kind unter die Thüre mit dem Befehl: „Sag! ich sei nicht zu Hause". — Oder der Vater: „Sag! ich sei unwohl jetzt."

Siehst du, mein Freund! Daher kommt es, daß manche Kinder stets Lüge um Lüge sprechen. Und wenn du ein Pädagog wärest, größer als alle, einer so trefflichen Lügenerziehung, wie die im Kayser'schen Hause, würdest du ganz erfolglos entgegen arbeiten.

II.

Wer kennt nicht den hinkenden Jörg, den muntern Achtziger, mit den langen flachsartigen Haaren und dem offenen bräunlichen Antlitz? Alle Kinder laufen ihm nach und keines verschmäht es, eine Nuß, eine Birne, einen Apfel aus seinem Quersack zu bekommen. Sie stehn und sitzen um ihn herum; denn er weiß gar hübsche Geschichten und allerlei kindliche Späße. Ihm tritt kein Bettelvogt drohend entgegen; ein Privilegium hat er vor Allen. Nicht vor den Thüren braucht er zu harren, man öffnet ihm willig die Stube. Sein Anzug ist ärmlich, doch reinlich und nirgends durchlöchert. Oft in der Zeit der Aernte, wenn Alle die dringliche Arbeit hinausruft, da ist er der Wächter des Hauses, der Hüter der Kinder. So hinkt der Jörg an der Krücke schon manches Jahrzehend, von Keinem verachtet, von Allen freundlich gegrüßt.

Einst war er ein kräftiger, tüchtiger Dienstknecht; dann übernahm er als Pächter ein Landgut. Fleißig und sorglich bestellt' er die Felder, redlich und pünktlich bezahlt er den Schilling; friedlich und fröhlich lebt' er mit Weib und Kindern zusammen. Oh, das waren selige Tage! Von sieben Kindern wuchsen die ersten bereits heran, um leichtere Arbeit zu schaffen: und wenn sie erst groß und stark sind, die Kinder, und Alles mit eigener Kraft gethan wird, dann geht es erst recht vorwärts!

Doch siehe! Es kamen die Tage der Prüfung. Die Mutter erkrankt, und Woche und Jahre härmt sie sich schwach und kraftlos. Vergeblich müht sich der Vater, vergeblich

treibt er die älteren Kinder: es stockt das Ganze; denn es fehlen die sorglichsten Augen und fleißigsten Hände. Schon mußte Jörg, so weh es ihm that, um Hülfe und Beistand Andere bitten. Aber dieß war nur der Anfang. Als er im Walde Holz einst fällte, zerschmetterte ein stürzender Stamm ihm den Schenkel in mehrere Splitter. Neben das todesschwache Weib legten sie ihn nun selberi; vielleicht für immer ein Krüppel. Vorher schon war der Wohlstand gesunken, nun fielen sie rasch in Armut und Noth. Der Tod erlöste die Mutter. Sie mußte es leider noch sehen, daß ihre Kinder zu betteln begannen vor fremder Thüre. Nach vielen qualvollen Wochen konnte der Vater kaum an der Krücke zur Thüre sich schleppen. Zweifelhaft war es, ob je wieder zu rechten Kräften er komme. Da wies ihn der Gutsherr weg von dem Hofe; die letzte Kuh am schuldigen Pachtzins nehmend. In eine ärmliche, einsame Wohnung, weit unten im Thale, jenseits des Bachs, in die Fuchskling, schleppte er sich mühsam mit den weinenden Kindern, und kaum für den kommenden Tag reichte der spärliche Vorrath.

Da war kein anderer Ausweg; wie es seit alten Zeiten gewesen: in der Fuchskling wohnt eine Bettelfamilie.

Reichliche Spenden brachten die Kinder nach Haus; man kannte ihr Unglück weit umher in der Gegend; man redete freundlich mit ihnen, hieß wieder sie kommen, und bald war in der Fuchskling keinerlei Noth an Speise; Holz holten sie in dem Walde und frisches Wasser am Brunnen; nicht selten brachten sie alte Kleider auch heim, den Leib zu bedecken; Bettel-Pfenninge geben zuletzt auch einen Gulden, und so war bald für alle Nothdurft ziemlich gesorgt. Es dauerte über ein Jahr, eh' Jörg, mühsam hinkend, wiedec leichten Geschäften nachgehen konnte. Selten fand er Arbeit und Lohn, so sehr er es suchte und wünschte. Er mußte sich drein ergeben, müßig zu Hause vom Bettelvorrath zu leben;

selbst betteln zu gehn, da wäre er lieber gestorben. Die Kinder indessen hatten allmälig sich dran gewöhnt und schämten sich nimmer. Betteln ward ihnen Gewerbe; sie sprachen des Nachts vom Zuge des nächsten Tages: zwei blieben zu Hause beim Vater; ein stärkerer Knabe soll holzen im Walde; die zwei Kleinsten machen die Tour im Städtchen, die ältern Mädchen gehen vereinzelt dahin und dorthin und treffen am Abend beim Eichholz mit den Kleinen zusammen.

Wenn sie dann heimkehrten, die Säcke gefüllt, etwa auch aus verborgener Tasche Obst, Gemüse und Dieß und Jenes noch ziehend — es findet sich Manches am Wege —: dann saßen sie gern zusammen und plauderten lustig, erzählten sich Neuigkeiten und eigene kleine Abenteuer. Beim schlechtesten Wetter blieb man zu Hause, meist vom Vorrathe lebend oder auch hungernd. Sie waren's gewohnt: bald hatten sie Hülle und Fülle, bald litten sie Hunger und Noth. Indessen übte das freie, mühlose Bettlerleben, das Wandern durch Wälder und Felder, das Schauen und Lauschen in Häusern, auf Märkten und Straßen einen mächtigen Reiz auf Knaben und Töchter, und es wollte keines davon hören, in Arbeitsdienste zu treten. Die Buben führten im Sommer und Herbst ein fröhliches Leben. Da gab's Erdbeeren, Himbeeren an Rainen, in Busch und Wald, zum eignen Schmause zuerst und dann zum Verkauf in der Stadt. Drauf kam die Zeit der Kirschen, Pflaumen und all des Obstes; da wurde genascht, gesammelt, verkauft, versteckt: jeder hatte seine besonderen „Mauken". Zudem fingen sie Fische, Krebse und Vögel. Die große freie Natur war ihr Haushalt, und brannte die Sonne, so schlief man behaglich im dunkeln, schattigen Haine. Schlimmer war's freilich im Winter; doch bot auch hier der Holzverkauf in guten Büscheln einige Beute neben dem Bettel.

Die beiden ältesten Kinder, zwei Töchter, wußten jeder

Aufforderung zur anderseitigen Arbeit auszuweichen, indem sie erklärten, es müsse doch Jemand das Hauswesen führen beim bresthaften Vater und bei den kleinern Geschwistern.

So lebte die ganze Familie zusammen und es wuchsen die Kinder heran und wurden größer und stärker. Der Vater saß oft im traurigen Nachsinnen da und weinte manch' bittere Thräne: er sah das Verderben näher und näher kommen. Die bösen Gelüste der Kinder wurden stärker; nicht Bettelei bloß, auch Dieberei galt als Erwerb. Garstige Reden, wüste Lieder vernahm er häufig. Die Töchter strichen umher, und kaum halberwachsen, sprachen sie schon von Liebesgeschichten. Die Brüder neckten sie etwa damit, und sie entgegneten dann mit Vorwürfen über diebisches Treiben. Zank und Streit in den rohesten Worten endigte oft mit Stößen und Schlägen, mit Fluchen und Heulen.

Aber die Schule, die Kirche!? Freilich war es im Lande Gesetz, daß alle Kinder die Schule und die Christenlehre besuchen müßten, bei zwingender Strafe. Lehrer und Pfarrer klagten darüber, daß die Kinder aus der Fuchskling niemals erschienen. Man ließ durch den Weibel mahnen; man drohte mit Strafe; man strafte um Geld, und weil der Jörg keines hatte, wurde er einmal drei Tage in Haft gesetzt. Je nun! Die Gemeinde hatte die Kosten zu zahlen. Was war da zu machen? Sollen die Kinder zur Schule, so gebt ihnen Nahrung, Kleidung, Bücher — und sorgt für den Vater zugleich. Mußte doch jetzt schon die Gemeinde die Wohnung bezahlen.

Mit Zwang und Drang wollte man endlich die Kinder versorgen: Zwei Knaben kamen als Mähnbuben zu Bauern; ein älterer sollte beim Maurer handlangen; ein Mädchen kleine Kinder bewachen: Alles vergeblich! Sie hatten unausstehliches Heimweh; sie weinten und trotzten und liefen immer wieder davon. Eine edle Frau nahm die zweitälteste Tochter

zu sich und gab sich alle erdenkliche Mühe: die Tochter weinte Nächte hindurch, that Alles verkehrt und eilte beim ersten Anlaß hinweg, der Fuchsling zu. So ging's denn fort im alten Geleise; doch wurd' es schlimmer und schlimmer und immer wüster und roher. Die Töchter wurden freche, schamlose Dirnen, und bald kamen die erste und zweite und brachten eigene Kinder. Der ältere Sohn kam aus fremden Diensten, worin er wenige Jahre gestanden, noch verdorbener zurück und war nun ein Meister und Führer zu vielem Bösen.

Der Vater, auch Großvater nun, war unter Allen der Bessere stets. Da konnt' er's nimmer ertragen. Er schnürte sein Bündel heimlich und hinkte davon und schleppte sich fort, zehn Stunden des Wegs, und seines frühern Dienstherrn Sohn, den er als Kind auf den Armen getragen, erbarmte sich seiner und gab ihm ein Winkelchen hinten im Hause, und gute Menschen ließen ihn nicht verkümmern im Elend. Er war schon sechzig Jahr' alt, als er den Seinen entfloh, und schien dem Tode nahe. Doch im Kreise beßrer Menschen genas er an Leib und Seele; sein Bein sogar ward kräftiger. Er konnte Dieß und Jenes besorgen: die Kinder hüten, Garn spulen, den Garten reinigen und so mancherlei Arbeit. So lebte er bis ins hohe Alter und wir sahen ihn heiter im achtzigsten Jahre.

Aber drüben in der Fuchsling: Was finden wir dort? Ein Unglücksnest mit einem Gezüchte, den andern Menschen zur Last und Scheue; ein Bettelgesind in früher Jugend und späterm Alter; ein leichtsinnig, lieberlich, faules Volk in der Kraft des Lebens.

III.

„Es ist doch ein rechtes Malheur mit dieser Schule", klagte Madame Flach ihrem Gatten; die Kinder gehen nur gezwungen, und finden nicht den mindesten gout an dem Unterrichte. Darauf erwiederte Monsieur Flach: Naturellement! Die instruction ist auch darnach; Nichts als Kirchenlieder, Bibelsprüche, biblische Historien u. dgl. Wie könnten auch Kinder einer distinguirten Familie Solches goutiren?

Jetzt trat die Magd ins Zimmer und berichtete: Die Kinder haben sich in der Küchenkammer verborgen; sie wollen „absolümang" nicht in die Schule. — Madame rannte hinaus, und bald vernahm man ein lautes Kindergeschrei durch die offenen Thüren. Es dauerte das Schreien der Kinder und das Beschwichtigen durch Mama und die Magd ziemlich lange, bis endlich der Zug ins Zimmer kam, wo Papa auf dem Sopha gewartet und etlichmal ein lautes höhnisches Gelächter aufgeschlagen hatte. Eh bien! Henri, was soll das? Warum wollt ihr nicht in die Schule? Der Henri, ein schön herausgeputztes Bübchen von neun Jahren, hatte schon oft bemerkt, daß Monsieur Flach eben keine günstige Meinung von der Schule hatte, und so antwortete er laut und frech: Weil ich wieder ein langes Lied aus dem Gesangbuch auffagen soll, und weißt du, Papa! ich mag das nicht thun, und kann es auch nicht. — Voyons! sagte Papa, und Henri zeigte ihm das Lied im Gesangbuche. Nachdem er es übersehen, rief er heftig und verächtlich: Was das für Nonsens ist, die Kinder mit dergleichen altmodischen Pièceen zu

plagen! Was soll nun das heißen: „Auf Gott und nicht „auf meinen Rath will ich mein Glück stets bauen". — Was sollen sich Kinder bei solchen Phrasen denken? Das ist purer Unverstand und muß den Kindern pénible werden. Das ist noch dasselbe Lied, das man vor fünfzig Jahren schon in der Schule lernte. Einer meiner Condisciple sagte es einmal so auf: „Auf Gott und nicht auf meinen Bart, will ich im Glück stets schauen." — Papa's Witz erregt ein gewaltig' Gelächter in der ganzen Familie und selbst die Magd stimmte überlaut mit ein. Und du Jeanette, fragte nachher Monsieur Flach, was hast denn du lernen sollen? Da diese drei Sprüche, antwortete vortretend das zehnjährige Mädchen, indem sie die Augen selbstgefällig über ihren eiteln Anzug gleiten ließ. Monsieur Flach las: „Gott gab dem Abraham die Verheißung: in deinem Geschlechte sollen alle Völker der Erde „gesegnet werden". — Also immer noch diese Geschichten von Abraham, Isaak und Jakob, sprach er dann verdrießlich: gibt's wirklich nichts Vernünftigeres für die Jugend? man sollte fast meinen, wir seien Juden. Dieser Abraham mit seiner alten Sarah und ihrem Isaak — es lohnt sich schon der Mühe. — Mit diesen Worten wollte Monsieur Flach ins Nebenzimmer gehen, da hielt ihn Jeanette zurück und sagte: Aber hör' nur auch, Papa! was Valerie aufbekommen hat. — Was denn, fragte er rückkehrend. — Wie von Scham ergriffen wandte sich die kleine Valerie ab und wollte nicht sagen, was sie hätte lernen sollen. Jeanette trat ins Mittel und erklärte: denk' nur, Papa! sie hätte das Gebetlein zu lernen, das die alte Wäscherinn vorerst betet, eh' sie bei uns in der Küche zu Mittag ißt; es ist ganz dasselbe Gebet und fängt an: „Aller Augen warten" u. s. w. Still, still! unterbrach Papa, und fügte bei: Ich muß mit dem Lehrer reden; meine Kinder dürfen ihre Schulzeit nicht mit solchen Dingen verlieren. Nanette! rief er der Magd zu, Ihr geht

den Vormittag zum Lehrer hinüber und sagt ihm, die Kinder seien heut' am Schulbesuch verhindert worden; zudem soll er Abends nach vier Uhr zu mir herüber kommen; ich hätte Wichtiges mit ihm zu reden. — Hierauf ging er weg. Madame hatte noch ihre Morgentoilette zu machen und nahm Jeanette zur Beihülfe mit. Henri und Valerie blieben im Zimmer, und er amüsirte die Kleine mit seinem Puppenspiel, wobei er die Späße des Polischinell trefflich vorbrachte; sein Meisterstück aber, über das Papa und Mama oft lachten, war die Vorführung einer Liebeserklärung, die ein junger Baurentölpel einer groben Wirthstochter machte, wobei gar ergötzliche Redensarten und Situationen vorkamen.

Monsieur Flach war ein ziemlich reicher Mann und machte gute Geschäfte. Er und Madame gehörten zur Gesellschaft, comme il faut, die feinere Bildung zeigt. Sie sprachen und lasen französisch und waren in der französischen Romanenliteratur ziemlich wohl erfahren. Monsieur war zudem eine Art Philosoph oder Freigeist, der oft sein Bedauern darüber aussprach, daß man auch die gebildete Klasse fortwährend am Gängelbande des alten Köhler-Glaubens führen wolle, der doch nur für die populace passend sei. — Es war dem Kulturzustand der Familie entsprechend, daß man schon Gespräche über religiöse Dinge für unpassend hielt; dergleichen zu lesen wäre lächerlich erschienen, wie dann auch das Gebet ganz außer Mode war und gleichsam für unschicklich galt. Die Kirche besuchte Monsieur nie. Was hätte auch ein Mann von seiner Bildung und Erfahrung aus einer Predigt lernen können! Madame hingegen ging nicht selten und zwar in der ausgesuchtesten Toilette.

Als sie dann zum Mittagessen kamen, konnte sich Monsieur des Scherzes nicht enthalten, die kleine Valerie einzuladen, nun das Gebet zu sprechen, das sie hätte lernen sollen. Das Töchterlein that aber ganz beleidigt und rief: Ach Papa!

warum sagst du auch so Sachen; ich bin ja keine alte Waschfrau. — Ein helles Gelächter erschallte von allen Seiten. Und dann sagte Henri: Ja, und die Jeanette kann dann ihren Abraham mit zum Tisch bringen — «Tu es un mauvais garçon, scherzte Mama, und Jeanette fügte bei: Oui Mama, c'est un farceur. — Nach dem Mittagessen saßen sie noch eine Weile beisammen und Monsieur sprach zu Madame: Wir können die Sache kaum so fortgehen lassen; es ist eine abominable affaire, seine Kinder so mit der Pöbeljugend in die Schule zu schicken; sie gewöhnen sich allerlei Unarten und altmodisches Wesen an. — Mon cher, erwiederte Madame; mir war dieß schon lange höchst degoutant, namentlich die Töchter bleiben ohne alle Routine, und was man in der Familie abschleift, das wird in der Schule wieder verkehrt. Es ist ein großer Mangel in diesem Städtchen, daß man für die Kinder der gebildeten Familien nicht von Anfang ein besonderes institut hat. Vielleicht ließ sich's machen, wenn einige Familien zusammen ein solches einführten. — Ich hab auch schon daran gedacht, fuhr Monsieur fort; indessen mag das immerhin noch einige Zeit anstehen, und so will ich doch heut' Abend mit dem Lehrer mich besprechen, ob nicht in der Schule eine bessere Methode eingeführt werden könne. — Das wird vergebliche Mühe sein, bemerkte Madame. Der Mann scheint mir gar zu simpel, ohne alle assurance; er wird immer die meiste Zeit und Mühe auf veraltete Sachen verwenden wollen. Und weißt du auch, sagte Jeanette, der Lehrer versteht kein Wort französisch; so sagt er nicht Adieu, sondern jedesmal „Behüte Gott!", ganz wie die gemeinen Leute. — Er ist eben kaum ein halbgebildeter Mensch, wie es die Schulmeister gewöhnlich sind. Mit diesen Worten schloß Papa die Unterhaltung und rüstete sich zum Gang aufs Kaffehaus, wo er gewöhnlich bis drei Uhr seine Dominopartie spielte, und dann noch für eine Stunde aufs Comptoir kam.

Pünktlich ein Viertel nach vier Uhr erschien der Schullehrer vor der Comptoirthüre, bescheiden anpochend. Monsieur öffnete, grüßte vornehm und hieß eintreten. Nach einer Weile, die noch einem andern Geschäfte zugewandt wurde, setzte Monsieur sich auf den Sopha und hieß gnädig den Lehrer auf einem Stuhle ihm gegenüber Platz nehmen. Herr Schulmeister, begann Monsieur Flach, ich war schon einigemal daran, Sie rufen zu lassen, wurde aber durch Geschäfte abgehalten. Sie wissen, wie sehr mir an der civilisation liegt, und zunächst an einer rechten instruction meiner eignen Kinder. Da muß ich Ihnen aber offen gestehen, daß ich mit den progrès derselben nicht contentirt bin. Sie scheinen mir, Herr Schulmeister, nicht auf dem Kulminationspunkte der paidagogie zu stehen, vielmehr noch all zu sehr an veralteten Sujets zu hängen, wie par exemple an Bibelgeschichten, Sprüchen, Liedern und Gebeten. Ich will gerade Nichts gegen diese Antiquitäten haben, sie mögen gut sein für die populace; aber Kinder gebildeter Familien sollte man damit verschonen. Sie verstehen mich, Herr Schulmeister! ich wünschte, daß meine Kinder weniger dergleichen veraltete und für sie unnütze Dinge zu lernen bekämen, hingegen in schönen Wissenschaften mehr unterrichtet würden.

Der Schullehrer hörte ruhig diese Anrede; er schien keineswegs betroffen, und erwiederte gelassen: Herr Flach, ich verstehe Ihre Meinung, und weiß nur zu wohl, daß Ihre Kinder namentlich den religiösen Lehrstoff nur sehr ungern aufnehmen. Uebrigens darf ich Ihnen sagen, daß der Unterricht keineswegs einseitig ist, wie der Lehr- und Lektionsplan deutlich zeigt; freilich ist Religions- und Sittenlehre ein Hauptfach. Ich hab' schon oft bedauert, daß Ihre sonst fähigen Kinder gerade so wenig Lust und Interesse an diesem Fache haben. — Aber, mein werther Herr Schulmeister, Sie werden doch begreifen, daß Kinder, die in einer honetten

Familie erzogen werden, unmöglich Geschmack an jenen absurden Märchen finden können, wie man sie in der sogenannten biblischen Geschichte liest. — Und dann die unverständlichen Sprüche und altmodischen Lieder . . . . —. Ich kann Ihnen versichern, sprach der Lehrer, daß fast alle Kinder die biblischen Erzählungen mit der größten Liebe lesen, und die Lieder und Sprüche betreffend, so werden dieselben erklärt und mit Beispielen aus dem Leben erläutert. Uebrigens bin ich selbst kein Freund von allzu viel Auswendiglernen; Gedächtnißübung mit Maß bildet aber gewiß eine wichtige Kraft und ist auch heilsam für das sittliche und religiöse Leben, insofern gute Lehren dem Innern eingeprägt werden, ein Schatz, verwendbar zur Zeit der Noth. — Ich sehe wohl, Herr Schulmeister, daß wir über diesen Punkt nicht einig werden, weil Sie nur im Auge haben, was dem großen Haufen frommt. Für Kinder aus Familien, wie die meinige, bedarf's jener religiösen Treib- und Abschreckungsmittel gar nicht und sie wirken auch ganz entgegengesetzt, weil die Kinder bei Hause über die Sachen aufgeklärt werden. Wenn meine Kinder im Familienkreis über die Thorheiten der biblischen Wundergeschichten scherzen hören: wie könnten sie in der Schule dabei andächtig und gläubig sein? — Das ist freilich nicht der Fall, sagte der Lehrer mit einem unterdrückten Seufzer. — Und wenn, fuhr Monsieur Flach fort, wenn in meinem Hause, wie in andern Häusern der Vornehmen, ein lautes Gebet als unanständig nicht Statt finden darf: wie sollen meine Kinder in der Schule ein solches gerne lernen und aufsagen? Freilich, freilich! sprach der Lehrer aus gepreßter Brust, es kann nicht so sein. — Wenn dem so ist, fuhr der Lehrer fort, wär' es sehr wünschbar, daß die Kinder dieser Gebildeten eine besondere Schule hätten. — Das wäre allerdings das Beste, erwiederte Monsieur; aber da vorderhand

kein Institut hier ist, müssen wir uns eben behelfen. Ich bitte Sie nur freundlich, verschonen Sie meine Kinder mit jenen Dingen, die zumeist nur für das gemeine Volk gemacht und angeordnet sind. — Nun standen sie auf, und heimwärts ging der Lehrer, still vor sich hinseufzend: O Gott, gib mir Geduld und Kraft!

Im Nebenzimmer aber waren unterdessen Madame und die Kinder. Und die ältern flüsterten und lachten; denn sie wußten, daß jetzt eben Papa dem Schulmeister „den Marsch mache". Auch Mama freute sich inniglich dessen und konnte sich kaum enthalten, an der Zwischenthüre zu lauschen.

Mit welchen Gedanken und Gefühlen, ausgedrückt in Blicken und Mienen, die beiden Kinder am nächsten Tage in die Schule kamen, davon weiß Einer viel zu erzählen, Einer, dem schon oft das Herz geblutet ob dem Frevel häuslicher Erziehung: der vielgekränkte Schulmeister!

IV.

Seit auch in deutschen und andern Ländern das Verbrechen in den offnen hellen Sälen der Schwurgerichte an das Tageslicht gestellt wird, vernehmen wir von Quartal zu Quartal die interessantesten Fälle aus dem Gebiete abergläubischer Täuschung und staunenerregenden Unsinns. Von Hexen, Gespenstern und Teufeln wimmelt's in Dörfern und Städten; Geldkisten, Höllenhunde und greuliche Drachen liegen in Schlünden und Gründen. Bayrische Geister ziehen in München und Landshut auf Bälle, tanzen Walzer und Hopser und bedürfen zur Labung Würste und Schinken, und auch des röthlichen Weins sendet ein Geist die muskel- und hautlose Kehle hinab. Im gemüthlichen Schwabenlande rumort und regiert an allen Enden und Ecken der schwarze, ochsengehörnte Satan, fürchterlich brüllend aus feuersprühendem Rachen. Wahrsager, Geisterbanner und Kartenschläger finden offne Thüren und Taschen; Frauen und Fräulein wirken Wunder; Bilder verdrehen die Augen; Tische tanzen und Seelen klopfen: überall spuckt es und juckt es.

Was! — Und haben sie doch fort und fort aufgeklärt und abgeklärt! Und ist's schon fast ein Jahrhundert, seit Becker's Noth- und Hülfsbüchlein und Rochow's Kinderfreund, Pestalozzi's Volksbuch und Hellmuth's Volksnaturlehre erschienen! Wie oft hat man geklagt über das ungläubige Volk, in der seichten modernen Schule verbildet!

Wie hat man ihr so unrecht gethan, der Schule! Das Volk ist über die Maßen gläubig. Nur das ist betrübt, daß es bei allem Glauben dem Teufel für glänzendes Gold die

Seele auch annoch verschreibt; daß es für Geld den Umgang mit Hexen und Zaubrern nicht scheut und wo möglich noch selber mithext und mitzaubert, und wenn darob auch die Seele verdürbe.

Seid ihr nur ganz ohne Sorgen, ihr tief elegischen Mystiker! Die halbgebildeten prosaischen, rechnenden, messenden Schulmeister mühen sich all umsonst, den „schönen" Glauben des Volkes zu erschüttern. Aus tausend Quellen fließt ihm reichliche Nahrung. Großmütterlein noch widmet sich gern dem bildenden Dienste. Es hängen die Enkel an ihrem erzählenden Munde, und so treu haften die Bilder der Riesen und Zwerge, der Drachen und Teufel, der Hexen und Feen in ihrem Gemüthe, daß schlafend und wachend dieselben sie immer umgaukeln. Ob Furcht sie drücke, ob Angst sie quäle, ob irrsinnig Hoffen sie täusche: — Wie klein hier Noth und Schaden, verglichen mit der übersinnlichen Welt poetisch-mystischer Schöpfung!

Nicht die gebildete Amme allein weiß vornehme Kinder mit schrecklichen Bildern rasch zu geschweigen; auch die Kindsmagd im niedern Hause kennt die wichtigen Dienste, die Teufel und Wauwau und Santiklaus leisten.

Frühzeitig lernen die Kleinen jetzt lesen. Welch' eine Lust! die sechs und siebenjährigen Kinder des reichen Hauses, Aline und Osman, wie glücklich sind sie: dort sitzen sie ob einer Prachtausgabe von Tausend und Einer Nacht, mit herrlichen, großen Bildern. Sie betrachten eben die gräberaufscharrende, leichenfressende Guhle, und darauf den großen entsetzlichen Froschkönig und den schrecklichen schwarzen Zaubrer. Oh diese Bilder, glaubet es nur, sie bleiben noch lange; jetzt sind sie so lebhaft, daß weder Aline noch Osman sich vor die Thüre getraute.

Aber auch das ärmere Kind findet dergleichen gemüthliche Nahrung. Die Bilder sind zwar etwas roh; aber die grellen

blutrothen Farben des höllischen Feuers, die Krallen, die Haken, die Schwänze der Teufel, die brennenden Haare und rollenden Augen der armen Seelen machen einen bleibenden Eindruck. Zudem gibt es wohlfeile Volksbücher, in welchen es an Hexen, Gespenstern und Ungeheuern auch nicht fehlt.

Ueberdieß aber bietet der gesellige Umgang reichlichen Bildungsstoff in dieser Richtung. Wenn Dienstboten und Gesinde in den langen Winternächten beisammen sitzen: wie lauschen sie gierig dem Erzähler, der ihnen die schaurige und lustige Geschichte mittheilt von dem Schäfer, der zwar einen Schafdieb fest bannisirte, aber denselben am Morgen doch nicht fassen konnte, weil derselbe pfiffig genug gewesen, den Rasen, auf den er gebannt war, auszustechen und mitfortzuschleppen! — Welche Küchenmagd weiß nicht die Geschichte von den zwei Nachbarhexen, die als Katzen auf die Herdplatte sich gesetzt hatten, und sich dadurch verriethen, daß die eine zur andern warnend sagte: „G'vatterinn, dein Häs brennt"? In welcher Bauernwirthsstube wäre nicht von dem Kapuziner Pater Florian erzählt worden, der einst sieben böse Geister, die lange Zeit in einem Hause jede Nacht furchtbar rumpelten und humpelten, richtig in eine große zinnerne Flasche hinein praktizirte, sie mit einem Schraubendeckel zuschloß und so die ganze Sippschaft glücklich im Güllenloch versenken konnte? — Solche Polterhäuser gibt es bekanntlich in jeder Stadt und Landschaft. — Jede Bauerntochter weiß, wie oft die Hexen über die Kühe kommen, daß sie Blut statt Milch geben. Wie oft wird die Milchsahne verhext, daß alle Mühe, Butter zu gewinnen, rein vergeblich ist! Fast jeder Landmann weiß, daß es von Gott verworfene Tage gibt, in welchen alle Arbeit zum Unglück ausschlägt; er weiß, daß Nägel, zu gewissen Stunden in Bäume geschlagen, ganz sicher die Nägel zum frühen Sarge des Besitzers sind, der mit dem Baume gleichzeitig absterben muß.

Aber nicht bloß auf Traditionen ruhet der mystische Glauben. Wir haben ihn wissenschaftlich dargestellt, ein System der Dämonologie. Der joviale Verfasser der „Reiseschatten“ und sein Freund, weiland Professor Psychologiä, sie haben Großes gethan und gewirkt. In viel tausend und tausend Exemplaren ist das Buch der Seherinn von Prevorst in den vornehmen Ständen, und die Geschichte der Somnambule von Kirchheim — Reise in die Sonne, den Mond und die Sterne — unter dem Volke verbreitet. Im „Magikon“ findet man Geschichten, wie sie kein Köhler und keine Amme erfinden konnte. Scheible bringt uns in vollständiger wissenschaftlicher Ausgabe Faust's Höllenzwang, die ägyptische Magie und wohl auch die so oft und sehnlich gesuchten, leider in der Bibel fehlenden letzten Bücher Mosis. Haben wir nicht Traumauslegungs- und Lotteriegewinnst-Bücher? Und einer Zeit, die eine solche Literatur schafft und sammelt, will man vorwerfen, sie fördere den Glauben nicht! Wo hat irgend eine Regierung, und wäre die Censur noch so scharf, der Verbreitung solcher Schriften je ein Hinderniß bereitet? Der geringste Dienstbote weiß jetzt, was man durch „Zimparthie“ vermag. Nicht nur die Landleute, viele Städter und vornehmen Familien sind zur Ueberzeugung gelangt, daß der „Kirnegger Mann“, der „Schmid von Erlen“ und das „Nägeli von Pfäffikon“ mehr von der Heilkunst verstehen, als all' die Chirurgen und Mediziner.

Nein! Nein! — Die moderne Schule hat diesem schönen Glauben keinen Abbruch gethan: Was vermöchte sie gegen die große Macht der erhaltenden fördernden Kräfte? — Es gab allerdings eine Zeit, wo einzelne kühne Schulmeister noch von einem „Aberglauben“ sprachen. Doch diese Zeit ist vorüber. Wie ging's dem armen Egger in Bansluh? Er sprach einst in Mitte der Schulvorsteher einen Zweifel darüber aus, ob jetzt noch der Teufel leibhaftig auf Erden er-

scheine, ob jetzt noch böse Geister leibhaftig in Menschen rumoren und Hexen ihr unholdes Wesen trieben. Schwarz auf weiß wurd' ihm bewiesen, er sei ein Freigeist, ein Mensch ohne Religion. Und da er nicht Buß' und Abbitte that, kam er um Amt und Brod mit sammt seinen schuldlosen Kindern, und in ganz Europa fand er keine Lehrstelle mehr. Mitleidige Menschen, doch nur geheim und im Stillen — boten ihm so viel, daß er über das große Wasser die Reise zu machen vermochte. Dieß den Aufklärern zum warnenden Beispiel!!

Freilich! Man bratet vorerst jetzt keinen Ketzer mehr; aber man wirft ihn lächelnd ins Feuer der Noth und des Elends. —.

V.

Mundus vult decipi — Die Welt will betrogen sein —. Dieses Sprüchlein lernen die Knaben der Vornehmen frühzeitig in ihren Lateinstunden, und die aufgewecktern fügen in gutem Vorsatze gern die Ergänzung hinzu: Ergo decipiatur! — So werde sie denn betrogen! —. Indessen wär' es unrichtig, wenn man behauptete, nur die zu höhern Berufsarten bestimmten Kinder lernten so schöne Grundsätze kennen. Es ist vielmehr recht merkwürdig, wie in Sprüchen und Handgriffen alle Welt Anleitung gibt zum Betrügen, Uebervortheilen, Täuschen. Das Volk hat in dieser Richtung einen reichen Schatz von Redensarten, witzigen Erzählungen, Lebensregeln und Gewohnheiten.

Die Bäurinn, welche Milch und Obst verkauft, zeigt ihrem Töchterlein bei Zeiten die Vortheile, wie man den Rahm vorweg nehme, wie man sparend messe, u. s. w. Das Töchterlein ist in solchen Dingen gar nicht ungelehrig. Und dann: Warum wollen die Käufer so wenig bezahlen? „Darnach Geld, darnach Waare". Mundus vult decipi — würden sie hinzusetzen, hätten sie nur Latein gelernt. Des Gastwirths Junge hat auch schon viel vom Vater gelernt im Mischen und Auffüllen, und über die doppelte Kreide gönnt er den Gästen gern einen Spaß. Daß der Müller im Mahlen betrüge, der Bäcker zu leichte Brode backe, der Schneider falsches Maß angebe, das sind lauter Dinge, die sich im Glauben des Volks von selbst verstehen. Wie wenig dem Kuhhändler zu trauen sei, daran denkt jeder Bauernbube, und daß der Roß-

händler ein gewaltiger Lügner und gewandter Betrüger sein müsse, das gilt gleichsam als erste Bedingung.

Dort in jenem Häuschen wohnt der Kleinkrämer Friper. In seinem dunkeln Laden holen die Aermsten des Dorfes Salz und Schmalz, Oel und Essig, Cichorien-Päckli und Pfeffer, Tabak und Zucker, Faden und Bändel, Lampenöl und Schuhsalbe, Dinte und Papier; kurz, all' die hundert kleinern Sachen des täglichen Lebens. Da sind zwei Töchter, dem Alter nach fast noch Kinder, schulpflichtig noch; aber erstaunlich gewandt in allen Griffen und Pfiffen des kleinen Gewerbs. An zehn Ellen die elfte herauszubringen, das Pfund in 50 Loth zu verkaufen, die Maß in fünf Quart zu theilen: Das ist's ja eben, was man zur Führung der Krämerei lernen muß. Wie könnten wir auch, sagt die Mutter, mit Ehren bestehen, ohne „einigen Vortheil! Ist's doch nicht selten, daß man an einem „Lumpen verliert; man muß immer aufschreiben und wie bald „ist Etwas verfehlt oder gar vergessen". Ja, ja: das Aufschreiben, das ist noch eine eigene Sache. Die Armen sagen es auch; viele von ihnen verstehen zwar Nichts davon und da muß der Krämer schon sorgen. Unvermeidlich ist freilich jetzt noch meistens, daß gerade jene Klasse des Volks, die am allerwenigsten hat und verdient, am theuersten einkaufen muß, oft um 50 und 100 Prozent zu theuer. Aber dadurch wird ja die Krämerfamilie ernährt, sogar bisweilen bereichert, und ohne dergleichen Krämer: Wer würde die Armen bedienen?

Seht ihr dort das schöne Landhaus? Dort wohnen Herr Kniper und Söhne. Der alte Herr war einst nur ein Hausknecht bei einem Wechsler. Aber er war pfiffig und merkig, und fing dann selbst ein „Gschäfftli" an, und trieb's mit rechtem Vortheil; es haben's Viele erfahren. Doch was er immer beklagte, war seine schlechte Beschulung: er konnte kaum lesen; schreiben fast gar nicht; Kopfrechnen verstand er wol trefflich, doch fehlte er oft im Setzen der Ziffern.

Indessen wuchsen die Knaben heran, und immer sagte der Vater: Nur recht Lesen, Schreiben und Rechnen, das ist die Hauptsach'! Der Schullehrer des Orts trieb ihm viel zu viel Nebensachen: Religion und Moral, und Singen und Zeichnen und noch mancherlei brodlose Künste. Darum sparte der Vater die Kosten nicht, und that die beiden Söhne zu einem Schreib- und Rechenmeister, und der exerzirte sie, daß sie alle möglichen Schuldverschreibungen und Berechnungen, ja ganz verschiedene Handschriften fertigen und nachmachen konnten. Sie hatten von früher Jugend vernommen, wie man Geldgeschäft vortheilhaft treibe, und nun erst weihte sie der Vater in alle Geheimnisse ein: eine treffliche Schule des Lebens. Sie machen jetzt viele Geschäfte, recht vortheilhafte zuweilen. Es ist weitum bekannt: wer einmal mit Kniper's verkehrt, mit dem geht's schleunig zu Ende. Und doch ist immer der regste Verkehr im Kniper'schen Hause. Da kommen die Einen beim lichten Tag, vornen zur Thüre herein; Andere schleichen Nachts zum Hinterpförtchen. Hülfe suchen sie oft in harter Bedrängniß! Geld müssen sie haben um jede Bedingniß! Wer könnte all die Ränke, Kniffe und Schliche beschreiben, die da ersonnen, bereitet und ausgeführt werden: eine wahre Hochschule des Truges und Luges. Weithin reicht ihre Wirkung: Fälschung und Meineid gelten als Mittel; Seele und Ewigkeit setzen die Einen im schändlichen Spiele mit ein, von Andern den letzten Fetzen irdischen Guts zu gewinnen. Da wird ein Darleihen von 200 fl. kontrahirt an einen Mann, dem morgen vergantet wird, wenn er nicht heute Abend noch 80 fl. bezahlt. Er erhält diese und dazu eine Kuh und einen Wagen, beides zusammen keine 30 fl. am Werthe, und auf 200 fl. schreibt er den Schuldschein. Bei „Kniper und Söhne" sind Magazine von allerlei Waaren, Geräthen, Geschirren, Zeugen u. s. w. Sie leihen auf Pfänder, die häufig verfallen. — Da kommt ein Andrer, der

ein früheres Darleihen zurückzahlen sollte; Kniper und Söhne wollen ihn gar nicht anhören; er bittet um „Tausend Gottswillen“ und erklärt sich zu Allem bereit. Endlich wird er erhört: auf den Schuldschein von 100 fl. schreibt er 50 fl. als heute neu empfangen hinzu, und verspricht auf „Ehr und Eid“ Niemand von dieser Sache ein Wort je zu sagen. Ein Dritter kommt, ein blöder Tropf, unkundig des Lesens und Schreibens, doch so weit abgerichtet, mechanisch den Namen zu kritzeln. Er wird hart angefahren; Zeit sei es endlich, zu zahlen, das Ziel sei längst schon verfallen. Er bittet um Aufschub. Das gehe nicht; denn der Schuldschein lauf' ab, und sei nicht länger mehr gültig. Auf ewiges Bitten und Jammern wird Rath: man soll durch ein neues, mit Zinszuschlag erhöhtes Obligo die Sache verlängern. Richtig! der arme Tropf, der Nichts weiß und versteht, unterschreibt ein neues Obligo auf 150 fl.; das alte, auf 100 fl. lautend, wird zerrissen, doch nur scheinbar ein andrer Fetzen, und so ist der Tropf 250 fl. schuldig. — So treiben's Kniper und Söhne, und Viele treiben's deßgleichen, Christen und Juden. Und Kniper, der alte, obgleich er nicht liest und nicht schreibt, ist doch vom Volk, das er schindet, auch in den Rath gewählt, und seine Söhne sind vornehme Herren. Solche Exempel reizen: Es suchen auch Andere nachzufolgen, und wer's im Großen nicht kann, der treibt's doch im Kleinen.

Doch was suchen wir draußen nach Meistern des Truges. Ach, in harmlosem Kreise trifft man die Spuren.

Die Mutter mit ihren zwei unerwachsenen Töchtern bringen Gemüse, Eier und Obst zu Markte. Schon lange wünschen die Mädchen auch seidene Schürzen; der Vater, der sparsame, weigert das Geld. Die Mutter weiß da zu helfen. Vom Markterlös wird einiges Geld behalten und wieder behalten — die Töchter merken es wohl — und dann bei gelegener Zeit wird dem Vater gesagt, jetzt wäre so ganz zum niedrig-

sten Preis zu kaufen: nur zwei Gulden, ein Stück zu beiden Schürzen. Man bittet und drängt und zankt und weint, und hingibt er zwei Gulden. Dazu kommen die Truggelder vom Markte, und am nächsten Festtag gehn sie in seidenen Schürzen zur Kirche, der klugen Mutter dankend und sie zum Vorbild sich nehmend.

Der Nachbar führt Holz zu Markt in die Stadt; mit ihm dürfen die lustigen Buben! Aber hör', Mann! hab' dem Gelde doch Sorg'; du weißt, wie nöthig wir's haben, ruft die Hausfrau noch nach. — Das Holz ist verkauft und artig bezahlt; fast über den Preis. Nun geht es ins Wirthshaus; man trinkt, man ißt, man spielt: die Hälfte des Geld's ist verthan. Auf dem Heimweg denkt der Mann an die Frau, die Söhne gedenken der Mutter. Schweigsam und ängstlich kommt man nach Hause. Der Vater erzählt von der Masse Holz, die heut' auf dem Markte war und von den niedrigen Preisen. Die Mutter schüttelt ungläubig den Kopf. Da fangen die Buben an, mit lauter Stimme des Vaters Wort zu bekräften, und wie er nicht mehr gelöst, als da in dem Beutel vorhanden. So trügen und täuschen sie alle einander: der Mann die Frau, die Gattinn den Hausherrn, die Kinder die Eltern.

Bis in den Kreis der spielenden Kleinen herab wirkt das verderbliche Beispiel. Im Handel und Tausch um Federn, Griffel, Nüsse und Aepfel zeigt sich schon Gewinnsucht und trügerischer Kunstgriff, und nicht selten freut sich der Vater, daß Hännschen jetzt schon so pfiffig, und lobt das würdige Söhnlein mit lachendem Munde.

Stehlen, schlechtweg zu stehlen, das dünkt doch Viele gar zu schlecht. Aber um Lohn und Nahrung zu prellen durch faule Tagdieberei, das läßt sich mit stillem Gewissen vollbringen. Wer weiß nicht mit Aerger zu sagen, wie Dienstboten, Tagelöhner, im Taglohn stehende Handwerksleute durch

Nichtsthun schmählich betrügen? Und gilt es gar dem Reichen, da ist's eine Lust, zu zögern, zu ziehen, die Kosten höher und höher zu treiben. Ein rechter Stoff zum Lachen und Spotten, wenn sie erzählen, wie man dießmal Einen geschröpft: „Der hat's ja, was schadet's auch da." Wollt ihr gar noch erfahren, wie sie's an Spieltischen treiben mit Karten und Würfeln? Sie wissen auch viel zu berichten, wie man einander besch.... Der Kegelbub wird schon bestochen, abgerichtet zum trüglichen Spiele.

Doch Einen gibt's noch, den zu betrügen, das ist nie Sünde noch Schande: das ist der Staat. Das schöne Geschichtlein vom großen König, der witzig des redlichen Dieners spottete: Ich hatt' den Esel zur Krippe gebunden, warum wollt' er nicht fressen? (d. h. er war ja Staatslieferant, warum betrog er denn nicht?) — Dieses Geschichtlein vom großen König wissen gar Viele. Dem Staat (der Volksgemeinde, der Bürgergemeinde) die größtmöglichen Rechnungen stellen: Wer thäte dies nicht? Dem Staat das Vermögen richtig versteuern: Wer möchte das thun? Die Bessergesinnten sogar behaupten: Wo Unredlichkeit zur Regel und Uebung geworden, da müßte die Redlichkeit Alles verlieren.

VI.

„Wenn's so fortgeht in unsrer Gemeind', ist bald die Supp' auf dem Tisch nicht mehr sicher" — sprach der Nachbar zum Ammann. So war's vor Zeiten nicht, fuhr er fort, und damals brauchte man nicht so viel zu bezahlen für Schulen und Landjäger. 'Swird immer nur schlimmer troß allem Lernen und Wachen. 'Sfehlt an strenger Zucht; der Lehrer und Pfarrer sind beide zu gut" —.

Etwas abgelegen von den andern Wohnungen des Dorfes, oberhalb der Schlucht, durch die ein klarer Bach rieselt, nahe am Waldhügel steht eine halb verfallene Wohnung, „das Waldhüsli", in struppiger Umgebung. Hier wohnt Johannes Rapser, ein armer Mann, mit seiner zahlreichen Familie. Früher besaß er ein schönes Gütchen; durch eigene Schuld, durch Trägheit und üppiges Leben, war er um Alles gekommen. Es ist ziemlich schwierig, in diese Wohnung einzutreten; Holzbengel, Kothhaufen und Steine liegen auf dem schmalen Fußpfade; einer der Trittsteine, auf welchen man zur Schwelle ansteigt, ist abgewichen, und so gelangt man nur durch einen Sprung zur Hausthüre, von der ein enger, dunkler Gang an die Stubenthüre führt. Sie steht angelweit offen, und wir übersehen mit einem Blicke den Haushalt. Menschengestalten nach jeder Altersstufe, Vater und Mutter, eine Tochter und einen Sohn in angehender Jugendkraft, Kinder beiderlei Geschlechts bis herab zum Säugling in Lumpen gehüllt, und neben demselben die hochbejahrte Großmutter. Welche Gier in Blicken, Mienen und Geberden! Sie sind zur Mahlzeit versammelt; doch Nein: nicht eine gesellige

Mahlzeit gesitteter Menschen, vielmehr ein Fraß thierischer Sättigung. Sie sitzen nicht um den Tisch im häuslichen Kreise; sie lehnen und hocken vereinzelt in den Winkeln. Auf dem Tische steht ein großer rauchender Topf, um denselben her liegen gequollene Kartoffeln. Jetzt greift der Vater in den Topf und zieht ein triefendes Stück gesottenen Fleisches heraus, reißt einige Stücke ab und gibt sie den Einzelnen in die eine Hand, während sie mit der andern etliche Knollen vom Tische nehmen. Bald ist Alles verzehrt; die Jüngsten springen hinaus, um noch zu spielen in der Abenddämmerung; Vater und Mutter und die ältern Kinder sitzen eine Weile schweigend auf der Bank, die an der Wand befestigt hinläuft. Dann spricht die Mutter in herbem Tone: Der Weibel ist auch wieder da gewesen wegen der Schule. — Meinetwegen sei er auch! erwiedert laut und heftig der Vater; sie sollen uns nur zuerst Nahrung und Kleidung geben; was hab ich von der Schule. 'Sist all Eins, ob der Weibel kommt oder nicht kommt; wir haben Nichts, und so kann man uns auch Nichts nehmen. Vor Zeiten durften die armen Leute doch heischen; jetzt ist sogar den Kindern das Betteln aufs strengste verboten. Woher Etwas nehmen, wenn nicht stehlen? Niemand gibt uns zu verdienen, und nirgend bekommen wir Etwas. Der Ammann, der Pfarrer, der Schullehrer kümmern sich nicht um uns; wir könnten alle zu Grund' gehn, es fragte kein Mensch darnach. Wohl! so nehmen wir halt, wo Etwas ist. Darauf die Mutter: Hätten wir das Anneli und den Kaspar heut Vormittags in die Schule geschickt: Wer hätt' uns dann Erdäpfel gebracht? 'Essen geht über's Lernen; die Narren die, mit ihrer Schul'! Jetzt wird's wieder einen Lärm geben, daß dem reichen Herrn etlich' Erdäpfelstöck' gelupft worden sind. — Es mag sich verleiden, fuhr der Vater fort. Aber der Kasperli ist doch ein gescheidtes Bürschli. Grad wie ich's ihm vorgesagt, hat er's ausgeführt. Durchs Haberfeld

ist er wie eine Katz' durchgeschlichen und dann in die Erdäpfelstöck', daß kein Mensch ihn sehen konnte, und in einer Viertelstunde hat er das Säckli voll gehabt. Da lachten Vater und Mutter und Sohn, und die Mutter rief zum Fenster hinaus: Komm' Kasperli, da hast noch Etwas. Der ältere Sohn erzählte dann: Das war aber doch ein rechter Spaß mit dem fetten Spitzhund. Schon lang dacht' ich, daß er ein gutes Fleisch haben müßt', und nun lauft er gestern einer Katz' nach in die Tobelwiesscheuer, wo eben Niemand war. Ich geschwind hinein, halt' die Thür, daß nur ein kleiner offener Spalt ist, der Hund reckt den Kopf hinaus; aber: klapf! drück' ich zu, und in etlich Minuten ist er kaput. — Jetzt hatten wir doch einmal wieder Fleisch genug. Ich hab' im Stillen lachen müssen, als sie heut' überall herum nach dem Hund fragten und des Herren Kind um den „Schooli" jammerte und weinte. — Er hat's lang genug gut gehabt, besser als mancher Mensch, sagte die Mutter. Der Hannis hat ihm's recht gemacht. — Der Hannis aber sprach: Vater, ich denk', wir könnten dann in der nächsten dunkeln Nacht ins Müller's Tobelwies hinter; es hat dort zwei Apfelbäume, gedrückt voll. Wir wollen dran denken, versetzte beifällig lächelnd der Vater. —

He! Susann, was hast denn du seit etlich Tag? rief er dann der ältern Tochter zu, die still und traurig vor dem kleinen Kinde stand. Ah, sprach barsch die Mutter, sie ist einmal wieder in der Repetirschule gewesen, und seither thut sie, wie wenn Eins gestorben wär'.

Hat dir der Schulmeister etwas Leids gethan? fragte der Vater. — Nein, erwiederte das Mädchen, er ist ganz gut mit mir gewesen. Ja, was ist denn vorgekommen? — Ach, wir haben in so einem Geschichtenbuch gelesen, und wie eine Familie so unglücklich geworden. — Ja, wie denn? — Der Vater ist als ein Dieb im Zuchthaus gestorben und die Mut-

ter ist auch drein gekommen. — Warum? — Weil sie so viel gestohlen hatten. — Ja, was geht das dich an? — Wie wir so lasen und der Schullehrer fragte und erklärte, da schauten Alle auf mich zu, und da mußt' ich weinen, und seither fallen mir immer so traurige Sachen ein. Du bist ein dummes Kind, sagte die Mutter; es sind schon die vornehmsten Leut' ins Zuchthaus gekommen, und dann: was ist's auch, wenn die Armen den Reichen Etwas nehmen? die haben sonst genug. — Aber die Susann' fing wieder an zu weinen, bedeckte das Gesicht mit der Schürze und ging hinaus, und die Großmutter trippelte ihr nach und weinte auch. Die Mutter aber sprach zu Vater und Sohn: Was brauchen sie jetzt auch in der Schul' solche Geschichten zu lesen, und die Kinder der armen Leut' so zu betrüben! Zu meiner Zeit hat man in der Schul' buchstabirt und betet, und's Beten ist die Hauptsach'. — Aber die Susann' ist gar eigen. Wir sind jetzt einmal arm und müssen auch gelebt haben. Ja, wenn wir so ein Glück hätten, wie's alten Konrad's unten, die können jetzt schon groß thun. — So, was ist's denn dort? — Ha, die ältest' Tochter hat von einem vornehmen Herren 300 fl. bekommen, du weißt ja, man hat ihr vor drei Wochen getauft. — Aber auch! dreihundert Gulden! — Ja, selbe Tochter, s'Grithli, ist aber auch witzig und anstellig; ganz anders, als unsere Susann'. Von der ist wenig zu hoffen, so scheu und trübsinnig ist sie. Nun, nun, schloß der Vater, sie ist auch noch wohl jung; es kann auch noch anders kommen. Ich denk', wir wollen sie nimmer in die Schule schicken; sie wird allemal fast tiefsinnig. —

Unterdessen war es Nacht geworden. Die kleinern Geschwister, es waren deren fünf, gingen mit der Großmutter und der Susann' auf den Dachboden auf ihr ärmliches Lager; Hannis aber und Kaspar, die neben den Eltern in der untern Kammer schliefen, machten noch einen kleinen Ausflug in den nahen

herrschaftlichen Wald, um da Holz zu holen für Herd und Ofen. Nach der Rückkehr nahmen sie zusammen noch ein Glas Schnaps; die Mutter hatte dessen ein Fläschlein aus der Stadt mitgebracht, als sie die feinen Zuckerrüben, die Hannis aus eines Nachbarn Garten geholt, um gutes Geld dort verkauft hatte. Es war 11 Uhr als sie sich schlafen legten, ohne Gruß und Gebet. Bald schloß der Schlaf ihre Augen. Droben aber wachten noch Susann' nnd die Großmutter und beteten leise zu Gott unter tiefen Seufzern und bittern Thränen.

Die Familie Rapser war eine schwere Plage für das Dorf und die Umgegend: keine Frucht am Baume, keine Aehre am Halme, keine Knollen an der Wurzel, kein Kraut im Garten, keine Traube am Stocke war sicher. Mitunter gab's freilich Zeiten der Strafe und Buße; allein wenn zwei Hände fehlten, griffen die übrigen nur desto emsiger zu. Als jedoch einst der Vater in einen Stall einbrach und ein Kalb heimtrug, da gab's längere Zuchthausstrafe. Indessen ging's gerade in der Zeit seiner Abwesenheit einmal herrlich und hoch her im Rapserschen Häuschen. Die sorgliche Mutter hatte für Susann', die zu einer hübschen Jungfrau herangewachsen war, den rechten Dienst und Herrn gefunden. Nach einem Jahre kehrte sie heim; das Taufemal war köstlich: Wein und Kuchen und Braten und 100 Thlr. daneben. Ein kleines Kind, das kostet ja nicht so viel in solchem Haushalt.

Der Vater kam aus dem Zuchthaus zurück, ruinirt an Leib und Seele; untauglich zum Stehlen sogar. Die Mutter war völlig zur Schnapssäuferinn geworden; Dank den 100 Thlrn. und dem guten Herrn. Die Buben zogen als Strolche im Lande umher; häufig auf dem Schub in die Heimat gebracht. Susann war kränklich und elend und seit die Großmutter todt ein ganz verlassenes Wesen.

Jetzt griff die höhere Obrigkeit ein, befehlend: Die Gemeinde hat für die Familie Rapser zu sorgen.

Da lebten Vater und Mutter im sogenannten Armenhaus verkümmert und verachtet, und eh' sie starben, sahen sie neben sich Söhne und Töchter in gleichem Elend, und noch durch Generationen hindurch war die Familie eine theure und schwere Last der Gemeinde und ein verlornes, verworfenes Geschlecht.

Und doch war im Dorfe eine Schule und es hatten in derselben seit einer Reihe von Jahren tüchtige, fleißige, christlich gesinnte Lehrer Unterricht ertheilt. Warum keine gute Frucht an jener Familie?!

VII.

Der Kratzenhof ist ein großes Gut auf fruchtbarer Ebene. Seit Jahrhunderten haust hier das Geschlecht der Kratzer; stets auf den ältesten Sohn vererbte das Hofgut. Jüngere Geschwister blieben zumeist ledig im Dienste des ältesten Bruders oder sie wurden mit spärlichem Auskauf entlassen und verloren sich dann mit ihren Nachkommen unbekannt und vergessen bald in der ärmlichen Menge da oder dort. Im höhern Alter, wenn der Erstgeborne das Gut übernahm, zogen die Eltern sich ins Ausdinghäuschen zurück, erhielten nach altem Brauche, was sie zum Leben bedurften, und gingen dann Tag für Tag regelmäßig zu Kirche. Großmutter spann daneben und nahm sich auch wol der Enkel an, die zuweilen herüberkamen; Großvater pflegte meistens behaglicher Ruhe im alten lederumhüllten Lehnstuhl. Vom Kratzenhof hörte man wenig in der Welt, und auf dem Kratzenhof wußte man wenig von der Welt. Zurückgezogen lebte der Bauer mit Weib und Kind und seinem Gesinde; selten kam ein Besuch, selten gingen sie über die Gränzen des Guts, freiwillig nur den Kirchweg, ungern in Pflicht und Geschäften. Alles bewegte sich seit vielen Jahren im altgewohnten Geleise des Lebens: Herkommen, Sitte, Gebrauch und Gewohnheit waren ein erblich Gesetz.

Da finden wir wol das patriarchalische Leben, die schöne Idylle, so lieblich in unsrer Romantik geschildert, so oft gesucht und ersehnt von rückwärtsgerichteten Blicken und Herzen.

Der Morgen dämmert; noch hat es nicht vier Uhr geschlagen; im Hause vernimmt man den schweren Tritt und die barsche Stimme des Bauern. Das Gesinde soll bereits an der Arbeit sein, Jedes an seiner Stelle. Schweigend gingen sie an einander vorüber, kein Gruß, kein Gegengruß ist da schicklich. Dann und wann vernimmt man ein hartes, abgebrochenes Wort: Ruf und Gegenruf, Frag und Antwort; dazwischen auch ein Schimpfwort, auch einen Fluch, dem Vieh oder dem Menschen auch geltend. Nun ist der Stall besorgt, Pflug und Wagen gerüstet zur Ausfahrt: „Zum Essen!“ ruft rauh und verdrießlich der Bauer. Sie kommen langsamen, harten Ganges die Treppe herauf und so in die Stube: ungewaschen, struppig das Haar, in rauhen schmutzigen Hemdärmeln; Der ohne Strümpfe, Der ohne Schuhe gar. Die Magd sagt mechanisch ein unverstanden und unverständlich Gebet, und dann setzen sie sich, plump und polternd. Die große rußige Pfanne ruht auf dem schwarzen Dreifuß; mit dunkeln Löffeln von Eisenblech fahren sie in die habermußstrotzende Tiefe, und kräftig geladen kommt der Löffel dann rasch zum weit geöffneten Munde. Keine Spur eines geselligen Mahles: kein Wort, kein Blick wird gewechselt. Am Rand und Boden der Pfanne streifen klirrend die Löffel; dazwischen vernimmt man etwa ein dumpfes Athmen und Schlucken. Sie stehen auf; wiederum betet die Magd; schweigend, wie sie gekommen, gehen sie weg.

Nun ziehn sie hinaus: auf Pfaden, seit hundert Jahren hohl getreten, und meistens voll Koth; auf Fuhrwegen, holprig mit tiefen Geleisen und oft mit Pfützen bedeckt, seit uralten Zeiten stinkend; mit Geschirr und Fuhrwerk, wie es beim Urahn und früher gewesen. Die Kratzerbauern sind aller Neuerung feind; sie bleiben in Allem beim Alten.

Mit saurem Gesicht geht der Bauer schweigsam hinter dem Pfluge, nur bisweilen dem treibenden Buben ein wüstes

Scheltwort anhängend oder wildzornig mit einer Scholle ihn werfend. Der Bube hinwieder läßt seinen Unmuth aus an den Thieren und treibt sie mit häufigen Schlägen.

Um neun Uhr ist ein Ruhepunkt: da nehmen sie Schwarzbrod und Schnaps, still wie die Stiere, die nebenan grasen. Doch hört man plötzlich ein gellend Gelächter: es ist dem schlauen Buben gelungen, eine der Krähen, die Engerlinge in den frischen Furchen suchen, mit einem Bengel zu treffen. Sie regt sich noch am Boden; der Bube holt sie und zerschlägt ihr am Pfluge den Kopf. „Das sind häßliche Galgenvögel, murmelt der Bauer, und oft steckt noch was Schlimmes dahinter.“

Wie das Morgenessen so das Mittagsmahl; doch reichliche Trachten von Knödeln, Speck und Sauerkraut. Etwas länger dauert die Sättigung; aber sie ist auch vollständig, bis zur starrenden Fülle. Zwischen mechanischer, nie geänderter Arbeit wird das Vesperbrod und nach vollbrachtem Tagwerk das Nachtessen genommen. Dann knieen sie alle, die Arme an Bänke und Stühle gestützt, auf dem Boden der Stube, ein Abendgebet wird noch gehalten, indeß der Schlummer bereits die Augen und Glieder befällt und die undeutlich lallende Zunge schon lähmt. Mühsam erheben sie sich, ohne freundliche Rede; ja meist stumm und ohne Gruß gehen sie fort in die Kammern, legen sich nieder und bald umfängt sie der tiefste Schlaf.

So leben die Menschen auf dem gerühmten Kratzenhof. Doch in besondern Zeiten, da werden sie noch besonders gerüttelt; im Heuet und in der Aernte, da weiß der Bauer — und das ist sein süßester Stolz — die Arbeitsleute recht zu dressiren. Er mähet voran mit trefflicher Sense, mit kräftigem Schwunge; die Andern sollen ihm nach. Die Hintern sind gewöhnlich ältere, schwächere Männer; bald kommt der vordere Bauer wieder oben beginnend ihnen nach, droht

sie herauszuhauen, zum unbarmherzigen Spotte. Sie mühen sich ab, weit über die Kräfte, und sinken endlich ermattet zusammen.

Im Winter beginnt um vier Uhr Morgens bei der Laterne das Dreschen, und Abends um acht Uhr hallt noch der Flegelschlag aus der Scheune. Ist das Dreschen vorbei, dann kommt einige Monden bessere Zeit. Während in langen Winterabenden Frau und Mägde spinnen, sitzen die Mannsleut hinter dem Ofen, bald rauchend, bald schlafend. — In andern Bauernhäusern wird in dieser Zeit wol auch geplaudert, gesungen, ein Pfänderspiel getrieben; ja man hört sogar, es werde in Bauernstuben vorgelesen: dergleichen war auf dem Kratzenhof niemals Sitte und Brauch. Arbeiten und Beten,* Essen und Schlafen, das zieme den rechten Bauersleuten und alles Weitere führe zum Uebel.

Sonn- und Festtage haben deßgleichen ihr regelmäßig Geleise. Morgens, Mittags und Abends ist der Stall zu besorgen; Vormittags geht man zur Kirche, Nachmittags wieder; dazu dann Essen und endlich Schlafen. Kein Knecht, der geselliger Freude nachging, wurde da jemals behalten, und keine Magd, die Sonntags etwa auch auf Besuche noch wollte. Und dann die Kinder? Die Schule? Die Kinder in frühester Jugend waren meistens allein, zuerst in der Wiege, dann auf dem Stubenboden, endlich im Hofraum, wo sich der große Hund freundlich ihrer annahm. Gewöhnlich lernten die Kratzenhofer-Kinder sehr langsam und spät erst reden; begreiflich: Niemand sprach mit ihnen den Tag, die Nacht hindurch. Sie waren wild und verlegen, sich vor den Leuten verbergend. Gewaltsam mußte die Mutter sie in die Schule

*) Sinnvoll und heilsam ist dies Sprüchlein: ora, labora; bet' und arbeite! Aber arbeiten ohne Sinn und Gedanken mag auch das Lastthier; beten ohne Gefühl und fromme Erhebung ist ein heidnischer Lippendienst nur.

zerren, und da krochen sie unter die Bänke, heulten und gaben dem Lehrer und den Kindern weder Blick noch Wort. Im Dorfe, wohin sie zur Schule gehörten, sagten die ältesten Leute, die Kratzenhöfler Kinder seien nie anders gewesen. Sobald sie etwas größer und stärker geworden, versäumten sie meistens die Schule: im Sommer gab es zu schaffen, im Winter sperrte der Schnee den Hohlweg. So blieb das Kratzenhofer Geschlecht von aller Kultur der modernen Schule „unbeleckt“: man las nicht, man schrieb nicht, man sang nicht, man sprach nicht; man zählte das Geld und brauchte nicht weiter zu rechnen: man machte sich keine Gedanken und kannte auch keine Gefühle. Der Kratzenhof war die Welt, was darüber hinaus, das brauchten sie nicht zu wissen und fragten auch nie darnach. Es kamen wol häufig Bettler dahin: nach alter Sitte reichte man jedem ein Stück schwarzen Brodes. Es kam etwa ein Krämer: man kaufte nach altem Brauche und altem Preise. Es kamen Händler und Käufer: nach alter Weise ward Alles mit wenig Worten gemacht. Einmal des Jahrs besuchten Mann und Frau und Kinder den Markt in der Stadt und kauften, wie es die Großeltern thaten; nur hatten sie Mühe, die alte Waare zu finden.

Der Erstgeborne ward vom Soldatendienst immer befreit; auch für den jüngern Sohn etwa stellten sie einen Ersatzmann. Wenn es sich jedoch traf, daß Einer vom Kratzenhof in Uniform kam, so sah man ihn meist im Urlaub: er taugte nun einmal nicht in die Welt. Mitunter geschah auch, daß ein Kind aus der Art schlug. So hatten sie eben jetzt ein Kreuz mit dem Franz. Der Bube wollte immer zur Schule. Der Vater mußte ins Bett ihn jagen, sonst hätt' er Nachts noch gelesen und gar geschrieben, und wenn er entfernt vom Hause das Vieh weidete, nahm er heimlich ein Buch mit und las hinter dem Baume.

Er konnte der Blumen sich freuen, die auf der Wiese blüheten und die doch nur wachsen dem Vieh zum Futter. Er konnte den Vögeln lauschen, die auf den Bäumen sangen, und die man alle vertilgen sollte, da sie Kirschen und Beeren und Körner fressen. Die Fischlein, die in den Tümpeln des Baches spielten, konnt' er fröhlich beachten, und der sinkenden Sonne staunend nachschauen.

„Der wird sein Lebtag kein rechter Bauer", klagte der Vater; was soll doch das Lesen und Schreiben, das Reden und Fragen, das Lauschen und Schauen? Die Welt wird schlimmer, je mehr man schulet und lernt. All die Ermahnungen wollten nicht fruchten, und bald sah man die Folgen: Franz lief andern Knaben nach, sogar am Sonntag Abend, und spielte mit ihnen. Wenn er Kirschenbäume bewachte, ließ er arme Kinder pflücken, ja er gab selbst des Maurers Evamareile gebrochene Zweige voll Früchte. Heftig straften ihn oft die Eltern und warfen alle Schuld auf den Lehrer, der die Kinder an sich ziehe, ihnen die Arbeit verleide, und sie mit allerlei nutzlosem Wesen verderbe. Franz wurde indessen traurig und krank und starb im folgenden Winter. Die Eltern konnten sich trösten: er schien ja doch nicht recht zu gerathen.

Das Urtheil über die Kratzenhöfler war sehr verschieden; von Vielen wurden sie oft verspottet und ganz verachtet; doch Andre, und zwar hochstehende Leute, priesen die dortige Ordnung, und fanden da ein Muster von Bauern. Dieß einfache, stille Leben in alt ehrwürdger Sitte, es sei das rechte Leben des Landvolks. Die Welt und ihr Treiben bleib' ihnen fremde; sie hätten keine Begierden und wenig Bedürfniß; Mühe und Arbeit sei ihre Bestimmung auf Erden, was drüber hinaus, gereiche zum Unglück.

Vorwärts war man auf dem Kratzenhof nicht gekommen. Was vor hundert Jahren Weideplätze gewesen, war es annoch.

Wiesen und Aecker und Gärten waren wie ehdem; an Aenderung oder Verbesserung dachte man nicht auf dem Gute: man dachte ja überhaupt nicht; man schaffte nach Brauch und Gewohnheit. Den Loskauf von Zehnten und Grundzins, wie billig er auch gestellt war, verabscheute man auf dem Kratzenhof als eine thörichte Neuerung, und blieb auch darin den alten Bräuchen getreu.

Aber die andern Steuern und Lasten wurden größer, der Nutzen vom Gute blieb gleich; drum wollte es nimmer recht reichen, und weil nicht vorwärts, so ging es rückwärts. Da und dort hatte ein Nachbar sein Gut verbessert; doppelt ertrugen Aecker und Wiesen; Weidplätze und Haiden und ödes Gestrüpp wurden in fruchtbare Aecker, und Sümpfe in Wiesen verwandelt; drei Familien nährten sich da, wo früher nur eine, und doch gingen die Kinder zur Schule und spielten mit ihren Genossen, und doch lebten die Eltern fröhlich und friedlich, genossen geselliger Freude und hatten ein offenes Herz und offene Hand für Bedrängte.

Wie mag es wohl noch auf dem Kratzenhof enden? Ist wirklich das Leben dort ein idyllisches? Ist es auch nur ein menschenwürdiges Dasein?

VIII.

In der Gartenlaube saßen die Nachbarsfrauen beisammen und sprachen von allerlei Neuigkeit; eifriger wurde die Rede, als sie auf die Familie Hätschler kamen. „Es ist entsetzlich, rief Frau Meyer, was diese Leute erleben müssen an ihren Kindern! Die älteste Tochter im Irrenhause, die jüngere schon so tief gefallen, und nun der Sohn im Gefängniß." — Mich dauert die Mutter vor Allen, sprach die Wittwe Kaiser; sie war immer eine seelengute Frau, eben nur zu gut. — „Ja eben zu gut, fügte Frau Schwarz, die Bäckerinn, kräftig hinzu; ich hab' ja vor Jahren lange bei Hätschler's als Hausmagd gedient, und wüßte viel zu erzählen". — Frau Schwarz hielt inne, wol in Erwartung, die andern sollten Weiters verlangen; sie thaten es nicht in Worten, doch lag die Neugierde deutlich in Blicken und Mienen, und jene fuhr also fort.

Ich erinnre mich noch, als wär' es heute gewesen, da sie das erste Kindlein bekamen, Isabella genannt, die jetzt gänzlich verrückt sei. Man hätte gedacht, es sei das ein wahres Wunderkind schon in den ersten Wochen: „so fein, so schön und schon ein so innig gescheides Gesicht"! Dergleichen Rühmen hörte man stündlich. Und als sie endlich zu gehen und zu reden begann — es dauerte zwar ziemlich lange bis dahin —, da trieben sie's wirklich zum Närrischmachen. Unsinnig Geschwätz ward immer und immer wieder dem Kinde vorgeplaudert bis es solches nachlallte: dann gab's ein Lachen und ein Bewundern. Alles, was immer die Kleine wollte, sie mußt' es haben; geschah ihr Wille

nicht auf der Stelle, so fing sie an zu schreien, mit Händen und Füßen zu strabbeln, und wurde ganz blau im Gesichte. Dann rannten Vater und Mutter herbei und zankten über die Kindsmagd und stillten ängstlich des kleinen Kindes Verlangen. Und als sie kaum zwei Jahr alt war, was gab es da nicht schon an Kleidern. So eine Zierpuppe sah man nimmer, und unbegreiflich, wie schnell in dem kleinen Wesen die Eitelkeit überhand nahm. Bald hieß es dann, Isabella müsse schon von Kindheit auf französisch lernen, und so kam eine französische Mamsell ins Haus, eine Bonne, wie sie sagten. Das war eine hochmüthige Person, die mit Verachtung auf alle andern Dienstboten blickte, und kein Wort deutsch sprechen wollte. Isabellchen fing bald an zu parliren. und wer immer ins Haus kam, mußte das Wunderkind hören. Frau Hätschler, — wir mußten sie jetzt Madame heißen, — wollt' auch nur noch französisch reden, und es war ein schreckliches Kauderwelsch in dem Hause. Man lehrte das Kind allerlei Spöttereien und Schimpfnamen über andere Leute, und dann war's ein Lachen und Treiben, daß wir vor Aerger fast vergingen. Indessen war auch ein Büblein gekommen, der Hektor, und die Zärtlichkeit der Eltern ging zumeist auf diesen über. Wie böse und eifersüchtig schon Isabellchen war, das sollte kein Mensch glauben; sie wurde ganz mager und bleich darüber. In die Schule ging sie nicht mit andern Töchtern: sie trieb zu Hause französisch, fing mit sieben Jahr schon an zu singen und Klavier zu spielen und machte Knixe wie ein Frauenzimmer. Einmal kam ein Onkel der Frau Hätschler, ein Professor aus Neuburg. Der wollte dann auch vernehmen, was denn das früher so oft gepriesene Wunderkind wisse und könne Er kam mit betrübtem Gesicht aus dem Zimmer des Kindes und ging rasch zu Madame. Ich hörte in die Küche heraus, wie er sprach: Isabella ist ganz verwirrt und verschroben; sie kann nicht

eimal deutsch lesen oder nur auch ein Sätzchen ordentlich schreiben. Mit dem Französisch ist's auch nicht weit her; sie liest erbärmlich und schreibt kaum ein Wort ohne Fehler. Was aber das Schlimmste, das ist ihr Eigensinn, ihr neidisches, eitles Gemüth." — So sprach der Onkel, und Madame weinte zuerst und dann fing sie an zu klagen, daß man ihre Kinder nicht leiden möge und Alles dergleichen. Der Onkel ging unwillig fort. Hektörchen wurde nun mehr und mehr der Augapfel, bis das dritte Kind kam, Angela, ein wahrer Engel. Die Bonne trieb ihr französisch Wesen mit allen dreien. Mit zwölf Jahren war Isabella zum Frauenzimmer hinauf geputzt; sie hatte schon hundert Liebesgeschichten gelesen, und nicht mehr lange, so fing sie selbst dergleichen zu machen an. Aber Niemand mochte das magere, bleichsüchtige, unnatürlich verzogene Jüngferchen leiden; keine Tochter ihres Alters war ihre Freundinn; man scheute sie und spottete ihrer. Sie hielt sich sogar von ihren Eltern zurückgesetzt gegen Hektor und Angela, und wurde darob so heftig, so grisgrämmig und unartig, daß Jedermann vor ihr floh, wo immer es anging. Kaum fünfzehn Jahr alt wurde sie mehr und mehr von Krämpfen befallen; sie haßte die Eltern und alle Menschen; sie schloß sich wochenlang ein, und endlich verfiel sie in gänzlichen Wahnsinn, so schrecklich, daß man genöthigt war, sie in ein Irrenhaus zu versorgen.

So erzählte Frau Schwarz, die Bäckerinn, und fügte bewegt noch bei: „Mich dauern sie aber doch, die Leute." Sie war ein verständiges gutes Weib und als Magd schon lehrte sie ihr gesunder Sinn, daß jene Erziehung ins Unglück führe. Doch hören wir andern und weitern Bericht von der Erziehung im Hätschler'schen Hause.

Als „Hektörchen" das neunte Jahr zurückgelegt hatte, kam er in die erste Klasse des untern Gymnasiums. Ein feines Gesichtchen! blonde Locken umwallten den Nacken, zierliche

Kleidung lag knapp am schlanken Leibe. So ging er hin, die Liebe der Mutter, der Stolz und die Freude des Vaters; lebhaften Geistes faßte er leicht und schnell und war einer der ersten seiner Klasse. Aber man forderte mehr und mehr, und der Vater konnt' es nicht lassen, den Knaben stets mit sich zu nehmen an jedem schönen Abend auf die Vergnügungsplätze, zu Bier oder Wein, zu Käs oder Butter. Dabei versäumte der Knabe öfters, die Aufgabe sorgsam zu machen, und kam so abwärts im Sitzen. Man ließ ihm nachhelfen privatim, und Hektörchen bracht es dahin, daß ihm der Privatlehrer immer die Aufgaben lösen half, und er ausgehen konnte mit dem Papa. Immer sah man ihn Abends bei diesem, auch an dem Wirthstische noch. Sein munteres, keckes, geschwätziges Wesen amüsirte die Gäste, sie hatten ihn gern und scherzten häufig mit ihm, das war eine herzliche Lust für den Vater. Aber bald artete es in Frechheit aus, und da ihn der Vater dennoch gewähren ließ, ward er den Leuten lästig und sie wichen ihm und dem Vater aus und tadelten Beide.

Er schleppte sich durch die untern Klassen so hin; die Lehrer klagten, und warnten auch wohl den Vater. Doch dieser war schon nimmer Meister über den Knaben. Zu Haus und auf geselligen Plätzen gab's manchmal garstige Szenen. Scham und Aerger ergriff nicht selten die Männer, wenn sie sahen und hörten, wie der dreizehnjährige Bube mit Vater und Mutter umging; ihr Wort mißachtete, ja verspottete; trotzig forderte und nach Belieben bestellte. So verblendet war der Vater, daß er beifällig lächeln konnte über die unverschämtesten Reden des Buben. „Der weiß sich immer zu helfen; mit dem wird Keiner fertig" — das waren die Redensarten, eher ein Lob als ein Tadel. — Doch bald fand Hektor es langweilig, so mit dem Vater zu gehen; er wußte ja selber Wege und Stege im Bierhaus und Wein-

haus und auch im Theater. Wohl war es den Schülern verboten, allein dorthin zu gehen; indessen so einen alten Bekannten wußte man schon zu bergen; er zahlte blank und gab den Dienstleuten Trinkgeld sogar. So ging es vorwärts im lustigen Leben, rückwärts mehr und mehr in der Schule. Er wurde gemahnt, gewarnt, gestraft und endlich aus der Klasse gestoßen. Das machte ihm wenig Kummer: er war des Lernens längst überdrüssig. „Das dumme Latein und Griechisch, was soll mir das nützen; ich will ein Kaufmann werden“ sprach er zum Vater. Dieser ließ sich das auch gefallen, und seine eifrige Sorge war, dem Sohn einen „guten“ Platz zu finden. Einen „guten“ Platz, das wollte sagen, einen Platz, wo Hektor recht gut behandelt würde; nicht wie ein gewöhnlicher Lehrling, vielmehr als ein junger Herr, dem Freiheiten auch und Freuden zu gönnen. Man fand den gewünschten Platz; bald hörte man da und dort von **Monsieur** Hektor, dem schönen, lustigen, reichen. Er hatte schon Geld; bald heimlich vom Vater und bald geheim von der Mutter und wissentlich oft von Beiden zusammen. Der Lehrherr kümmerte sich nicht viel, die Andern nahmen Präsente, und so gingen die Lehrjahre lustig vorüber, in einer größern Stadt, wo Hektor, wenn schon nicht Geschäfte, doch manches Andere lernte.

Doch schauen wir nach, wie's indessen im Hätschler'schen Hause gegangen.

Angela wuchs heran, ein Kind voll Zartheit und Lieblichkeit, voll duftiger Anmuth, so recht ein lebendiges Original der Engelkinder, wie sie die Ellenrieder uns malt. Aus ihrem klaren blauen Auge, aus ihrem heitern Antlitz, aus ihren, freundlichen Reden leuchtete Herzensgüte und heller Verstand. Wer immer ihr nahe kam, fühlte sich angezogen und freudig erregt; man schaute ihr nach, wo sie vorüberging, man staunte sie an, wo sie stille stand; man lobte, man liebkoste sie:

die Eltern waren entzückt über ein Kind, das schon in früher Jugend im ganzen Städtchen berühmt war. Rasch entwickelten sich die reichen Gaben des Geistes und des Gemüthes; sie war den Mädchen ihres Alters allen voran in allen Fächern der Schule. Doch überdieß: sie sang, sie spielte Klavier, sie deklamirte und tanzte, und sprach geläufig französisch. Kaum zwölf Jahre alt, war sie die Erste schon in allen geselligen Cirkeln, und auf dem Liebhabertheater spielte sie unvergleichlich. Die Mutter hatte sie immer mitgenommen vom sechsten Jahr' an, so oft sie das Theater besuchte. Wie war Angela belesen in Romanz' und Balladen, in Liebesliedern und allen Romanen. Ja wenn am Klavier sie saß, spielend und singend: „Komm o Geliebter, komm!“ da bebte Manchem das Herz; oder wenn sie Schiller's „Kindsmörderinn“ deklamirte — „Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!“ — wie waren alle Gäste erschüttert. Und wenn sie im neuesten Ballkleid, in unverhüllten Reizen blühender Jugend, anmuthsvoll hinflog: Welches Entzücken! Bitten, Lobpreisung und Liebkosung waren ihr stetes Gefolge, und häufig schon vernahm sie lockende Reizung sinnlicher Triebe. Ach man hatte versäumt, die Kraft des Verstandes zu üben, zu stärken. Die reichen Keime des Herzens zu religiöser Weihe blieben ohne Erregung und Bildung: da hob sich herrschend und siegreich die Macht der Sinnlichkeit, und vom Verlangen nach Sinnengenuß und rauschenden Freuden war die Vernunft gebunden.

Angela fiel, ehe sie kaum die Jahre kräftiger Jugend erreicht, und sank von Stufe zu Stufe bis zum verächtlichen Laster. An demselben Tage, da die Frauen im Gartenhaus saßen, war der Bericht gekommen, daß Hektor die Kasse des Handlungshauses bestohlen und bereits überwiesen des Urtheilspruchs im Gefängniß harre.

IX.

Das Haus Stopfer war weit bekannt durch Handel und Fabrikbetrieb und hatte zudem den Ruf der Rechtlichkeit und Solidität. Der Großvater begann den Handel als Krämer und kam durch Fleiß und Sparsamkeit schon auf die Stufe des mittlern Wohlstands; doch blieb er stets ein ganz bescheidener, schlichter Mann, der seine Kinder zurückhielt und sie nur das Nöthigste lernen ließ: so daß der Sohn, der die Geschäfte tüchtig betrieb und glücklich erweiterte, oft im Stillen bedauerte, daß der Vater ihm Zeit und Mittel zur Bildung auch gar zu spärlich gegeben. Er hatte sich eine Gattinn gewählt aus einem vornehmen Hause, das an Vermögen aber sehr heruntergekommen war. Und diese Frau war trefflich ausgerüstet mit allem Wissen und Können der höher gebildeten Stände. Daniel Stopfer fühlte sich manchmal bedrängt im geselligen Kreise, wie auch nicht selten peinlich verlegen im Geschäftsverkehr mit Männern von weitrer merkantilischer Bildung. Ein treuer, sorgsamer Vater, wie er es war, dacht' er mit Sorgfalt daran, seinen Kindern alle Mittel zur Bildung unverkümmert zu bieten; nicht Zeit noch Kosten sollten da irgend in Rücksicht kommen, einzig nur das höchste Gelingen. Seine Gattinn, eine geborne von Hohenbaum, förderte freudig und eifrig des Mannes höhere Richtung, und es war ihr Ideal, daß ihre Kinder alle andern an Kunst und Wissenschaft weit überragen sollten.

Es schienen glücklicherweise die beiden Kinder, Karl und Louise, dem Wunsch und dem Streben der Eltern wohl zu entsprechen. Sie waren folgsam, fleißig, gelehrig; besuchten

gerne die Schulen und hielten sich stets nahe den obersten Plätzen. Aber die obersten Schüler sollten und müßten sie werden, meinten die sorglichen Eltern, und dazu mahnten und trieben sie täglich die Kinder, und diese rasteten nicht, bis sie mitunter doch die obersten Plätze erreichten. Fast über die Kräfte mußten sie thun: denn manches Kind war reicher an geistigen Gaben und leistete ohne große Mühe, was jene nur mit vieler Arbeit und stetem Lernen auch außer der Schule errangen.

So ging es wacker und gut durch die Klassen der untern Schule; doch waren die Eltern bereits etwas ungeduldig: man trieb auch, meinten sie, gar zu lang und breit und immer wiederholend die elementaren Uebungen. — Obgleich Karl mehr als ein Jahr noch zu jung war, kam er aus besonderer Rücksicht auf den dringlichen Wunsch der Eltern doch in die andere Schule, und Louise nahm dann Unterricht im Institute für Töchter höherer Stände.

Der bescheidene Vater hatte großen Respekt vor wissenschaftlich gebildeten Männern; zudem hörte er oft die Behauptung, daß der Weg zur gediegenen Bildung einzig durch die gelehrte Schule gehe, durch das Gymnasium erstlich. Darum, ob auch Karl zum Kaufmann bestimmt war, lateinisch und griechisch sollt' er doch lernen.

Mit stillem, stetigen Fleiße betrieb der Knabe die neuen Fächer. Seine Lehrer waren mit seiner Leistung zufrieden und hatten ihn gern, den wohl gesitteten Schüler.

Einige Jahre gingen vorüber; da merkten die Eltern, daß Louise im Französischen und im Deutschen dem Bruder weit voran war, so wie noch in etlichen andern Fächern. Das sollte nicht sein, und Karl mußte in Nebenstunden Privatunterricht nehmen, obgleich er bereits auch mehrere Stunden wöchentlich dem Violinspiel zu widmen hatte. Ohne Klage und Widerspruch fügte er sich in jede Forderung und suchte

nach Kräften wohl zu genügen. Die ordentlichen Stunden am Gymnasium, die Privatlektionen, die nöthigen Vorbereitungen und Exerzitien nahmen vom frühesten Morgen bis zum späten Abend all' seine Zeit in Anspruch. Selten, außer beim Gang in die Schule, sah man Karl im Freien. Etliche seiner Mitschüler hätten sich gar zu gern freundlich ihm angeschlossen, suchten ihn auch zu ihren Spielen und geselligen Freuden beizuziehen. An Neigung fehlt' es ihm nicht; aber er kannte Wunsch und Willen der Eltern und das war ihm Pflicht und Gebot. Um diese Zeit waren die Eltern einige Wochen auswärts gewesen. Nach ihrer Rückkehr kam der Klassenlehrer ins Haus, etwas besorgt und befangen und theilte mit, daß Karl kaum noch mit den bessern Schülern Schritt zu halten vermöge. Es scheine fast, der Knabe werde schwächer an geistigen Kräften und auch körperlich nehme er ab. Die Eltern waren bestürzt und sprachen unwillig über den Sohn; der Lehrer jedoch bemerkte, daß er den Knaben nicht anklagen möchte: denn er glaube, daß derselbe nach allen Kräften sich mühe; vielleicht sei ihm zu viel zugemuthet, namentlich durch die Fächer, die er privatim noch treibe.

Die Eltern aber meinten, Karl sei während ihrer Abwesenheit lässig geworden, und Vater und Mutter mahnten ihn ernstlich, die Mutter unter vielen Thränen sogar. Karl war tief ergriffen und versprach, den Fleiß zu verdoppeln und jede Stunde bestens zu nützen. Er that es redlich, und dennoch wollt' ihm nichts mehr in höherm Grade gelingen. Die Sorge raubt' ihm sogar den Schlaf; oft weint' er im Stillen; mehr und mehr geschah es, daß er in sich verloren schien, starren Blickes, dann auf das mahnende Wort auffuhr, mit der Hand über die Stirne streifte, als ob eine Hülle er wegzuwischen hätte. Man merkte alsdann deutlich, daß es ihm Mühe machte, den Faden der Gedanken wieder

zu finden. Der Lehrer, der mit den Eltern vergeblich gesprochen, wandte sich jetzt an den Arzt der Familie Stopfer. Dieser unterbrach die Rede des Lehrers: Oh sagen Sie mir nichts weiter; ich weiß ja Alles schon längst und habe nicht ermangelt, die Eltern zu warnen. Aber ihr Drängen und Treiben, ihr elterlicher Ehrgeiz will keine Mahnung befolgen; indeß will ich noch einmal scharf einsprechen.

So der Arzt, und er that seine Pflicht, und verlangte mit aller Entschiedenheit, nicht nur Erleichterung bloß, sondern daß Karl einige Zeit von allem Lernen entfernt und auf das Land gebracht werde. Welch' ein Sträuben und Weigern von Seite der Eltern! Aber denken Sie doch, Herr Doktor! rief weinend die Mutter, daß das Examen am Ende des nächsten Monats Statt findet; da könnte Karl ja gar nicht erscheinen. — Und der Vater: Der trockene Nordwind der letzten Wochen hat ermattend gewirkt; ich hoffe, das gehe vorüber; in unsrer Abwesenheit hat Karl sich wohl auch weniger Mühe gegeben; im Mai, nach dem Examen, wollen wir sehn, was zu machen. Vergeblich gab der Arzt sein ernstes Bedenken; vergeblich sprach der Lehrer auch noch einmal mit den Eltern: sie konnten sich nicht entschließen. Die Aussicht, daß Karl nicht öffentlich unter den Schülern erscheine, nicht einen Preis erhalte, nicht beim Schlußakt das längst geübte Concertino spiele — zu schrecklich war diese Forderung; sie mochten und konnten sie nicht erfüllen.

Der arme Karl war schwer betroffen. Er liebte und ehrte Eltern und Lehrer; er sah, sie waren um seinetwillen in Kummer und Sorgen; die trüben Blicke der Mutter berührten schmerzlich sein Herz. Er that das Unmögliche fast, weit über das Maß seiner Kräfte. So ging es scheinbar besser die nächsten Wochen, und schon sprachen die Eltern dem Arzt gegenüber von ihrer berechtigten Meinung. Da plötzlich schien Karl in dumpfe Betäubung versunken: in der Schule,

sogar bei Tische, verlor er bisweilen alle Besinnnng und saß regungslos da, wie schlafend mit offnem, starrendem Auge. Er las, er sprach, er sagte die Aufgabe her; aber als ob der Verstand ihm abhanden gekommen, gab er oft sinnlose Antworten. Oft fing er auch plötzlich zu weinen an und zu jammern.

Lehrer und Arzt gingen zum Rektor und suchten Hülfe. Schon am andern Tage kam durch den Pedell die Zuschrift an Herrn Stopfer, daß Karl in Rücksicht auf seine Gesundheit bis auf Weiteres der Schule enthoben sei. Nun wurde des Arztes Verordnung vollzogen: Karl kam zu einer Pfarrerfamilie aufs Land.

Wie der Vogel, der lang' im engen Käffig gesessen, Kraft und Muth zum Gebrauch der Schwingen verloren hat und im Freien auf einen Zweig gebracht, scheu und furchtsam an diesen sich klammert, so war es mit Karl, als er zu athmen begann in der freien Natur. Er setzte sich auf die nächste Bank im Garten und blieb fremd und scheu da sitzen, bis man ihn weiter führte. Am andern Morgen stand er zur gewöhnten frühesten Stunde auf, setzte sich über Bücher, packte sie später zusammen und wollte fort „ins Gymnasium." So ganz mechanisch war alles Leben und Treiben geworden, daß er die veränderte Lage und Umgebung gar nicht bemerkte, und staunend die Leute ansah, die ihm freundlich bedeuteten, es sei hier kein Gymnasium, er möge die Bücher nur alle bei Seite lassen. Schüchtern folgt' er dem würdigen Pfarrherrn durch die Pfade des Gartens, furchtsamen Blicks, als ob er eine Rüge erwartete über eine Versäumniß; leise nur beantwortete er die freundlichen Fragen. Ein Hang zu häufigem Schlaf stellte sich ein, und nach dem Worte des Arztes ließ man ungestört den an Leib und Seele niedergedrückten angehenden Jüngling ruhen.

Die Frau Pfarrer mit ihren zwei lieblichen Töchterlein,

Kinder von acht und zehn Jahren, suchten mit freundlich heiterm Wesen ihn anzuregen. Oft blickt' er sinnend, als ob ein verwischtes Bild er in sich erneuern wollte, der Frau ins Auge, und dann fing er an zu zittern und heftig zu weinen, und die Kinder und ihre Mutter, tief ergriffen, weinten mit ihm. Er folgte der leitenden Hand der kleinen Mädchen, er holte ihnen Blumen und Früchte, begoß nach ihrem Worte die Pflanzen, und nahm allmälig an ihren Spielen regeren Antheil. Seinen Eltern wurde vom Arzt aufs strengste verboten, ihn zu besuchen.

Ruhe, wechselnd mit mäßiger Bewegung in der freien Natur, kalte Bäder, freundliche Anregung und Bethätigung, heilsame Diät und ärztliche Mittel: Alles zusammen fachte allmälig die Kräfte des Lebens wiederum an. Schon war er im Stande, mit Takt und Ausdruck kleinere Stücke auf der Flöte wieder zu spielen; er las mit Verständniß und mit Lust leichte erzählende Stücke; er sprach mit dem Pfarrherrn über Latein und Griechisch; er merkte sich die Wege durch Flur und Wald und wandelte dahin und dorthin ohne Furcht und allein. Das frühere Kindesleben im Hause der Eltern trat in lebendigen Bildern wieder vor seine Seele; er fragte nach Vater, Mutter und Schwester und freute sich des verheißenen nahen Besuches.

Als sie dann kamen, freudig getröstet beim Anblick des neu erblühenden Sohnes; heiter, freundlich und traulich ihn grüßten und an sich zogen: da ward die Wiedergeburt vollendet, und neu gegründet schien das Glück der ganzen Familie.

Sie hielten dann Rath: die Eltern, der Arzt, der Pfarrherr und seine Gattinn. Die Mutter konnte den Wunsch nicht bergen, den Sohn bald heimzunehmen; der Vater sprach von verlorner Zeit und dergleichen: aber der Arzt redete scharf und rückhaltlos und band ihnen die Sache schwer aufs

Gewissen. — Nach seinem Ausspruch wurde beschlossen, es sollte Karl den Winter hindurch im Pfarrhaus verbleiben, um Schritt für Schritt, in angemessener Steigrung, zur geistigen Thätigkeit wieder tüchtig und kräftig gemacht zu werden. Also geschah es. Vollkommen genesen kehrte er heim. Die Seele belebt von Bildern des heitern und friedlichen Daseins, das ihm dort im ländlichen Pfarrhaus zu Theil geworden.

Nun handelt' es sich um die Frage: Was weiter zu thun? Sechszehn Jahre war Karl nun alt, und es drängte die Zeit, überzugehen zur speziellen Bildung für den merkantilen Beruf. Mäßigung und Beschränkung empfahl dringend der Arzt; Latein und Griechisch fiel jetzt aus; in die obern Klassen der technischen Anstalt ging er hinüber. Aber es fehlte ihm Manches: neue Sprachen, Englisch und Italienisch zunächst, waren da nachzuholen. Zu Privatlektionen nahm man wieder Zuflucht. Karl war fleißig und willig; Eltern und Lehrer wurden befriedigt.

Wieder nährten die Eltern die Hoffnung, daß Karl vor seinen Altersgenossen sich rühmlich hervorthun möge. Jene Schwäche, dachten sie, war von allzu raschem leiblichen Wachsthum verursacht: nun habe sich Karl zum Jüngling entwickelt und alle Gefahr sei vorüber. Warnende Stimmen wurden wenig beachtet. Auch der treue Arzt fand kein Gehör, und gekränkt nahm er Abschied vom Hause und trat nimmer über die Schwelle. Als durch besondern Fleiß Karl die Lücke in neuen Sprachen ausgebessert, war in der Mathematik noch Einiges nachzuholen. Diese Fächer jedoch blieben ihm schwer und mühevoll; oft beschlich ihn ängstliche Sorge und banges Zagen. Zwar mechanisch löst' er die viel geübten Formeln schnell und richtig, und dieß mißdeutet' der Lehrer als ein Talent, das nur ernsten Wollens ermangle. So sprach der Lehrer im Sinne der Eltern, und sie trieben gemeinsam mit

immer größerem Eifer. Es geht schon, sagte der Lehrer; ja freilich geht es, meinten die Eltern.

Doch eines Morgens, als Karl nicht aus dem Schlafgemach kam, ging die Mutter, um ihn zu mahnen. Sie pochte und rief: kein Laut, keine Regung! — Sie trat hinein: da lag ihr Sohn, blaß und starr auf dem Lager; ihr Angst- und Schmerzensruf zog die Andern herbei. Es kam der Arzt; er fand noch Spuren des Lebens, doch erst nach einigen Stunden und vielem Bemühen trat die leibliche Thätigkeit merkbar wieder hervor: Zunge und Glieder waren gelähmt, alle geistige Kraft schien erloschen. Der Jammer war groß im Stopfer'schen Hause, und Viele außer demselben nahmen herzlichen Antheil, mehr jedoch an dem Sohne, als an den Eltern; ja ein heftiger Tadel gegen diese gab mehr und mehr sich kund: Ueberschätzung und Uebertreibung und nimmer befriedigte Eitelkeit habe den guten Karl um alle Jugendfreude und endlich ums Leben gebracht — so klagte der Vorwurf gegen die Eltern und zumeist gegen die Mutter. Herzzerreißend war der Anblick des gebrochenen Jünglings. Dann und wann hoben sich zuckend die Deckel und die starren Augen traten hervor; aber ob er noch Jemand sah und erkannte, darüber gab er kein Zeichen. Manche Woche verging bei diesem trostlosen Zustand; endlich wurde beschlossen, den Leidenden einer Heilanstalt zu übergeben.

Wochen und Monden gingen vorüber, ohne merkbare Besserung; dennoch gab der erfahrne Leiter der Anstalt den Eltern tröstliche Aussicht. Er fand bestimmte Symptome neubeginnenden menschlichen Lebens. Am Anfang des zweiten Jahres trat es thätig hervor, gleichmäßig an Leib und Seele. Wie bei kleinen Kindern stieg es von sinnlicher Wahrnehmung fort zum Unterscheiden, Erkennen, Vorstellen, Denken und Sprechen. Also zum zweitenmal macht' er die Kindheits-Entwickelung durch, und der achtzehnjährige Jüngling han-

delte, dachte und sprach wie ein dreijährig Kind. Als ihn die Eltern so wieder sahen, kämpften in ihrem Herzen gemischte Gefühle: Trost und Verzweiflung, Freude und Scham.

Ehe jedoch das zweite Jahr zu Ende ging, war Karl so weit genesen, daß im Gespräch über gewöhnliche Dinge des täglichen Lebens man kaum bemerkte, es liege hier ein tiefes Gebrechen. Er that, wie man verlangte, kleine Geschäfte; er las, er schrieb ab, er zeichnete, er spielte kurze leichtere Stücke auf der Flöte: aber Alles nur, wenn man es zur Aufgabe stellte, nie aus eignem innerm Triebe. Man schonete seiner, nach des leitenden Arztes Befehl, und suchte mit freundlicher Sorge ihm fröhliche Stunden zu schaffen und Lust und Liebe zum Dasein in ihm zu wecken.

Als die Eltern ihn heimzuholen kamen, da pflogen sie ernste und lange Berathung mit dem Leiter der Anstalt. Ansicht und Rath des erfahrnen Mannes lag in folgenden Worten: „Karl ist zwar dem Leben wiedergegeben, aber nicht dem „freien Leben eignen Strebens und Wirkens; steter Hülfe „und Leitung bedarf er und liebender Schonung und Nach„sicht. Glücklich der Umstand, daß er Eltern hat, die reich „sind an irdischem Gut. Mögen dieselben verzichten darauf, „daß er im Leben irgend selbstthätig und selbständig wirke „und stehe; so weit reichen nimmer die Kräfte. Jeder Ver„such, dieselben zu steigern über den sehr bescheidenen Grad „der Stärke, würde zum Unglück führen. Suche man ihn „unterzubringen in geeignetem Kreise, wo mit klugem und „freundlichem Sinne täglich die Thätigkeit angeregt wird, die „noch in seinem Bereich ist. Gönne man ihm gerne erlaubte „Genüsse und Freuden; pflege man treu den kindlich frommen „Glauben und bewahr' ihn sorglich vor jeder Verirrung oder „Verführung. So mag sein stilles Leben verlaufen im „Frieden. Freilich entspricht es nicht den gehegten Hoffnungen „und verlangt von den Eltern ein schmerzlich Verzichten.

„Wohl ihnen, wenn sie es können! es bleibt dann für sie „der Trost, daß sie das schwerste Opfer gebracht, um das „Leben des Sohnes so zu gestalten, wie es sein Zustand er„heischt, und daß ihm ein harmloses Dasein gewährt sei.“

So sprach der erfahrne Mann zu den Eltern, die mit Rührung die Worte vernahmen und mit inniger Wehmuth.

Sie kamen heim. Viele waren begierig, den Sohn wieder zu sehen; Wenige glaubten, daß er wirklich genesen; Alle waren erstaunt, den längst verloren Gegebenen nun als einen artigen, wohlaussehenden jungen Mann zu erblicken. Zwar fing er mit Keinem ein Gespräch an, doch gab er auf jede Frage deutlich und richtig Bescheid; sprach auf gegebene Anregung seine Ansichten aus: es war in seinem Wesen durchaus Nichts, das widrig und peinlich auffallen konnte. Sein ruhiges stilles Verhalten galt als Schüchternheit, wie man sie sonst auch findet.

Die Eltern waren entzückt von all dem Lob und den Ausdrücken freudiger Theilnahme. Man beglückwünschte sie und den Sohn über die ganz vollkommne Genesung.

Sie dachten zwar an die Worte jenes erfahrnen Mannes; aber allmälig gaben sie doch den Wünschen des eigenen Herzens wieder Gehör. Unerträglich war dem thätigen Vater, daß sein einziger Sohn ohne ernste, nützliche Thätigkeit sollte durchs Leben gehen. Unerträglich war es der Mutter, daß ihr einziger Sohn einsam sollte dahin gehn, während sie frühe schon allerlei Träume und Pläne gehegt.

Es kam ein Verwandter, ein Herr v. Hohenbaum, Besitzer großer Güter, in schöner, gesunder Lage. Der lenkte die Ansicht der Eltern dahin, daß sie die Hoffnung erfaßten, Karl möchte zum Landwirth doch sich noch eignen, und so begannen sie wieder, neue Lebenspläne für ihn zu schmieden oder vielmehr sein Leben nach ihrem Wunsch zu gestalten. Man fragte den Arzt, man schrieb auch jenem Erfahrnen.

Der erstere mahnte zur Vorsicht, der letztere kam auf seine Verhaltungsregeln zurück und war entschieden gegen die neuen Pläne. Aber man fragte nach Diesen und Jenen, und Mancher sprach, wie er wußte, daß man es wünschte. Da siegte zum drittenmal Elternselbstliebe, die zwar scheinbar immer der Kinder Glück nur befördern will; aber weit mehr als diese den eignen Wünschen und Neigungen nachsinnt und das Ziel allein nach solchen bestimmt.

So kam denn Karl auf eines der großen Güter, und zwar ins Haus des Verwalters, der als ein wackrer Mann von milder Gemüthsart bekannt war. In den ersten Wochen ward er von Allen freundlich beachtet; er half auch Jedem, der es verlangte, bei den leichtern Geschäften; doch niemals ergriff er aus eignem Antrieb ein Werkzeug, niemals begann er von selbst eine Arbeit. Bei seiner gänzlichen Unkenntniß all des ländlichen Lebens und Treibens gab er oft die verkehrteste Antwort auf die einfachste Frage, und es begann von Seite der Arbeitsleute das Spassen und Foppen und Lachen. Auch der Verwalter ward verdrießlich über den ganz energielosen jungen Mann, kaum brauchbar zu einem Geschäft, und mehr und mehr ließ er ihn gehen und stehen. Sich häufig selbst überlassen oder dem rohen Gesinde zum Spiel, sank Karl schnell tiefer und tiefer. Keine geeignete Uebung nährte den glimmenden Docht des geistigen Lebens: es wurde dunkler und dunkler. Sei es durch Zufall oder durch schnöde Verführung oder durch unzüchtige Scherze: Karl gewöhnte sich schnell und mit heftiger Neigung an jenes Laster, das dem langsamen Selbstmorde gleicht. Und je mehr den letzten Funken geistiger Kraft er vergeudete, desto größer wurde die Gier nach Speis und Getränken, die bald zur ekelhaften Füllung sich steigerte, so daß er zugriff fast ohne Wahl. Bald war er in völligen Blödsinn versunken; sein Antlitz, häßlich entstellt, zeigte keine Spur von einem geistigen Wesen;

Sitte und Scham war gänzlich vergessen: m a n m u ß t e i h n b a l d d e n A u g e n d e r M e n s c h e n e n t r ü c k e n. Im einsamen dunkeln Gemach schloß er nach vielen Jahren auch leiblich ein längst verlornes Dasein.

X.

Im Schulhause zu Allingen führten der Lehrer Sorg und der Invalid Ernst eine Junggesellenwirthschaft recht friedlich nnd freundlich zusammen. Der Invalide hatte manches Jahr im Militär gedient und war da bis zum Korporal avancirt. Eine Kanonenkugel riß ihm das rechte Bein über dem Knie weg; er wurde geheilt und kam mit einem Stelzfuße und sonst schwach und kränklich in seine Heimat zurück, arm und hülflos. Die Gemeinde wies ihm ein kleines Stübchen im Schulhause an, und da er nichts arbeiten konnte, wurde er umgeäzt, d. h. er durfte je einen Tag in ein Haus zum Essen kommen, und war demnach ein wandernder Kostgänger an den Tischen der Ortsbewohner.

Solche Nahrung schmeckte aber bitter für den etwas stolzen Invaliden, und sobald er einigermaßen zu Kräften gekommen, übte er sich in allerlei Handarbeiten: Korbflechten, Teppichmachen, Klöppeln u. dgl., und rasch erlangte er Fertigkeit genug, um sich sein Brod zu verdienen. Er bedankte sich höflich bei seinen bisherigen Kostreichern, arbeitete freudig und fleißig und trug den Kopf wieder aufrecht, da er jetzt sein eigner Herr war, und sogar für das Stübchen einen kleinen Miethzins bezahlte. Er ließ seine Montur wenden und ausbessern, putzte sich stets proper heraus, und wußte sich bald bei Jung und Alt in ordentlichen Respekt zu setzen.

Als der neue Lehrer Sorg einzog, war er beim Anblick des bärtigen Hausgenossen und über seine soldatisch-steifen Manieren etwas betroffen; indessen merkte er bald, daß er einen kernguten Mann vor sich habe, und er war zu ver-

ständig und gutherzig, als daß er einen solchen Mann nicht schätzen sollte. Die Bekanntschaft veredelte sich bei gegenseitiger Achtung bald zur Freundschaft, und da der Invalide während seines Soldatenlebens auch längere Zeit in der Küche Dienste geleistet, so kamen die beiden zu der Einrichtung, daß der Invalide zugleich Mundkoch und Haushofmeister und Tischgenosse des Lehrers wurde. Am Sonntag zogen sie miteinander zu Kirche: der Lehrer spielte die Orgel, der Invalide zog die Blasebälge. Sonntag Abends dann, wenn der Lehrer mit den „Herren" zusammenkam, durfte allmälig der Invalide auch an den „runden Tisch" der Honoratioren heranrücken, und nicht ohne stolze Selbstzufriedenheit geleitet er seinen Hausgenossen heim. Es war ein ganz eigenes Verhältniß zwischen diesen Zweien: Freundschaft und Vertraulichkeit und dann von Seite des Invaliden eine bescheidene Unterordnung und Dienstbereitwilligkeit; immer und überall aber der freie Zustand natürlicher Gestaltung und Thätigkeit.

Oft saßen sie in den langen Winterabenden in des Lehrers warmer Wohnstube: der Invalide erzählte von seinen ältern Kriegserlebnissen, der Lehrer las die neuesten Kriegsgeschichten aus der Zeitung vor. So eines Abends war der Lehrer recht ernst und düster, und man sah ihm die innere Betrübniß ganz deutlich an. Der Invalide schwieg stille, konnte sich jedoch nicht lange halten, sondern hülpte behutsam vor den Tisch, strich den Schnurrbart und schaute dann fast etwas schüchtern den Lehrer an, fragend: Sind Sie nicht recht wohl? — Doch, doch! antwortete der Lehrer; aber ich bin nicht recht zufrieden mit mir selbst: es will mir in der Schule mit manchem Kinde auch gar nicht gelingen. — So, sprach der Bärtige — sind die Fratzen einmal wieder recht unartig gewesen. Hören Sie, Herr Lehrer, schicken Sie mir die bösen Kinder nur heraus, ich hab' im Stübchen drüben noch so ein Korporalstöckchen, das wird sie zahm machen. —

Ach mein Freund, fuhr der Lehrer fort, die Kinder sind nicht gerade besonders unartig oder träge; es geht im Lernen ordentlich vorwärts; aber sie von den sittlichen Fehlern zu befreien, vom Lügen und Heucheln, vom hartherzigen Benehmen, von Grobheit und Unreinlichkeit u. s. w. — das geht sehr schwer, und noch schwerer, sie zu einem guten Verhalten und Benehmen hinzuführen. — Sie sollten strenger sein, Herr Sorg, viel strenger, fiel eifrig der Korporal ein; ohne Stock und Ruthe geht es nicht; wenn Sie nicht dazu greifen wollen, so befehlen Sie nur; steh' immer zu Diensten. — Aber mein guter Ernst, fragte der Lehrer, trifft man denn eigentlich den Schuldigen, wenn man die Kinder straft? — Wie meinen Sie das? entgegnete Ernst — und nach einigem Besinnen setzte er hinzu: Ja so! Ja, ja; die Alten, die sollte man eigentlich — und dabei machte er eine entsprechende korporale Bewegung.

Ihr seid ja, Freund Ernst, mit dem hiesigen Familienleben gar gut bekannt; setzt Euch her, und erzählt mir davon; es dient zu meiner Belehrung. — Der Invalide setzte sich an seinen Platz am Tische des Lehrers und begann folgendermaßen.

Freilich kenn' ich der Allinger Haushaltung ganz genau; bin ich doch von Tisch zu Tisch gezogen. Es war eine schwere Zeit, seufzte er; aber ich war damals ein elender Tropf. Oh Herr Sorg, wenn ich damals und jetzt vergleiche, so kann ich dem lieben Gott nicht genug danken, und Ihnen auch. — Doch ich will nun erzählen, Alles der Wahrheit getreu. Es gibt recht wackere Familien in Allingen, kreuzbrave Leute und wahre Christen. Es ist ein schönes, freundliches Leben in diesen Häusern, und ich denke, es kann in manchem Hause, wo die Leute noch so vornehm und hochgebildet sind, nicht tugendsamer und glücklicher hergehen. Das sind voraus die Familien ..... Halt! unterbrach ihn der

Lehrer, ich will einmal rathen: die Familien von Franz und Christoph Lauter, von Martin Still, von Georg und Friedrich Sparinger, Max und Anton Stätig, Philipp Trieb, Wittwe Kehrsam, Karl Billig. — Ganz richtig! rief fast überlaut der Invalide: Woher wissen Sie das? Sie kommen ja nicht dorthin. — Ei, sagte der Lehrer, aus all diesen Familien hab' ich Kinder in der Schule. — Ja natürlich, begreiflich! da können Sie's schon herausmerken. Nun ja, solche achtbare Familien gibt es eine recht ordentliche Anzahl in Allingen; es ist allweg nicht die schlimmste Gemeinde. — Gewiß nicht, sprach der Lehrer; aber ich habe doch ziemlich viele Schüler mit recht schlimmen Sitten und Gewohnheiten, vielleicht sogar anererbten schlimmen Anlagen. Es ist mir wichtig, die Fehler und Mängel des häuslichen Lebens und der häuslichen Erziehung kennen zu lernen; ich finde dann eher ein Gegenmittel. Versteht Ihr, Freund Ernst?

Ganz wohl! Ich hab' zwar keine Freude daran, von Andern das Böse zu reden; indessen geschieht es hier zu einem guten Zwecke und ja bloß unter vier Augen.

Gerade drüben über der Brücke wohnt der Rudolf Störr; es geht sehr rauh her in diesem Hause. Die Kinder bekommen harte Schläge von frühester Jugend an und um der geringsten Ursache willen, oft nur, weil's so der Brauch ist. Sie sind alle hart geschlagen und machen sich nicht viel daraus. Die ältern Geschwister ahmen denn zeitig das Beispiel der Eltern nach, und übertragen die erhaltenen Streiche auf die jüngern und so prügelt Eines das Andere heran. Ich bin wohl auch dafür, daß man strenge sei; aber zu viel Schlagen ist nicht zuträglich. Wir hatten auch so einige Bursche beim Regiment, die machten sich gar Nichts mehr draus, wenn sie 25—50 bekamen. — Jemand einen recht heftigen Schmerz, der gerade nicht schwer verletzt, zu verursachen, daß ein rechter Schreck oder Schrei erfolgt, das ist bei Störr's

der lustigste Spaß. Einem, der niedersitzen will, geschwind den Stuhl wegziehen, daß er auf den Boden sitzt — Jemand auf schlaue Weise zur Berührung glühheißen Metalls zu bringen — einem Blödsinnigen brennenden Zunder in die Schuhe schieben, daß er vor Schmerz hoch aufzuckt — Jemand unvermerkt mit Nadel- oder Dornspitzen stechen — sogar einen Blinden auf die Nase fallen machen: das sind von den liebsten Spässen jener Leute. An den beiden elenden Mähren übt sich Jung und Alt im Prügeln; das Ersäufen der jungen Hunde und Katzen ist eine der größten Kinderfreuden und je länger das Zappeln, desto größer die Lust. Im Winter, wenn die Spatzen, Finken und Aemerlinge vor die Scheune kommen, da lockt man Scharen unter Fallgarne und andere Vorrichtungen. Dann gibt es Spaß mit den Thierchen: man rupft sie und läßt sie laufen; man holt die Katze herbei; einmal banden sie viele derselben bei den Füßen an eine Schnur und wickelten sie dann dem Hund um den Leib. Wenn die Schweine geschlachtet werden, dann fassen die Kinder das Blut auf und ahmen das Schreien und Röcheln nach, und das ist ein Hauptfest.

Was sagen Sie dazu, Herr Sorg? — Ich denke, antwortete der Lehrer, daß diese Kinder zur Grausamkeit erzogen werden, und selbst vor der entsetzlichsten That nicht zurückschrecken würden. Uebrigens will in der Schule kein Kind neben den zwei Buben sitzen und mir selbst graut fast vor ihnen.

Der Invalide fuhr fort. In ein anderes Haus, das Sie errathen werden, ohne daß ich es nenne, bin ich nur zweimal gekommen; ich wollte lieber einen Tag hungern, als dieses Kostort nochmals besuchen. Vom Soldatenleben her war ich an Propretät gewöhnt, und wie sieht es in jenem Hause aus! Am Stubenboden kaum noch eine Spur von den Bret-

tern, auf welchen eine dicke Kruste vieljährigen Schmutzes liegt. Die Fensterscheiben mit Fliegenkoth und Staub überzogen, daß kein Ausblick mehr möglich ist; Tische und Bänke kleberig von allerlei Schmiererei. Und dann die Schüsseln, die Gabeln und Löffel: oh es ist ekelhaft bis zum Erbrechen! Wie die Sachen so die Menschen. Gewöhnlich kommen sie ohne Strümpfe und Schuhe, ohne Hals- und Brusttücher; sie brauchen auch dergleichen nicht, denn die Haut ist nicht entblößt, sondern mit einer harten grauen Rinde überzogen, Anhäufung von allerlei Bestandtheilen seit vielen Jahren. Von dem Kopfe läßt sich kaum reden: die Haare sind eine struppige Wildniß mit allerlei Ungeheuern bevölkert. Einmal verirrte sich mein Blick auch in die Schlafkammer hinein. Wenn ich beschreiben wollte, wie viele und welcherlei Gegenstände hier vor meine Augen kamen, kaum würde man mir Glauben schenken. Nur so viel will ich sagen, daß kein Thier, das in freier Natur lebt, so ein Schmutzloch zum Nest oder Lager nähme. — Eine süßlichstinkende Luft haftet im Hause, unerträglich für Jeden, der daran nicht gewöhnt ist. Die Leute sehen auch bleich und kränklich aus, und zwischen den Fingern und Gelenken sind verdächtige Zeichen bemerkbar. Von sieben Kindern sind die vier jüngern in den stinkenden Windeln gestorben; die zwei ältesten kommen in die Schule. Sie wissen wohl, Herr Lehrer! von welcher Haushaltung ich rede? Oh ja, entgegnete dieser, von der Familie Teiger; ich habe die Verena und den Peter schon mehrmals heimgeschickt, daß sie sich reinigten, aber sie kommen immer wieder im alten Schmutze. — Ist gewiß Alles vergeblich, sprach der Invalide, der Schmutz ist ihrer Haut so fest angewachsen, wie dem Igel die Stacheln: sie bleiben Schmutzampeln ihr Lebenlang; da hilft keine Schule.

Jetzt aber, sprach der Invalide weiter, muß ich etwas leiser reden; denn die Wände haben Ohren. — Sie

kennen ja den Pfleger Schmeidig, den Mann mit dem freundlichen Blicke, dem lächelnden Munde, der stets von sanfter, liebreicher Rede überfließt. Nun denken Sie, zur Zeit meiner Armut kam ich an meinem Kosttage dorthin, Niemand sah mich eintreten und ich setzte mich betrübt in den Ofenwinkel. Bald kamen Mann und Frau, und ohne mich bemerkt zu haben, begannen sie mit einander zu reden. — „Heut kommt der Fresser wieder, sagte er, du mußt schon etwas mehr kochen, 'sist von wegen dem Gerede. — Ja eben, fuhr sie fort, 'särgert mich aber allemal, daß man so einen Kerle füttern soll, und 'sreuet mich fast, noch Besonderes aufzutischen. Nun Frau, 'sist wegen den Leuten, du weißt ja wohl. — Sie können sich denken, Herr Lehrer, bemerkte der Invalide, daß mir bei solchen Worten der Appetit verging. Sobald die Beiden sich aus der Stube in Küche und Scheune begeben hatten, schlich ich leise aus dem Hause, und hinkte das Gäßlein hinab, um mir bei dem Bäcker ein Kreuzerbrödchen zu holen, und dann hätt' ich beim Tobelbrünnelein mein spärlich Mittagessen im Verborgnen gehalten. Da mußt' ich aber an Schmeidig's Scheune vorbei, und der tritt heraus, eilt auf mich zu, grüßt mich aufs freundlichste und spricht: Ei mein lieber Ernst, wart' nur einen Augenblick, dann gehn wir miteinander ins Haus; ich und meine Frau freuen uns allemal auf den Tag, da du zu uns kommst; sie hat schon etwas Besonders ans Feuer gesetzt. Und als Schmeidig dieß gesagt, schloß er das Scheunenthor und führte mich unter allerlei lieblichen Worten in sein Haus. Die Frau kam uns vor die Thüre entgegen und rief überlaut: Seid freundlich willkommen, mein guter Ernst! Ach, wir können allemal den Tag kaum erwarten; ich hab' schon oft zu meinem Manne gesagt, er soll doch machen, daß Ihr auch öfter bei uns zu Tische kämet. — So ging's fort mit lauter überfließender Freundschaft und Liebe. Sie trieben's so weit,

daß sie beim Essen eine Maß Wein vorsetzten, freilich in der sichern Meinung, ich würde keinen, oder doch nur ganz wenig trinken. — Aber, Herr Lehrer, da wurd' ich innerlich wild und schlimm, stellte mich, als ob ich alles Zureden für Ernst hielte, und setzte der Weinflasche so kräftig zu, als ob sie ganz leer werden sollte. Da hätten Sie die Gesichter sehen sollen! Frau und Tochter gingen hinaus, und ich hörte ziemlich deutlich, wie sie in der Küche ihren Groll über mich ausließen; doch war die Tochter schon so in der Heuchelei herangezogen, daß sie mit freundlicher Miene herein kam und lächelnd zu mir sprach: Ich will nur das Tischtuch abnehmen; Bleibet Ihr nur, 'sfreut uns, wenn Euch der Wein schmeckt. — Und, Herr Lehrer, ich war boshaft genug, sitzen zu bleiben und rein auszutrinken. —

Der Gemeindsweibel weiß ein lustiges Stücklein zu berichten. Er kam einmal vor Schmeidig's Stubenthüre und hörte ein wildes Zanken und Schimpfen der Eheleute und dazwischen das Bitten und Schreien der Kinder. Es kam immer ärger und so zu Schlägen und Stößen. Da trat er ein und fand die Frau blutend. Er wollte eben zum Frieden reden, aber plötzlich veränderte sich das Stück, und der Mann sprach jammernd: Ach, sehet Ihr Weibel, meine liebe Frau ist da über den Schemmel gestolpert und gefallen und hat sich da an der Stirne arg verletzt; Lieseli, hol doch Essig! Ach du gute Frau! Thu nur nicht so, sprach die Frau, es wird nicht so gefährlich sein. Seht Ihr Weibel, mein Mann hat gar gleich eine Angst, wenn mir Etwas begegnet; er ist gar eine gute Seel'. — Da verrichtete der Weibel seinen Auftrag, ging fort, und sprach so vor sich hin: Ist's auch möglich; ist's auch möglich!

Schmeidig unterläßt nicht, seiner Familie und seinem Gesinde häufig in Abendstunden aus der Bibel vorzulesen; der Kirchenbesuch ist für alle streng verbindlich, und doch

vernimmt man viel Schlimmes aus dem Hause, und kein guter Dienstbote bleibt dort. — „Das sind Leute, bemerkte mir ein Knecht, der dort gedient hatte, gerade wie die Pharisäer, von denen der Heiland so viel gesagt hat.“ — Aber ein Geschichtlein muß ich Ihnen doch noch erzählen. Der Schmeidig hatte vor etlich Jahren, als die Erdäpfelkrankheit einriß, sehr gute Erdäpfel, und es baten ihn Einige, daß er ihnen zur Aussaat solche um gutes Geld verkaufe. Aber der wies sie mit lieblichen Worten schnöde ab. Nun, was that ein pfiffiger Nachbar. Er wartete, bis er mit Schmeidig beim Herrn Pfarrer zusammentraf. Dann sprach er: Höret Nachbar Schmeidig, seid doch auch gegen mich so gefällig, wie gegen Andere, und gebet mir von Euren guten Erdäpfeln zum Ausstecken! Ja freilich, begann Schmeidig mit größter Freundlichkeit, freilich geb' ich Euch, obschon ich nicht mehr gar so viel habe. Es ist immer meine Freude, sprach er zum Herrn Pfarrer, dem Nebenmenschen zu dienen. — Richtig kam der Nachbar die Erdäpfel zu holen; aber dießmal fielen Mann und Frau aus der Rolle, indem sie beim Abgeben sehr wild thaten und den höchsten Preis verlangten. Der Nachbar aber drohte, den Herrn Pfarrer zum Zeugen zu nehmen, und das wirkte.

So geht's bei Schmeidig's zu: ein heuchlerisches Treiben immer fort. Ich fürchte, Herr Lehrer, schloß der Invalide, Sie werden Schmeidig's Kinder vergeblich zur Aufrichtigkeit, Wahrheit und ächten Frömmigkeit ermahnen.

Nach einer Weile fuhr er weiter fort.

Am liebsten ging ich zu Tische bei Heinrich Hugli, dem Fabrikarbeiter. Er hatte sich besonders dafür verwendet, daß ich auch einen Tag zu ihm käme. Es war damals gerade eine gute Zeit: die Waaren wurden gesucht und gut bezahlt und die Fabrikler hatten recht schönen Verdienst. Hugli und seine Frau und der älteste Sohn gingen in die Fabrik, die

zwei kleinern Kinder besuchten regelmäßig die Schule und die Großmutter besorgte die Küche. Es ging recht munter und freundlich zu, wenn sie Mittags und Abends beisammen waren. Sie hatten viel mehr Gewandtheit im geselligen Gespräche, als die gewöhnlichen Bauersleute; ihre Reden und Urtheile hatten einen weitern Bereich, sie wußten Mancherlei und waren begierig noch mehr zu erfahren. Zudem hörte man keinen jener rohen und schamlosen Ausdrücke, wie sie unter den Landleuten sonst nicht selten sind. Ich fand auch Bücher und Zeitungen da, und der Vater rühmte mit rechter Freude, daß seine Kinder in der Schule gute Fortschritte machten. Das Hauswesen war niedlich eingerichtet, die Kleidung ganz artig. — Ich hatte viel Uebles von den Fabrikarbeitern sonst schon gehört, und war ganz erstaunt, eine so wohlanständige Fabriklerfamilie kennen zu lernen. Freilich erfuhr ich denn auch, daß Herr Denker, der Fabrikbesitzer, sehr sorgfältig und strenge darüber wachen lasse, daß nicht nur alles wüste und rohe Treiben in seinen Fabriksälen unterbleibe, sondern auch alles wüste und unsittliche Reden; daß er zudem Veranstaltungen getroffen habe, und sogar selbst dabei mithelfe, den Leuten Stoff zu belehrenden Unterhaltungen zu bieten, theils durch mündliche Vorträge, theils durch Bücher.

Da unterbrach der Lehrer und sprach: Ich kann Euch sagen, daß meine besten Schüler und Schülerinnen solchen Fabriklerfamilien angehören. Diese Kinder sind lebhaftern Geistes und regern Gemüthes. Aber anderorts findet man es auch ganz anders; denn leider gibt es nicht viele so edle Fabrikherrn, wie Herr Denker, und dazu seine vortreffliche, menschenfreundliche Gattinn. Da findet man im Gegentheil solche, die im Fabrikler nichts Anderes sehen, als eine Spindel oder Spule, ein Rad oder Rädchen ihrer Maschine, ein Mittel und Werkzeug zu ihrer Bereicherung, oder was noch

schlimmer, zur sultanischen Befriedigung jeder Lust und gewaltthätigen Neigung.

Was mir jedoch bei Hugli's auffiel, fuhr der Invalide fort, das war ein gewisser Leichtsinn hinsichtlich des Aufwandes in Nahrung und Kleidung und im geselligen Umgang. Es war offenbar, daß die Leute nie daran dachten, es möchten schlimme Zeiten kommen, auf die man einen Nothpfennig zurücklegen sollte. Solche kamen aber nur zu bald, und ich sah bei Hugli's ein recht trübseliges und ärmliches Leben; ja es schien mir sogar, als ob mit dem Wohlstand auch der sittliche Halt abgenommen habe. — Hierauf der Lehrer: In unserm Lande wird immer ein bedeutender Theil des Volkes sich von Fabrikarbeit ernähren müssen, und dieser Volkstheil verdient alle Berücksichtigung. *Es ist eine schlechte Manier, immer nur verächtlich von einem lumpigen Fabriklervolk zu reden, und sie des Leichtsinns und der Unsittlichkeit anzuklagen.* Das Fabrikleben hat allerdings seine Schattenseiten und Nachtheile; es bietet aber auch wieder günstige Anknüpfpunkte. Wir wollen hoffen, daß Herr *Denker* mit seinen guten Absichten bei den Fabriklern Anklang finde und bei den Fabrikherrn gute Nacheiferung. Die Letztern sollten bedenken, *daß es ohne Fabrikarbeiter auch keine Fabrikherrn geben könnte, und daß der Zweck doch nicht allein der sein könne, in der Hand des Einzelnen, aus dem Schweiße von Tausenden, enorme Reichthümer anzuhäufen.* Die Heranziehung geschickter, fleißiger, haushälterischer Fabrikarbeiter schien mir von größter Bedeutung für die Fabrikation selbst. Indem ich über diesen höchst wichtigen Punkt nachdachte, kam ich zu einem Plane, den ich hier kurz andeuten will. Man hat jetzt an vielen Orten landwirthschaftliche Armenerziehungsanstalten, auch Rettungsanstalten genannt. Einige Stimmführer wollten An-

fangs behaupten, solche Anstalten könnten durch die Arbeit der Kinder allein schon bestehen: das ist nicht richtig, und es ist auch nicht gut, so übertriebene Forderungen zu stellen und solche Erwartungen zu erregen. Man muß und soll solche Anstalten unterstützen. — Nun aber: Warum nicht auch industrielle Armenerziehungsanstalten zur Heranbildung braver Fabrikarbeiter? Es gibt mancherlei Fabrikarbeiten, welche von 9—12jährigen Kindern ganz gut verrichtet werden können. Wie nun! wenn man neben großen Fabriken solche industrielle Rettungsanstalten errichtete, der Art, daß die Kinder täglich etwa vier Stunden arbeiteten zu Gunsten der Anstalt; diese aber für Nahrung, Kleidung und Pflege, für Erziehung und Unterricht sorgte? Mir scheint, in ökonomischer Hinsicht könnten solche Anstalten fast mehr aus sich selbst leisten, als die landwirthschaftlichen, zudem wär' ja Garten- und Gemüslandbau nicht ausgeschlossen. —

Ueber dieß Kapitel ließ sich gar Viel sagen, meinte der Invalide. „Sie sollten diesen Gedanken einmal in einer schönen Rede in der gemeinnützigen Gesellschaft ausführen oder eine Ansprache bei Hrn. Denker versuchen."

Dann fuhr er fort: Sind Ihnen, Herr Lehrer, nicht auch schon einige Kinder aufgefallen, mit dem Geschlechtsnamen Mühlich? Ja wohl, antwortete der Lehrer, zwei Mädchen und ein Knabe. Was ist denn doch mit diesen Kindern? Sie sehen so blaß und betrübt aus, so müde und kummervoll. Oft blicken sie mir ins Auge, als ob sie mein Erbarmen anregen möchten, als ob sie mir ein Seelenleiden offenbaren wollten, und dann manchmal ist's, als ob sie kaum des Schlafes sich erwehren könnten. Es ist mir nicht möglich, sie zu mahnen oder zu treiben, auch wenn sie ihre Aufgaben nicht lösen.

Ach Gott! seufzte der Bärtige, und seine Augen wurden feucht, das sind recht gedrückte Kinder. Ihr Vater ist der

Spielsucht verfallen und dadurch ein unbeschreiblich unglücklicher Mann geworden. Tausendmal schon hat er mit Thränen seinem guten Weibe versprochen, dem Spiel zu entsagen, und immer wieder überwindet ihn die Lust, und leider gibt es niederträchtige Verführer, die ihn noch anreizen. Seine Familie hat Nichts mehr von ihm, vielmehr verspielt er noch oft einen Theil dessen, was Weib und Kinder verdienen. Da sitzt die arme Mutter mit den zwei Mädchen und dem Knaben oft ganze Nächte hindurch und mühen sich ab, um mit Weißsticken so viel zu verdienen, daß sie durchkommen, und nicht noch das Häuschen verlassen müssen. Die Augen, bei der subtilen Arbeit angestrengt, werden mit häufigen Thränen genetzt. Und dann kommt spät der Vater heim, mit zerstörtem Antlitz, halbverzweifelt oder etwa über die Maßen lustig, fast trunken, wenn einmal das täuschende Glück ihn begünstigt. — Herr Lehrer, stören Sie ja die armen Kinder nicht, wenn etwa der Schlaf sie in der Schule befällt! Ach, die arme gute Frau! Wär' ich nur Meister, den Spielverlockern wollt' ich — Und dabei schwang der Korporal den Haselstock, daß es pfiff. —

Die Kinder des Max Krappler haben sich gewiß auch schon in der Schule oder auf dem Schulplatze bemerkbar gemacht? Ja freilich, erwiederte der Lehrer; letzthin, als die Knaben vor Beginn der Schule Ball spielten, hörte ich den kleinen Krappler einen ganzen Schwall von Flüchen und Schimpfreden ausstoßen, und über seine Schwester klagten schon einigemal andere Mädchen, weil sie so unflättige Sachen rede. — Das wird Niemand wundern, wer in dem Krappler Hause bekannt ist. Die Leute reden eine ganz eigene Sprache; nicht einmal unter sich selbst geben sie sich den rechten Namen: den kleinsten Buben heißen sie Spitzmüsler, die kleinere Tochter das Hühnli, den ältern Sohn schelten sie Nälling und die ältere Tochter Wieseli; die Mutter heißt den Vater Iltis

und er nennt sie die Feldkatze. Ein Fluch ist der Morgengruß, ein Scheltwort der Abendgruß; die unflättigsten, unzüchtigsten Ausdrücke und Redensarten werden stündlich ausgetauscht; keine Arbeit wird ohne eine Zänkerei begonnen und keine ohne eine Streitigkeit ausgeführt. Indessen Herr Lehrer, möcht' ich Ihnen doch die Krappler Kinder zu einem Versuch empfehlen, und zwar darum. Sehen Sie, ich war zuerst in der Kompagnie des Hauptmanns Tonnar. Das war ein füchterlicher Flucher und Raisonnirer, und Chargen und Gemeine ahmten ihm treulich nach. Darauf kam ich in ein anderes Regiment, unter die Kompagnie des Hauptmann Milter. Als ich da nun meine Flüche losgab, sahen mich alle Kameraden an und schüttelten den Kopf. Und als der Hauptmann mich einst ob dem Fluchen und Schimpfen erwischte, ließ er mich alsbald zu sich rufen. Da führte er mich so ganz in ruhigem Tone darauf hin, was es eine rohe und sündhafte Manier sei, die edle menschliche Sprache zum Fluchen und Schimpfen zu mißbrauchen, und zudem seien oft die ärgsten Feiglinge am tapfersten in solchen Ausdrücken. Die Lektion wirkte bei mir, und ich möchte mich fast jetzt noch schämen, jemals so ein Fluchheld gewesen zu sein. Was thut das schlechte Beispiel nicht!

„Das ist eben das große Hinderniß im Lehrerberuf, daß die Beispiele des Bösen im täglichen Leben so stark auf die Kinder wirken, namentlich die Beispiele im elterlichen Hause, wo die Kinder vor und nach der Schule sich aufhalten."

Aber warten Sie, Herr Lehrer! Da kann ich Ihnen doch auch aus hiesiger Gemeinde einen Fall angeben, wo das schlechte Beispiel zum Guten wirkte, und der Invalide erzählte weiter.

Sie haben gewiß den wüsten Trunkenbold schon gesehen, man nennt ihn nur den „Saufruodi". Der war vor Zeiten ein recht geschickter Küfer und als ein heitrer, gut-

müthiger Mann wohlgelitten. Allmälig kam er ins Saufen hinein und wurde ein ganz abscheulicher Geselle. Seine Frau mißhandelte er im Rausche auf eine viehische Weise und vollführte vor den Augen seiner Kinder entsetzliche Dinge, in Wort und That. Mehrmals, wenn die gemarterte Frau seinen Forderungen und Gelüsten nicht genügen konnte, zuckte er vor den jammernden Kindern das Messer nach ihr. Er schleppte heimlich oder gewaltsam die letzten Geräthe und Bettstücke fort, um sie zu verkaufen und das Geld zu versaufen. Hundertmal kam er lärmend und tobend nach Mitternacht heim, Weib und Kind mit den wildesten Lästerungen und Drohungen aus dem Schlafe aufstörend.

Und was denken Sie, daß aus den Kindern wurde? Die älteste Tochter lernte Kleidermachen und ward ein Muster der Sittsamkeit, des Fleißes, der Aufopferung für die ihrigen; eine zweite Tochter that deßgleichen und sie brachten mit ihrer Händearbeit die Familie durch. Der eine Sohn ist gegenwärtig ein sehr geachteter Mann, Mitglied des Gemeinderaths, ein wahres Muster eines braven Handwerkers und guten Familienvaters. Die alte Mutter hat noch schöne, glückliche Tage erlebt. Sehen Sie, Herr Lehrer! Das Beispiel der Abscheulichkeit hat hier Abscheu erregt und zum Guten geführt.

Ich danke für die lehrreichen Mittheilungen, sprach der Lehrer aufstehend; es ist für einen Lehrer und Erzieher von großer Wichtigkeit, daß er wisse, wie es in den Familien zugehe. — Gewiß, sagte der Invalide; aber von den Schlimmsten haben wir noch nicht gesprochen. Herr Lehrer, es gibt eigentliche Häuser des Verderbens, Häuser in welchen Männer und Jünglinge, ja Knaben sogar, zu Trunk und Spiel und allerlei bösen Werken verleitet werden; es gibt Häuser, in welchen jedes Mädchen, das da in Dienst kommt, Ehre und Unschuld einbüßt. Und sehen Sie, Herr Lehrer! Die Väter

solcher Häuser üben nicht selten den größten Einfluß in den Gemeinden. Das ist ein Unglück für unser Land und unser Volk. Gute Nacht, Herr Lehrer! Da möchte man manchmal . . . und er schwang den Haselstock, als er zur Thüre hinaus hülpte.

B. Eine Session des Kirchen- und Schulkonventes in Schlussingen.

XI.

Pfarrer. Wie schon gesagt: ich würd' Ihnen rathen, die Zuschriften nicht zu übergeben, sondern die Sachen nur mündlich vorzutragen.

Lehrer. Aber, Herr Pfarrer, wenn es nöthig wird, die Sache vor den Oberschulrath zu bringen, so ist's doch besser, wenn sie geschrieben vorliegt.

Pfarrer. Ich zweifle, ob der Konvent beschließt, die Sache weiter zu bringen; und ob es von Ihnen aus gut gethan wäre, glaub' ich kaum.

Lehrer. Gesetz und Verordnung machen mir dieß zur Pflicht.

Pfarrer. Mein werther junger Mann! es steht gar viel auf dem Papier, was nie ins Leben tritt, ja oft ganz und gar unausführbar ist.

Lehrer. Ach, Herr Pfarrer! Es ist mir unbegreiflich, wie Sie so gelassen bleiben können.

Pfarrer. Oh, das lernt sich allmälig schon! Als ich vor 27 Jahren in diese Gemeinde kam, da machte ich mir allerlei schöne Vorstellungen und Pläne. Ich wollte dem Bösen und Schädlichen überall entgegen wirken, das Gute und Nützliche überall fördern. Manches Jahr mühete ich mich ab. Ich suchte die Schule zu heben, den Kirchengesang zu verbessern; ich gab mir alle erdenkliche Mühe, den Armen Verdienst oder Unterstützung zu verschaffen; ich suchte die

Leichtsinnigen zu belehren, die Verirrten zu bekehren: Mein Gott! Alles vergeblich. Spott, Feindschaft und Mißhandlung war mein Lohn.

Lehrer. Das ist freilich höchst betrübend. Aber man darf doch nicht zugeben, daß die Schule immer weniger besucht wird; man darf doch nicht zusehen, wie die Jugend in schlechten Häusern verführt und verderbt wird!

Pfarrer. Sie wissen, daß ich in Predigt und Christenlehr' immer dagegen eifre; mehr kann ich nicht thun. Ich hab' früher auch weitere Wege versucht, immer ohne Erfolg. So rath' ich Ihnen: Geben Sie dem Konvent das Verzeichniß der Versäumnisse ein; mahnen und klagen Sie mündlich im Konvent; aber weitere Schritte find' ich bedenklich und nutzlos.

Lehrer. Ich wünschte doch, die Schrift würde vorgelesen; es bleibt ja dann immer noch Zeit sie zurück zu ziehen.

Pfarrer. Wenn Sie's durchaus wollen, so mag es sein. Ich höre die Herren kommen.

(Die fünf Mitglieder des Schul- und Kirchenkonventes treten ein, und nach gegenseitigen Begrüßungen nehmen sie Platz und die Sitzung beginnt).

Pfarrer. Die Herren sind zusammen berufen wegen einer Eingabe von Seite des Lehrers. Ich will diese Eingabe nur gerade vorlesen; sie lautet folgendermaßen.

Wohlehrwürdiger Herr Präsident!

Verehrte Herren!

Seit ich an hiesiger Schule angestellt bin, hab' ich wiederholt das Ansuchen an Sie gestellt, doch den zahllosen Schulversäumnissen abzuhelfen. Bis jetzt sind aber keine Maßregeln zur Abhülfe getroffen worden und die Zahl der Versäumnisse wird immer größer, so daß die Schule gänzlich in Verfall kommen muß. Aus den beigelegten Verzeichnissen mögen Sie ersehen, daß viele Kinder nur selten in die Schule kommen,

manche gar nie. So sind z. B. die Kinder des Matthias Gall im Monat November gar nie erschienen; die zwei Knaben der Wittwe Frei jeder ein einziges Mal; die vier Kinder des Markus Wilt waren seit zwei Monaten nie in der Schule, fast ebenso die Kinder aus den Familien des Johannes Fährdt, Heinrich Mots und Jakob Zilter. Doch nicht nur die Kinder armer Familien versäumen die Schule, selbst solche von bemittelten machen unzählige Versäumnisse. Herr Präsident, Herren Mitglieder! Nach § 121 des Gesetzes und nach der Schulordnung §§ 207—210 ist ein Lehrer verpflichtet, dem Schul- und Kirchenkonvent von Monat zu Monat die Schultabellen einzureichen und hinsichtlich der Versäumnisse um schleunige Abhülfe zu bitten; im Fall diese nach zweimaliger Eingabe nicht erfolge, sei der Lehrer weiter verpflichtet, sich an den Oberschulrath zu wenden. Ich habe nun zum vierten Mal mich an den Konvent gewendet, und wenn auch dießmal nicht kräftig eingeschritten wird, muß ich an den Oberschulrath Bericht erstatten.

Ein zweiter Punkt dieser Eingabe bezieht sich auf das sittliche Verhalten und Leben der schulpflichtigen Jugend außer der Schule. Es nimmt immermehr überhand, daß Knaben und Töchter, die das sechszehnte Jahr noch nicht zurückgelegt haben, in Wirthsstuben, auf Kegelbahnen und Tanzplätzen sich herumtreiben; wo sie zur Unmäßigkeit, zum Spiel und zu unsittlichem Wesen veranlaßt und verführt werden. Nach den Gesetzen ist es Aufgabe des Schul- und Kirchenkonventes, diesen übeln Gewöhnungen zu steuern und namentlich die Jugend, die noch die Sonntagsschule und die Christenlehre besucht, abzumahnen und abzuhalten. Als Lehrer und als Mitglied des Konventes fühle ich mich verpflichtet, diesen Gegenstand zur Berathung zu bringen, mit dem dringlichen Wunsche, daß derselbe durch heilsame Beschlüsse und Maß-

nahmen erledigt werde. Genehmigen Sie, Herr Präsident, verehrte Herrn, den Ausdruck besondrer Hochschätzung! Ihr

ergebenster Johannes Müller, Lehrer.

Pfarrer. Sie haben nun die Eingabe des Lehrers vernommen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß es zwei sehr wichtige Punkte sind, und wo immer möglich sollte abgeholfen werden.

Erstes Mitglied. 'Sist freilich eine fatale Sache; man wird eben die Leute daran mahnen müssen, ihre Kinder fleißiger in die Schule zu schicken.

Zweites Mitglied. Meine Ansicht ist, man soll die Eltern vor den Herrn Pfarrer fordern lassen, und der soll ihnen scharf ins Gewissen reden wegen der Schule.

Pfarrer. Ja, meine Herren, das ist schon oft geschehen, und wird zu Nichts helfen.

Lehrer. Das Gesetz fordert im strengsten Fall Geldbußen oder Gefängnißstrafen. Und mir scheint, es sei endlich Zeit, diese letzten Strafen anzuwenden.

Drittes Mitglied. Geldbußen! Wer soll sie dann zahlen? Gefängniß! Oh Herr Je! Wenn man den Vater einsperrt, so kann man dafür die Kosten zahlen und dann Weib und Kinder erhalten.

Viertes Mitglied. Der Lehrer kennt halt scheint's die Leut' nicht recht. Der Matthis Gall ist ein Fabrikarbeiter, der von der Hand in den Mund lebt; er hat das Haus voll Kinder und eine kranke Frau. Nun ist's doch begreiflich, daß er die Kinder, welche in der Fabrik etliche Kreuzer verdienen und's Mittagessen bei guten Leuten bekommen, in die Fabrik mitnimmt. Zuerst muß man zu essen haben, dann etwa kommt's Schulgehen. Dann die zwei Buben von der Wittwe Frei; ja nun, die müssen eben betteln, wenn die arme Frau nicht Hunger leiden soll. Der Marks Wilt ist ein Maurer, der im Winter Nichts verdient;

da sammelt er Reisbüschеln im Wald und seine Buben verkaufen sie in der Stadt, Tag für Tag. So ist's fast mit all' den Kindern, die nicht in die Schule kommen.

Fünftes Mitglied. Ich muß dem Ebengesagten vollständig beipflichten. Da ist auch der Johannes Fährdt. — Ja du lieber Gott: Was sollt' auch der Mann anfangen, wenn seine drei Kinder, die neun bis zwölf Jahr alt sind, nicht täglich etliche Batzen in der Fabrik verdienten? Ich möcht' die Leut' nicht einmal plagen mit Zitiren vor den Herrn Pfarrer.

Lehrer. Ich muß den Herren nur sagen, daß ich die Sache vor den Oberschulrath bringen muß, nach Gesetz und Verordnung.

Erstes Mitglied. Wirklich! Je nun, Herr Lehrer! so bringen Sie's nur. Der Oberschulrath soll uns nur jährlich so zwei- dreitausend Gulden schicken für die armen Leute, damit man ihre Kinder recht gelehrt und vornehm schulen lassen kann. Uebrigens, Herr Lehrer, ist's bis jetzt auch gegangen in unsrer Schul' und Gemeind', ohne den Oberschulrath.

Drittes Mitglied. 'S dunkt mich doch stark, daß der Herr Lehrer, der kaum ein Jahr da ist, schon über den Konvent hinaus will. Die Eltern, die's vermögen und können, schicken ihre Kinder bei uns so fleißig in die Schule, als anderswo, und die's nicht vermögen und können, die sollt' man nicht dazu zwingen wollen.

Fünftes Mitglied. Ah behüte! Was man jetzt für Umständ' hat mit der Schul'. 'S kann nicht lauter Gelehrte und Vornehme geben; man braucht auch Dienstboten, Taglöhner und dergleichen Leut'. Und was brauchen, zum Beispiel, die Töchter vom Fährdt schreiben und rechnen zu lernen? Liebesbriefle sind überflüssig, und so viel als sie an Geld

haben und bekommen, das können sie auch ohne Schul' ausrechnen lernen. 'S ist gar kein so großes Unglück, wenn dergleichen Kinder schon nicht geschult sind; vielmehr bringt's oft nur Verdruß und Schaden. Da schreibt letzthin ein angesehener Mann dem Maurer Ittle einen Brief. Der Ittle kann nicht lesen, und läßt sich den Brief von seinem Buben, dem Jaköble vorlesen; Zeunemacher's Hannisle war gerade auch da. Nun hätten die zwei Buben gespottet und gelacht über den Brief; es seien viele Schreibfehler drinn und der Schreiber fehl' immer im Fall. So kommt's noch, daß die Buben armer Leut' über die Herren sich lustig machen und über den Sündenfall spotten. — Letzthin hab' auch Mauser's Bäbele, das bei der Frau Götsche als Kindsmaidle dient, laut gesagt, die Frau hab' die Adreß aufm Brief falsch geschrieben. — Ist das nicht die verkehrte Welt? Ist das nicht entsetzlich, wenn Kinder und Dienstboten mehr wissen und können wollen, als Herrschaften und ältere Leut'?

Lehrer. Die Armen bedürfen der Wohlthat des Schulunterrichtes um so mehr, da sie keine irdischen Güter besitzen.

Drittes Mitglied. Mir scheint's nicht, daß Alles gerade eine Wohlthat sei, was man da in der Schule lernt. Man sieht und hört da kuriose Sachen, und es ist noch die Frage, ob dergleichen mehr Schaden oder Nutzen stifte.

Lehrer. Das verehrte Mitglied ist seit einem Jahr nie in die Schule gekommen; ich zweifle, ob dasselbe wirklich über den Unterricht urtheilen kann.

Drittes Mitglied. Was! So laß ich mir nicht kommen. Ich bin kein Schulkind, wissen Sie das, Herr Lehrer! Ja freilich ist nicht Alles so vortrefflich. Die Kinder hören und lernen da eine Menge heidnischer Sachen mit ganz abscheulichen Worten. Da werden allerlei Geschichten gelesen und erzählt, und sogar Gedicht und allerlei Fabelwerk kommt vor. Jetzt sollen da die Kinder der ärmsten Leute Briefe

schreiben lernen und Rechnungen aufsetzen, und dann sogar noch mit Sprachlehr', in der so scheußliche Namen vorkommen, daß kein guter Christ sie nachsprechen mag.* Und Sie, Herr Pfarrer! Wie mögen Sie's auch dulden, daß Kinder die Lieder und Sprüch' so neumodisch beten und allerlei Schelmenliedle singen?

Pfarrer. Das verehrte Mitglied scheint doch Manches irrig aufzufassen; dergleichen Sachen kommen doch in der Schule nicht vor.

Drittes Mitglied. Oh Herr Pfarrer! Sie mögen jetzt nur nicht reden; ich kann nicht glauben, daß Ihnen das neue Schulwesen gefällt.

Lehrer. Ich bin es meiner Ehre schuldig, die Ausstellungen und Anschuldigungen des Herrn Meyer als gänzlich unbegründet und unrichtig zurückzuweisen. Es ist eine traurige Sache, wenn man Schulvorsteher so reden hören muß. Uebrigens wird auch noch Recht und Gerechtigkeit für Schule und Lehrer zu finden sein.

Fünftes Mitglied. Es wundert mich nur, was denn eigentlich der Lehrer mit solchen Drohungen will. Nur zu! Im Oberschulrath und in der hohen Regierung sind auch noch Männer, die Land und Leut' kennen und wohl wissen, was sich schickt. Die neumodischen Schulmeister sind nicht halb so gut angeschrieben. Es tönt' anders jetzt. Man thut jetzt nimmer so närrisch mit dem Schulwesen. Die Herren

* King Henry VI. — Jacke Cade: Thou hast most traitorously corrupted the youth of the realm, in erecting a grammar = school: and whereas, before, our fore-fathers had no other books but the score and the tally, thou hast caused printing to be used . . . . Jt will be proved to thy face, that thou hast men about thee, that usually talk of a noun, and a verb, und such abominable words, as no christian ear can endure to hear.

merken, was dabei herauskäm'. Letzthin hat mir ein hochansehnlicher Herr gesagt, man müß' umkehren, 's sei die höchst' Zeit, und die alten Schulmeister seien noch besser, als die neuen, die nur den Herren spielen möchten und doch nichts Rechts wissen. Nur zu, Herr Lehrer! 's wird sich Alles weisen.

Pfarrer. Ich denk', wir sollten über den ersten Punkt, wegen der Schulversäumnisse, jetzt abstimmen.

Zweites Mitglied. 'S braucht da kein langes Abstimmen. Der Herr Pfarrer soll die Leut' durch den Weibel zu sich beschicken und ihnen eine Ermahnung geben.

Die andern Mitglieder. Eben das soll beschlossen sein.

Pfarrer. So kämen wir denn zum zweiten Punkt. Ihr Herren, da muß ich ganz in die Klagen des Lehrers einstimmen. Es ist eine traurige Sach', wie es immer ärger und ärger kommt. Da haben jetzt in Zeit von einem Jahr drei Familien Haus und Güter eingebüßt, durch Spielen und Saufen der Väter; vier Töchter, kaum erwachsen, sind wieder so zum Vorschein gekommen, und fünfzehnjährige Knaben sieht man rauchen, spielen, saufen und allen Unfug treiben. Das sind Sachen, die einen Seelsorger vor der Zeit ins Grab bringen könnten.

Erstes Mitglied. 'S ist freilich eine fatale Sach'. Aber dergleichen Fälle kommen eben nicht nur in Schluffingen vor, sondern auch an andern Orten. Schluffingen ist halt' eine arme Gemeind'; 's ist nie viel besser gewesen und wird auch nie viel besser werden. Da ist guter Rath theuer.

Drittes Mitglied. Es fällt mir vorerst auf, daß der Herr Lehrer auch die Sach' anregt. 'S dunkt mich, das gehöre nicht in sein Territorium.

Lehrer. Ich bin berathendes Mitglied des Schul- und Kirchenkonventes, und diese Behörde hat zunächst für die

Sittlichkeit zu sorgen. Zudem weist meine Eingabe zuerst darauf hin, daß sogar schon Schulkinder zum liederlichen Treiben zugezogen werden.

Drittes Mitglied. Schulkinder! Davon weiß ich Nichts. Ich bin noch der Ansicht, daß der Herr Lehrer besser thät', er blieb bei der Schul', was draußen ist, gehört vor die Polizei, und er wird doch nicht auch noch den Polizeidiener machen wollen; 's scheint fast so: er will in Alles hinein reden.

Lehrer. Ja, und ich werd' es mir nicht verwehren lassen, in solchen Fällen. Es ist eine Sünde und eine Schande, wie es hier getrieben wird. Arme Fabrikarbeiter lockt man Abends in die Wirthshäuser und nimmt ihnen den Tag- und Wochenlohn bei Trunk und Spiel ab, während Weib und Kind zu Haus darben. Die Knaben werden in Häuser gelockt, wo liederliche Weibsleute sie an Leib und Seel' verderben; junge Töchter werden dem Laster Preis gegeben: so ist Kirch' und Schul' umsonst und es muß Alles zu Grunde gehen.

Fünftes Mitglied. Oh, Oh! Nur nicht gar zu hitzig, nur nicht gar zu hitzig! Sollt' Einer meinen, der neu Herr Schullehrer sei gar ein Heiliger. Ich denk', er wird einen guten Trunk auch nicht in die Schuh' schütten. So ein Herr hat gut reden, der die ganz' Woch' keinen Streich werfen muß und von der Gemeind' sonst Geld, Wohnung und Holz bekommt. Die Leut', die sich Jahr aus Jahr ein abarbeiten, dürfen wol auch etwa einen Genuß haben; man braucht es ihnen nicht zu mißgönnen. Und die jungen Leut' kommen eben zusammen; so ist's immer gegangen und so wird's fortgehen, so lang wir eben schwache Menschen sind. 'S ist wahrlich so arg nicht; die Schluffenheimer sind nicht schlimmer, als Andere auch.

Drittes Mitglied. Ja wenn der Herr Lehrer so über

unsre Leut' loszieht, so will ich ihm dann auch was sagen. In der Schul', denk' ich, sollt' hauptsächlich auf die Sittlichkeit gewirkt werden, und was muß man da vernehmen! Da redet der Lehrer von „Säugethieren", von „lebendigen Jungen", von „Beutelthieren" sogar; ich mein', in keiner Wirthsstub' wird man so sündhafte Wort' brauchen. Und dann auch von „Staubbeutel" und von „Fruchtknoten und Narben". Und letzthin hab' der Lehrer ein Bild gezeigt, einen Neger, der fast halb nackt sei. Solche Sachen kommen jetzt in der Schul' vor, und der Lehrer will noch Sittlichkeit predigen und unsre ganze Gemeind' in einen schlechten Ruf bringen. Er soll sich aber verwundern; die Schluffenheimer haben auch noch Ehr' im Leib'. — Jetzt denk' ich, ist's genug für heut'; ich hab' Anderes zu thun. (Er geht, und die andern Mitglieder auch.)

Pfarrer. Was meinen Sie, Herr Lehrer! wird die heutige Sitzung wol gute Folgen haben?

Lehrer. Ach Herr Pfarrer! Und das heißen Vorsteher von Kirche und Schule?

Pfarrer. Mein guter junger Mann! Sie werden noch oft Dergleichen erleben. Wie konnten Sie auch Anderes erwarten? Da haben Sie die einflußreichsten Männer, und darunter solche, die vom Leichtsinn, von der Unwissenheit und Armut ihren Gewinn ziehen. Meinen Sie denn, das Geschlecht der „Vogt Hummel" sei bereits ausgestorben? Oh, es florirt ganz prächtig.

Lehrer. Ich werde hier nun kaum mehr bleiben können. Aber, Herr Pfarrer! Ich will in einer eigenen Denkschrift dem Oberschulrath Alles darlegen.

Pfarrer. Und dann? Ich hab' im Eifer meiner ersten Dienstzeit dreimal bis an die höchste Stelle rekurrirt; nach Jahr und Tag, als die Sache bereits sonst abgethan oder vergessen war, kam so ein Bescheid, der Nichts helfen kann.

Oh, man hat die Pfarrer und Lehrer gar nicht so gern, die viel klagen und antreiben. Die hohen Herren hören es viel lieber, wenn man berichtet, „es stehe gut, es herrsche überall Ruhe und Ordnung". Zudem glauben Sie mir nur, daß man höchsten Orts keineswegs irgend etwas Neuem in Kirche und Schule günstig ist. Der Adlerwirth sprach nicht so aus sich. Ich hörte mit eignen Ohren den Regierungskommissär, der im Adler einige Tage logirte, die Worte aussprechen, „man komme mehr und mehr zur Ueberzeugung, daß die so- „genannte Volksbildung nur zum Unheil führe, und das „Schulwesen müsse wieder auf den alten Fuß gebracht werden; Die „halbgebildeten Schulmeister" seien eine „Landplage". — Begreifen Sie nun, warum der Adlerwirth sagte, es töne jetzt anders?

Lehrer. Aber warum läßt man denn junge Leute ihre köstlichsten Jahre darauf verwenden, sich für das Lehrfach zu bilden? Warum fordert man so viel im Examen? Warum beeidigt man die Lehrer darauf, daß sie Gesetz und Verordnungen erfüllen und handhaben?

Pfarrer. Die unter den Personen höchster Stellung herschenden Grundsätze und Ansichten sind stärker, als alle Gesetze und Verordnungen. Der Buchstaben ist todt und wirkungslos; der herschende Geist aber ist lebendig und wirksam.

C. Rede eines Schulpräsidenten vor der Wahl eines Lehrers.

XII.

Werthe Schulgenossen!

Da wir nun in so zahlreicher Versammlung jetzt versammelt sind, um die feierliche Wahl eines Lehrers vorzunehmen.

Ich fühle mich aber dabei innigst veranlaßt, euch meine tiefsten Gefühle auszudrücken, welche ganz mein volles Herz überströmen und erfüllen, wo es eine sehr wichtige Sache ist bei der Wahl eines Lehrers.

Verehrteste Schulgenossen! Wir wissen es Alle und ich hab' es auch sehr erfahren, daß unsre Schule, welche bis jetzt noch sehr im Rückstande geblieben ist, bezüglich der Kulturereignisse; was aber davon herkommt, darum wir kein ganz gebildeter Schullehrer bisanhin nicht gehabt haben, und zwar namentlich in der „Pädagoschik", sowol poetisch als praxisch: il a manqué d'esprit, wie der Franzose sagt, und daher kommt es, daß er so wenig geistreiche Personen unterrichtet hat.

Da ich mich nun auch hier versammelt habe bei dieser feierlichen Wahl, so ist es meine Verpflichtung, euch vorzutragen. Besonders aber in Desposition zu geben, welche Forderungen wir an den neuen Lehrer stellen müssen.

Die erste Forderung ist darin, daß ein Lehrer Schenie und Talent habe. Nur ein schenievoller Lehrer mit großen Talenten kann seine Forderungen vollständig begnügen.

Das zweite ist, daß ein Lehrer in Religion und Moralität stark sei, und zwar nicht bloß in Worten, sondern in rationeller Vernunft, wo die Auslegung des spezifischen Glaubens hingehört.

Dann zum Dritten muß ein Lehrer erfahren und fertig sein in Wissenschaften und Künsten. Es kann nicht mehr genügen an Lesen, Schreiben und Rechnen in der bisherigen Steigung, sondern die Kulturerscheinungen gehen viel höher, wobei ganz vorzüglich darauf zu halten, daß die Kinder „geistreiche Aufsätze" machen, und nicht so simpel und einfach, wie bis jetzt. Der Geistesreichthum ist der höchste Schatz, und diesen soll ein Lehrer in den orthographischen Aufsätzen nach der Loschik fixiren. So lange nicht ein jeder Schüler mit dem Dichter sagen kann:

„Auch ich war in Arkadien geboren"

so lange fehlt es am Unterricht in geistreichen Aufsätzen, und das ist das erste Resultat der höhern Padägoschik.

Dann aber kommen hauptsächlich die Naturwissenschaften, welche für Handel, Gewerbe und Agrikulturwirthschaft die größte Wichtigkeit sind. Wenn die Kinder nicht die Bestandtheile der Atmoschpäre unterscheiden lernen: wie sollen sie dann Fortschritte in der Bŏtānĭk und Phўsĭk machen? Wenn sie das Phănōmĕn nicht erkennen, wie sollen sie das Temperămēnt unterscheiden? Es ist jetzt ganz anders, als vor 100 Jahren, die Natur ist enorm fortgeschritten, und wer nicht folgt, bleibt zurück.

Die Scheometrie Descriptiw haben wir auch im Institut erlernt, und sie sollte nothwendig auf die zweite Gleichheit konstruirt werden; dazu kann dann die Scheographie nicht mehr beschränkt bleiben, sondern sie muß die longitude und latitude aussindig machen in den mathematischen Graden;

denn das weiß jeder Staatsmann, daß die Fundamentalbasis der Grundlage eines Kulturgesetzes auf die kalligraphische Vermessung der Liegenschaften abgestellt ist. Wenn dann das Zeichnen nicht sperefektivisch betrieben wird, so wird Niemand befriedigt sein, und eben so muß jedes Kind harmonisch sein Lied singen nach den gesetzten Noten. Noch muß ich aber besonders beifügen von der historischen Bildungsgeschichte; denn sans l'histoire universelle et specielle — wo sollte da ein begeisterter Patriot entstehen? Wenn man vergleicht zwischen Deutschen und Franzosen, so ist der Unterschied im Erstaunen begriffen, bezüglich der feinen Bildung und dem Anstand, sogar schon bei den Kindern, weil die Geschichtskultur sehr im Schwunge steht.

Verehrte Schulgenossen! Ich schließe nun mit dem Hauptpunkte, welcher gesetzt ist in der Bildung, nämlich wegen der Halbbildung. Es ist eine allgemeine Klage unter den gebildeten Gelehrten, daß es nicht so sei, sondern die meisten Schullehrer nur halb und nicht ganz. Wir aber wollen jetzt ein ganz gebildeter, und darum muß verlangt sein, daß der die Schule zu erwählender Lehrer auch etliche Progres in der französischen Sprache gemacht habe, denn ohne welches er nur ein halbgebildeter Mensch sein wird.

Ich schließe nun, indem ich endige. Aber nochmals: forcirt die Bildung in dieser Wahl'! wo das Wohl der Familie, der Gemeinde und des Staates davon absteht; denn wo ein Volk diese nicht aufnimmt, da ist es am Rande des Abgrunds im Untergang des Verderbens. —.

D. Ansichten über Volksbildung,

auf „höhern Standpunkte" gewonnen.

Briefe eines Staatsmannes an einen Schulmann.

XIII.

Ihre Zuschrift hat viele schöne Erinnerungen aus der Jugendzeit, da wir als Knaben auf den heimatlichen Fluren spielten, mir in der Seele wieder wach gerufen. Stand und Beruf hat uns auf verschiedene Lebensbahnen geführt; indessen bewahrte ich Ihnen immerfort ein wohlwollendes Angedenken.

Sie haben mir zugleich Ihre pädagogischen Werke übersandt, und ich danke Ihnen für diese gütige Rücksicht. Wollen Sie jedoch die Versicherung entgegennehmen, daß mir Ihre literarische und praktische Thätigkeit auf dem Gebiete der Pädagogik nicht unbekannt geblieben ist. Theils meine amtliche Stellung, theils mein persönliches Interesse an der Staatswohlfahrt machen es mir zur Pflicht, die wichtigern Erscheinungen auf diesem Gebiet zu beachten und zu prüfen. So konnte es nicht fehlen, daß mir auch Ihre Schriften zur Vorlage kamen.

An Ihrem redlichen Willen und Ihrer guten Absicht möcht' ich nicht im geringsten zweifeln. Um so größer aber ist mein Bedauern, daß Sie so viel Kraft und so viel Zeit, ja fast Ihre ganze Lebensthätigkeit, bisher einer irrthümlichen Richtung, einem verderblichen Streben hingeben: denn all-

gemeine Volksbildung in dem Sinne, wie Sie dieselbe anstreben wollten, ist ein Trugbild, das schon seit Jahrhunderten von Ideologen verfolgt wurde und in allen Zeiten unerreicht bleiben wird. Ich fürchte, Sie haben durch Ihre Schriften und Ihre praktische Thätigkeit viel beigetragen zu den Verirrungen, die immer verderblicher für unsere Zeit und unser Volk werden müßten. Wer von diesen Irrwegen zurückführen hilft, der gehört zu den Wohlthätern der Menschheit. Auch ich möchte zu diesem wohlthätigen Streben mitwirken und zwar hier zunächst, indem ich Sie belehrte und bekehrte: dies also der Zweck der Briefe, die ich an Sie richte. Und ich hoffe, der Inhalt sollte Sie um so weniger befremden, da Sie alsbald bemerken werden, daß ich viele Stellen wörtlich einer frühern Zeitschrift entnehme, die Ihnen sicherlich noch in Erinnerung ist, und in welcher einer meiner Standesgenossen gegen einen der ihrigen so treffend sich aussprach, daß ich oft in seinen Worten am besten meine Gedanken äußere.

Das gemeine Volk (sit venia verbo!) ist nun einmal zum Arbeiten auf der Welt. Sie finden diesen Ausspruch vielleicht zu hart; erwägen Sie aber die nothwendigen Bedingungen zum Bestehen der menschlichen Gesellschaft, so müssen Sie erkennen, daß ich doch nur einen wahren Satz ausgesprochen habe. Ein Staat, ein Volk mag noch so reich sein, die untern Volksklassen, d. h. drei Viertheile der Einwohner, müssen arm sein. Diese Nothwendigkeit liegt schon in der Urordnung der Menschheit: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen.“ Ohne diese Armut ist auch gar kein Staatsleben gedenkbar, noch viel weniger ein Staatsglück; denn die meisten Arbeiten, welche das soziale Leben erfordert, sind solche, welche nur von armen Leuten verrichtet werden mögen. Wenn somit das Vorhandensein zahlreicher Armenklassen zum

Bestehen der geselligen Ordnung durchaus nöthig ist, so kann man das Streben, durch welches man die Leute aus der beglückenden Unschuld der Armut aufstören will, gewiß nur ein unsinniges nennen. Lag nicht in der Reizung zur sogenannten Erkenntniß die erste Verführung zur Sünde? „Ihr werdet sein wie Gott, und wissen was gut ist und was bös ist" — so sprach die Schlange — „Ihr werdet den Vornehmen und Reichen gleich sein und Theil haben an Wissenschaft, Kunst und Genuß", — so sprechen die Volksverführer unserer Zeit.

Zum Glück der Armut gehört hauptsächlich: das geringste Maß sowol der leiblichen Bedürfnisse als auch der geistigen und gemüthlichen Thätigkeit. Für die Gewöhnung zur leiblichen Beschränkung sorgt die Natur, d. h. das soziale Leben der Armen, ihre Auferziehung, Wohnung, Kleidung u. s. w.; auch für die geistige und gemüthliche Unthätigkeit sorgt die Natur, wenn man nicht, um mit einem gewissen Pädagogen zu reden, die „Kulturerziehung" der „Naturerziehung" unterschoben hätte; und sehen Sie, an diesem großen Mißgriffe haben auch Sie einen wesentlichen Antheil, und das ist's, was ich Ihnen zum besondern Vorwurfe machen muß. Ein geistreicher Schriftsteller (wenn ich mich recht erinnere Heinrich Merz) hat darauf hingewiesen, daß die Anzahl der Armen und die Noth der Armut nicht größer sei, als in frühern Zeiten; das größere Leiden und Unglück komme daher, daß die Leute zur Erkenntniß und zum Gefühl der Armut gebracht worden seien. Gewiß! und das ist eben die Schuld der Pädagogen und Demagogen und auch Ihre.

Sie werden bei diesen Worten vielleicht ein Gefühl der Kränkung und des Unrechts verspüren; Sie werden mir die ausgesprochene Nothwendigkeit der Geistesruhe als ein Verbrechen vorwerfen; wol gar an die Sünde gegen den hl. Geist erinnern. Ich verzeihe Ihnen dieß: ein irrthümlicher Grund-

satz erzeugt lauter Irrthümer, und so müssen Sie auch in Ihren weitern Urtheilen stets weiter und vielfacher irren.

Was sagen Sie dazu? Gesetzt, ein reicher Mann nähme einen fünfjährigen Knaben aus einer Familie der Armut, und ließe diesen Knaben speisen, kleiden und pflegen, wie seine eigenen Söhne; mit dem zwölften Jahr aber schickte er denselben wieder zu den Armen, mit und unter denen er nun zu leben hätte. Was sagen Sie hiezu? Der reiche Mann habe thöricht gehandelt, er habe den armen Knaben unglücklich gemacht. — Einverstanden! — Nun sehen Sie aber: Gerade so thöricht, wie dieser reiche Mann, handelt die moderne Volksschule, welche „die Kinder aller Volksklassen nach übereinstimmenden Grundsätzen zu geistig thätigen, bürgerlich brauchbaren und sittlich-religiösen Menschen bilden soll". Und dieß unheilbringende Prinzip versuchte man wirklich zur Geltung zu bringen! Zur Vergrößerung des Unglücks der Armen sollten Lehrmittel und Lehrmethode so eingerichtet sein, daß die geistige Thätigkeit in hohem Grade angeregt würde; die Kinder sollten mit Verständniß lesen und schreiben lernen; sie sollten sogar Freude und Lust zum freiwilligen Lesen realistischer Schriften bekommen, und arme, blutarme Kinder sollten sogar das hohe Geistesvergnügen genießen, Auszüge aus den herrlichsten Dichtern wie Uhland, Rückert, Schiller u. s. w. zu lesen, ja noch mehr: blutarme Kinder sollten selbsteigene Aufsätze schreiben und Rechnungen nach Millionen stellen, während sie nie zu Hunderten gelangen mögen.

Wie elend, wie unglücklich müßten nicht solche Kinder werden! Mit ihrem aufgeregten Geiste kehrten sie dann im zwölften Jahre zur niedern Arbeit der Armen zurück; sie lechzten täglich nach geistigem Genusse und schmachteten vergeblich; der aufgeregte Geist müßte sich über die mechanische Beschäftigung, über den Stumpfsinn und die Rohheit der

Erwachsenen empören. Klagen, Unzufriedenheit, Verwünschungen und Lebensüberdruß würden das Vergessen und Verwerfen des in der Schule Erlernten zu einer schwerern Aufgabe machen, als das Erlernen selbst. Die geistigen Bedürfnisse sind noch theurer zu befriedigen, als die leiblichen; es fehlte das Geld; um es zu erhalten, dürfte Mancher zugreifen, wo er es fände.

Wahrlich, wenn eine solche Schulbildung der Armen wirklich je durchgeführt werden könnte, so müßte man Diejenigen glücklich schätzen, die in kürzester Zeit vergessen und verlieren, was sie in der Schule erlernt haben.

Möge uns die Vorsehung davor bewahren, daß jene Mißbildung und Mißleitung, die wir an einzelnen Personen oder einzelnen Orten wahrnehmen, allgemein werde unter dem Volke! Mögen die Pariser Stubenmamsells ihren Paul de Cok und Eugen Sue lesen und dann im Leben darstellen; mögen die Wiener-Küchenjungfern ihre Mozart'schen Sonaten spielen: wir brauchen keine lesenden und musizirenden Mägde. Wir haben an den Näherinnen und Weberinnen, die ihre Herzen in Christoph Schmid's sentimentalen Erzählungen verweichlichten, traurige Beispiele genug davon, was gewöhnlich das Ende solcher Zartheiten sei. Lesende Stallmägde oder Küherbuben sind ein Pasquill auf den gesunden Menschenverstand, und jener Ausspruch eines schweizerischen Staatsmanns, der neulich erklärte, was ein Hirtenbub zu lernen brauche, sei hauptsächlich, daß er den Kühen beim Melken das Euter nicht verderbe, ist ein Kernspruch menschlicher Weisheit.

Wer wird es billigen, die kostbare Jugendzeit mit nutzlosen Kunstübungen zu verbringen? Nun ist aber die Schreibekunst eine von der großen Mehrzahl der Menschen völlig unbenutzte Kunst. Ich meine hiemit nicht die mechanische Fertigkeit, den Namen zu unterschreiben oder sogar eine Vorlage

zu kopieren — das mag Jeder erlernen — : ich meine die Kunst wirklich zu schreiben, d. h. Gedanken in Schrift auszudrücken. Was sollen doch unsre Bauern und ihre Ehehälften, unsere Knechte und Mägde, unsre Tagelöhner und Waschweiber schreiben? Sie haben Jahr aus Jahr ein keine nothwendige Veranlassung. Ueberdieß ist schon die halbe Schreibkunst Vielen zum Verderben geworden: fragen Sie nur in den Zuchthäusern nach ehmaligen Ortsvorstehern! Wohin es führe, wenn man die arbeitenden Klassen, z. B. die Fabrikarbeiter, zur Rechenkunst anleite, davon zeugen uns die deutschen Arbeiterkrawalle und die englischen strikes. Doch das sind nur Anfänge: im Fortgange käme unausweichlich der Kommunismus des Schneiders Weitling und Konsorten. Was ist am Ende aus all' den „Gesellenversammlungen, Bildungsvereinen, u. s. w. hervorgegangen? Nichts weiter, als daß irgend ein verbrannter Kopf auch die Andern zu allerlei Thorheiten verleitete, wenn nicht gar zu verbrecherischen Gewaltthätigkeiten. Eine reiche, volle Saat des Verderbens wird durch die Lesezirkel für Gesellen und die Dorfbibliotheken für Bauersleute ausgestreut. Da werden den Leuten vielbändige Werke geboten mit dem Aushängschilde „für alle Stände". Ich möchte nun wissen, wie sich z. B. Oken „alle Stände" vorstellte, als er seine Naturgeschichte schrieb. Dergleichen schreiben dann Andere über Geographie und Geschichte, über Astronomie und Chemie sogar. Es ist entsetzlich, welche Verwüstung diese Schriften in dem beschränkten Verstandesgebiete der arbeitenden Klassen anrichten. Uebrigens sind diese sogenannten belehrenden Schriften nicht die gelesensten, vielmehr die sogenannten unterhaltenden, d. h. die Liebesgeschichten. So bilden wir uns durch realistische Schriften meisterhafte Raisonnierer und durch romantische dann sittenlose Schwärmer. Solche Lesevereine sind überdieß die Vorschule zur Zeitungslektüre, diesem Volks-

gifte, das uns Deutschen zumeist das Unglück und die Schande der Jahre 1847—1849 verursacht hat.

Woher jetzt die verderbliche Auswanderungssucht? Da lesen die Leute allerlei erlogene und phantastische Schilderungen von paradiesischen Ländern und goldreichen Gegenden; sie lesen Zuschriften von volksverführenden Abenteurern: dann fangen sie an zu grübeln, werden unruhig und unzufrieden, verkennen und verachten das stille Glück harmloser Armut und ziehen fort, ohne Geld, ohne Sachkenntniß, ohne Leitung und gehen jämmerlich zu Grunde, oft schon auf der Reise, noch öfter auf fremder Erde. Es ist gar nicht zu berechnen, welche nachtheiligen Folgen das Auswandern bringen kann: man denke nur an den Verlust der dienenden und arbeitenden Kräfte! Und viel, sehr viel verschuldet die heillose Leserei an diesem großen Unglück.

Hier muß gründlich geholfen werden, und dieß geschieht am besten dadurch, daß man in der Schule für das gemeine Volk den Leseunterricht auf Buchsta[illegible]ren und mechanisches Aufsagen in einigen wenigen Büchern (Katechismus, Bibel, Legende) beschränkt, so daß die gefährliche Leselust gar nicht angeregt wird. Wenn diese Leselust unter dem Volke überhand nähme, dann wäre alle Censur unwirksam, und Aufruhr gegen den Staat und Unglauben gegen die Kirche wären unvermeidlich: man täusche sich nimmer! Die Erfahrung hat deutlich genug gesprochen. —

Ich kann nicht umhin, hier einen Ausspruch eines konservativen Volksfreundes mitzutheilen. Das Volk, spricht er, sollte nur in **seiner** Mundart lesen und schreiben lernen, und in diese wären nur die Bücher der Volksschule zu übertragen: dadurch würde positiv und negativ erreicht, was zum Heil und zum Schutze nöthig ist. Gewiß ein origineller Gedanke! —.

Was ist der Erfolg der viel gerühmten Gesangvereine? Die Verdrängung des naturgemäßen Volksliedes; stümperhafte, abscheuliche Versuche, wozu die Leute weder Kraft noch Lust hatten und darum auch nie ein freier, froher Gesang möglich war. Wenn sie bei so einem Vereine sind und die offiziöse Leistung vorüber ist, so kommen jedesmal beim Glase Wein die alten lustigen Lieder wieder, die rechten Naturklänge, derb in Worten und voll im Tone. Dann erschallt es: „Der Jäger in dem grünen Wald" u. s. w., oder: „Schwägrinn du bist meine Freude, hurli ho hi, hurliho" — oder: „Ich stand auf hochem Berge". — Ich halt' es für eine wahre Versündigung an der Volksnatur, wenn man durch allerlei schulmäßiges Treiben ihre Sprache, ihren Gesang, ihre Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche, ihre Freuden und Gelage verunstaltet oder sogar verändern und umbilden will. Diese naturwüchsigen Thätigkeiten und Zustände, durch jahrhundertlange Uebung geheiligt, sind die Lebenselemente des Volkes. Mit der Muttermilch wird Trieb und Neigung hiezu eingesogen, und von frühester Jugend an: dringt es durch alle Poren. In den Lebenselementen des Volkes ist nichts Gemachtes oder Erlerntes; es ist nicht etwas Wandelbares oder Bewegliches; keine Reflexion noch Abstraktion: der Baum der Erkenntniß steht noch unberührt im Paradiese des wahren Volkslebens. Durch Gewohnheit erlangte Arbeitsthätigkeit und naturgemäße Sinnlichkeit, die selbst das Uebersinnliche anschaulich macht, bleibt das Volk, wenn es sich selbst überlassen ist, frei von aller Qual des Wissens und Forschens.

Unwissenheit aber gibt Geistesruhe; Geistesruhe bringt Behaglichkeit, und aus der Neigung zur Behaglichkeit folgt jene geistige Unthätigkeit, welche den Stand der Armut am meisten versüßt und den Armen befähigt, gleichmäßig und andauernd die niedrigsten und schwersten

Arbeiten zu verrichten und unter den Willen der Reichen und Vornehmen, **was einmal sein Stand unausweichlich erfordert,** sich gleichgültig und ungekränkt zu fügen. Aber ein verwirrter Ideolog hat in einer vielgelesenen Schrift die Armut ein Unglück sogar genannt. Fühlen Sie nicht auch, welch' furchtbar gefährlichen Satz man damit gegeben? Man fordert damit gleichsam zum Streben nach Reichthümern auf. Nun heißt es aber: „Die reich werden wollen, fallen in Versuchungen und Stricke". Die Geschichte fast aller Verbrecher ist nur ein Zeugniß von der Wahrheit und unermeßlichen Bedeutung dieses Ausspruches. Das Streben nach Reichthum treibt zu Betrug, Diebstahl, Raub, Meineid, Seelenverkauf, Brandstiftung und Mordthaten; von Hartherzigkeit, Neid und Geiz, von Unzufriedenheit, Trübsinn und Wahnsinn nicht zu reden. Es gibt nichts Entsetzlicheres, als die Armen zur Jagd nach Reichthümern hetzen; es gibt keine verderblichere Reizung, als die der Begierde nach Geld. Wo diese Begierde durch das Volk geht, wo jene Hetze begonnen hat, da werden auch die wohlgemeintesten Institute zur Verbrecherschule; so z. B. sind die Feuerversicherungs-Institute bereits zu Brandstiftungsanstalten geworden. Von der Scheußlichkeit der Glücksspiele mag ich nicht ausführlich reden; Schande und Schaden sind unbeschreiblich.

Wenn Adel und Geistlichkeit dem Volke das Glück der Armut preisen und predigen, so hat dieß wahrlich einen tiefern Grund, als bloß den Egoismus. —

Das einzig vernünftige Schulgesetz müßte von folgenden Grundsätzen ausgehen.

1) Die Volksschule zerfällt in eine allgemeine und in eine besondere.

2) Die allgemeine Volksschule ist bestimmt

für das gemeine Volk, die besondere für die höhern Stände.

3) Die allgemeine Volksschule dauert jedes Jahr von Martini bis Ostern; der Besuch derselben ist freigestellt. Doch sind alle Kinder des gemeinen Volkes verpflichtet, vom 6. bis 10. Lebensjahre wöchentlich einen halben Tag die Schule zu besuchen.

4) In der allgemeinen Volksschule wird Buchstabenkenntniß, Buchstabieren und Lesen des Katechismus gelehrt; ferner sollen die Protestanten lesen lernen in der Bibel und im Kirchengesangbuch, die Katholiken im Evangelienbuch und in den Legenden der Heiligen. Der Schreibunterricht ist ein Abschreiben von Vorschriften. An dem obligatorischen Schulhalbtage sollen die Kinder im auswendig Beten der heiligen zehn Gebote, des christlichen Glaubens, des heiligen Unser-Vater geübt werden, sowie in den ersten Hauptstücken des Katechismus.

5) Die besondern Volksschulen werden von den höhern Ständen für ihre Kinder errichtet und zwar auf ihre eigenen Unkosten, wogegen ihnen die Art der Einrichtung gänzlich frei steht.

Sehen Sie, das ist etwas Reales, Praktisches, das zugleich auf den ewig unabänderlichen Gesetzen des sozialen Lebens, auf dem nothwendigen Unterschied zwischen Arm und Reich, Vornehm und Gering festruhet. Biete man dem Volke ein solches Schulgesetz, es wird mit tausendstimmigem Beifall dasselbe aufnehmen, eben weil es der Volksnatur entspricht.

Der für das Bestehen eines Staates nothwendige Unterschied der Stände wird also festgehalten; den Armen bleiben

geistige Bedürfnisse fremde; der Staat und die Gemeinde brauchen Nichts für die Schule auszugeben; die Eltern können die sogestaltete allgemeine Volksschule, die keinen besondern oder ständigen Lehrer braucht, mit gar geringen Opfern doch unterhalten —.

Es ist mir längst als ein unbegreiflicher Widerspruch aufgefallen, daß die feurigsten Freiheitsmänner, die Demokraten der Kopfzahlrepubliken sogar, einen gesetzlichen, durch Geld- und Gefängnißstrafen auszuübenden Schulzwang einführen konnten. Und diese Tyrannei wird um so größer, da dann wiederum durch Gesetze bestimmt ist, was die Schüler lernen müssen, welche Bücher gebrauchen, kurz was sie denken, glauben und thun müssen. Saubere Freiheit das! Wenn ein Vater Kinder hat, die ihm helfen können und helfen wollen bei seiner Arbeit, damit er sich und seine Familie ehrlich ernähre: er hat da nicht zu befehlen, der freie Mann, sondern das zwingende Schulgesetz, das ihm die Freiheitsmänner gegeben. Wenn der Vater die Lehre verabscheut, die in der Schule verkündet wird; wenn er dadurch das Seelenheil des Kindes gefährdet sieht und darob das Gewissen ihn quält: Alles gleich! Der Schulzwang vernichtet des Vaters göttliches und natürliches Recht. — In Amerika freilich, dem rechten Lande der Freiheit, dürfte Niemand solche Schultyrannei versuchen; selbst in Holland hat ein neues Gesetz den Schulzwang gänzlich beseitigt. Wie lange werden die Deutschen, die Schweizer sogar, sich diesem unerträglichen Zwange noch fügen!?

XIV.

Schuster und Schneider, die in Konventikeln Exegese treiben, sind nicht weniger Repräsentanten der Verschrobenheit, als jene Schulmeister, die von Philosophie sprechen. Der Versuch, die Pietisterei dem Volke überall einzuimpfen, konnte nur von Denjenigen gemacht werden, die bei ihrer eignen Schwäche die Richtung der Menschen im Allgemeinen, die Bedürfnisse des Volkes im Besondern nicht zu erkennen im Stande sind. Der ächte Pietismus, eine der schönsten Herzensblüthen, ist eine individuelle Gemüthsrichtung, die eben nur in einzelnen Begabten hervorsprießen und gedeihen kann. Mögen nun auch solche Individuen sich da und dort zusammen finden und eine fromme Gemeinde bilden, so ist dieß noch lange kein Beweis dafür, daß, wenigstens unter der jetzigen Weltstellung, ein nach den Grundsätzen des Pietismus eingerichteter Staat in seinen Konsequenzen bestehen könnte. Den Pietisten ist ihr irrthümliches Streben zu verzeihen, denn es kommt aus einer vorherrschenden Gemüthlichkeit; hingegen ist es geradezu unbegreiflich und unverzeihlich, daß nicht nur gewöhnliche Rationalisten, sondern sogar ernste, gelehrte Männer im Volke ein Nachdenken über religiöse Lehren wecken wollten, und meinten, ein Gott und eine Unsterblichkeit nach rein geistigen Ideen dargestellt, werde das gemeine Volk beseligen. Vor mehreren Jahren hörte ich einen weitberühmten Theologen und Kanzelredner eine Gastpredigt in einem Landstädtchen halten und darin eine Unsterblichkeit nach philosophischen Ansichten erläutern. Mir war es unfaßlich, wie da ein überlegender Mann eine solche

Sache auf die Kanzel bringen wollte. Gelehrte und vornehme Leute können über dergleichen für sich nachdenken, zum Predigen aber taugen solche Dinge nie und nimmermehr. Das Volk soll über religiöse Dinge nicht reflektiren, es muß ganz einfach glauben. Sein Gott, sein Himmel und seine Hölle müssen auf sinnlichen Vorstellungen beruhen, nur bei diesen findet es Trost und Hoffnung und Furcht.

Welche Seligkeit fänden auch arme und ungebildete Leute in einer rein geistigen Idee! Gott ist Vater und Richter der Menschen, ein großer und starker Herrscher voll Glanz und Majestät, auf gold'nem Throne sitzend, in schönster menschlicher Gestalt; der Himmel bringt dem Armen alle jene sinnlichen Genüsse, die er auf Erden vermißt und die er für die höchste Seligkeit hält, und dieser Himmel ist ganz nahe über ihm, gerade auf dem sichtbaren Himmelsgewölbe, an welchem Sonne, Mond und Sterne glänzen und auf und niedergehen. Und wie dem Volke ein leiblich personifizirter herrlicher Gott höchstes Bedürfniß ist, so natürlich reiht sich an seine Vorstellung nothwendig der persönlich garstige Teufel. Die Hölle aber ist unter der Erde, ein brennender Schwefelpfuhl voll scheußlicher Quälgeister. Diese Vorstellungen sind allen Volksreligionen eigen, und gelten sowol im Norden bei den Lappen und Eskimos als im Süden bei den Kaffern und Peschräh's.

Und diese Vorstellungen sollen schon von frühester Jugend auf im Volke genährt und gepflegt und unaufhörlich wiederholt und erneuert werden. Sie sollen so ganz das Eigenthum der gemeinen Leute sein, daß sie eben so wenig darüber nachdenken, als über das Athemholen. Die leibliche und persönliche Existenz im Himmel oder in der Hölle muß ihnen nur eine glückliche oder unglückliche Fortdauer des leiblichen, irdischen Lebens sein, so sicher, als sie auf Erden leben. Wie unheilvoll in dieser Hinsicht jede

Abstraktion für das Volk ist, davon will ich Ihnen sogleich ein Beispiel geben. Ein sonst achtbarer Mann, der aber auch mit dem leidigen Aufklärungsgeiste behaftet ist, kam neulich in eine arme, ehrbare Familie. Er fand da biblische Abbildungen und auf dem ersten Blatte Gott Vater als alten Mann, mit fliegenden Kleidern und langem Barte. Da fragte er den Armen, ob er denn wirklich glaube, Gott Vater sehe so aus, wie er in diesem Bilde dargestellt sei; der Arme bejahte dieß, und der leidige Aufklärer fing nun an zu erläutern, wie Gott nur ein Geist sei, gar keine leibliche Gestalt habe, und wie die Seligen im Himmel ebenfalls pure Geister seien. Da staunten die armen Leute, fingen an nachzudenken, wurden unruhig, verloren ihren schönen festen Himmel und waren gewiß höchst unglücklich geworden, wenn es nicht einem weisen Manne, freilich nur mit großer Mühe, gelungen wäre, dieselben wieder in ihren sinnlichen Vorstellungen zu befestigen. Da wir aber leider keine Bücher mehr haben wie Pater Martin Kochem's Himmelsschlüssel, worin Himmel und Hölle durch Bilder und Worte sehr anschaulich dargestellt sind, viel besser als in den neumodischen und theuern Schriften von Justinus Kerner, so wäre es wünschbar, daß Jemand Klopstock's Messiade ganz leichtfaßlich nachahmte und mit Bildern die himmlischen und höllischen Szenen veranschaulichte. —

Aus dem einzigen Gemälde von Cornelius in der Ludwigskirche zu München, das jüngste Gericht darstellend, schöpft das Volk mehr Religion, als die Gelehrten aus allen Bibliotheken.

Die moderne Volksschule hat der beseligenden Volksreligion auch dadurch gar viel geschadet, daß sie dem Glauben an Geister und Hexen und Gespenster entgegenarbeitete. Dieser Glaube wirkte in mancher Hinsicht sehr heilsam. Da im Volke die Ueberzeugung noch lebendig war, daß Derjenige,

der einen Markstein verrücke oder dem Nachbarn Land abpflüge, als feuriger Mann umgehen müsse, da waren Gränzverrückungen selten. Als der Selbstmörder noch in trauriger Gestalt über dem Grabe wandelte, da war der Selbstmord beinahe unbekannt. Wo man den Gebeten und Segenssprüchen der Geistlichen noch Kraft und Gewalt zutraut gegen natürliche und übernatürliche Qualen und Plagen, da ist Kirche und Geistlichkeit geachtet und geehrt, und beim frommgläubigen Volke wirkt ein Wort des Geistlichen mehr, als ein ganzes Polizeigesetz. Und so ließe sich vielfältig nachweisen, daß der von flachen Aufklärern als Aberglaube verspottete fromme Volksglaube überall seine guten Wirkungen äußerte. Vielleicht gelingt es, daß durch die Beförderung eines streng wörtlichen Bibelglaubens jene hie und da verlornen Hebel für die Moralität des Volkes wieder überall gewonnen werden. Mir scheint es ausgemacht, daß der Volksglaube, welcher durch Sage sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, gleichsam ein lebendiger Glaube sei, den kaum eine Gegenlehre vertilgen könne, und ein Beweis hiefür ist mir eben, daß ungeachtet der falschen Aufklärungsversuche doch unter dem Volke der Glaube an Geisterwesen und Zaubereien, ja sogar unter dem protestantischen Volke nach dreihundert Jahren noch der Glaube an die besondere Macht der katholischen Priester, namentlich der Kapuziner, sich erhalten hat.

Uebrigens kommt die Zeit und sie ist schon angebrochen, da man das vage Gerede von „Aberglauben" endlich korrigiren wird. Spricht doch der größte Dichter schon: Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt.* Was aber in der hl. Schrift als wahre Thatsache geschrieben steht, das soll

* Hamlet I. There are more things in heaven and earth, than are dreamt of in your philosophy.

Menschenweisheit uns nicht zum Aberglauben stempeln wollen. So finden wir im I. Buch Samuel's 28. Kap. mit klaren, deutlichen Worten erzählt, daß das Weib zu Endor einen Wahrsagergeist hatte und daß auf ihre Beschwörung der Geist Samuel's vor Saul erschien; wir lesen IV. Buch Mosis von Bileam's Fluch, Segen und Wahrsagung; auch im neuen Testamente, z. B. Apostelgeschichte XVI., wird das Vorhandensein des Wahrsagergeistes bezeugt, und wie häufig wird in beiden Theilen der Schrift von offenbarenden Träumen und ihrer Deutung erzählt: Wer kann nun noch behaupten, der Glaube an Traumdeutung, Wahrsagung, Geistercitirung und Geistererscheinung sei ein Aberglaube? Die Evangelien zeugen (Matth. IV., Mark. I., Lukas IV.), daß der Teufel leibhaftig gekommen sei, den Heiland zu versuchen; sie erzählen und bezeugen, daß vielmal die überirdischen guten Geister, die Engel, sichtbarlich erschienen sind; sie, die heiligen Evangelisten berichten ausdrücklich, daß böse Geister in Menschen und Thiere hineinfuhren und sinnlich wahrnehmbar wieder ausgetrieben wurden: Wer will nun behaupten, es sei ein Aberglaube, wenn man der heiligen Schrift gemäß glaubt, daß gute und böse Geister auf Erden erscheinen und daß es Besessene gebe? Die heilige Schrift bezeugt nicht nur die Wunderthaten des Heilands, sondern auch, daß die Apostel Wunder wirkten: Wer will es nun einen Aberglauben schelten, wenn man glaubt, auch jetzt noch wirke Gott durch seine Begnadigten Wunder und Zeichen?

Ich halte es dann ferner für höchst wichtig, daß der sogenannte Realunterricht, auch um der religiösen Bildung willen, aus der allgemeinen Volksschule gänzlich verbannt werde; denn dieser Unterricht schadet offenbar der wahren Volksreligion. Nicht der unfaßliche Gedanke eines unendlichen Weltraums ist es, der dem Volke ziemt, sondern ein

fester Himmelssaal, gerade über den Wolken; nicht die Idee eines Planetensystems soll in die Köpfe armer Leute, denn dieses System widerspricht dem einfachen Worte der biblischen Schöpfungsgeschichte und dem Stillstand der Sonne auf Josua's Gebet; keine Geschichten von der Weisheit und Kunst der Heiden, denn der unwissendste Christ steht über dem weisesten Heiden!

Ein Gefühl der Scham und des Mitleids muß jeden ruhig verständigen Mann ergreifen, wenn er in den Dorfschulen die Bauernkinder die Namen Plato und Sokrates, Miltiades und Alexander lesen und sprechen hört, oder Cäsar und Hannibal, Cicero und Seneca. Ich hatte sogar einmal die Qual, einen halbgelehrten Schulmeister seinen Baurenjungen von geologischen Perioden und von Prä-Adamiten abscheulichen Unsinn vortragen zu hören. Das ging dann freilich über mein Geduldvermögen, und ich hoffe, jener naseweise Schulmeister werde an die Lektion denken. Der Unfug realistischer Dorfschulbücher ist nun so ziemlich erkannt und wird allmälig abgestellt. Nun haben aber die unermüdlichen Schulbuchfabrikanten, die schwachsinnigen Methodenkrämer, einen andern noch weit größern Unsinn in die Schulen gebracht, gleichsam Lesebücher der deutschen Litteratur. Alle Prosaiker und Poeten müssen wenigstens fetzenweise in der Dorfschule paradiren. Unsers Taglöhners zwölfjährige Trine liest Trümmer Klopstock'scher Oden. Was für Frauen gereifter Bildung, für Männer von kunstgelehrtem Wissen geschrieben wurde, — Kinder, fast unmündige Kinder sollen Musterstücke daraus lesen. Wir werden noch litterarisch-kritische Erläuterungen von Schulmeistern in der Dorfschule hören; denn, so heißt es jetzt, ein Schullesebuch ist dazu bestimmt, die Schulkinder so zu unterrichten, daß sie die verschiedenen Ausdrucksarten der Sprache verstehen, den Styl unterscheiden und nachbilden lernen, und das Alles

in den Jahren der Kindheit. — Gott sei uns gnädig! Das ist ja offenbarer Wahnsinn! —

Ich kann hier nicht unterlassen, die tiefe Einsicht zu bewundern, mit welcher die Kirche vormals die Schule leitete und ordnete, namentlich in Bezug auf die Lehrmittel und Lehrmethode. Die faden Unterrichtskünstler der neuern Zeit machten den alten Schulen den Vorwurf, sie haben den Unterricht mit unverständlichen kirchlichen Lehrbüchern begonnen; sie sehen nicht tief genug, diese seichten Rationalisten, um zu merken, wie dadurch, daß schon das erste Buchstabieren an Gebeten und kirchlichen Lehrsätzen geschah, die Wörter sich ganz mit der Natur der Kinder vereinbarten, und wie durch den ausschließlichen Gebrauch kirchlich-religiöser Schulbücher die Wortausdrücke, das Gedächtniß und alle Vorstellungen nur auf eine Richtung geheftet, auf einen einzigen Gegenstand fixirt wurden. Das Nichtverstehen gilt gar nicht als Vorwurf; denn es handelt sich ja ums Glauben und dieß macht jedes Verstehen überflüssig.

Ich hoffe, die Vorgänge der letzten Jahre haben den Aufklärern den deutlichen Beweis geleistet, daß eben die alte Schule sehr wirksam arbeitete und die Vorwürfe nicht verdiente, welche ihr von oberflächlichen Neuerern gemacht worden sind. In der That: Welch' eine „Umkehr" in den religiösen Anschauungen und im kirchlichen Leben, in den Ansichten und Urtheilen und Erwartungen von der Schule! Unter den Protestanten erwacht der evangelische Glaube mit siegreicher Kraft. In Preußen, wo einst mit Voltaire'schem Witze über das Heilige gespottet wurde, herrscht jetzt ein Fürst, „der mit seinem Hause dem Herrn dienen will." Wie dieses königliche Haus, so sind die adelichen Familien vom frommen Sinn ergriffen und durchdrungen: Generäle und Minister, Professoren und Künstler suchen wiederum Trost und Belehrung bei dem Prediger des Evan-

geliums. Gottesfurcht und Sittenreinheit verbreitet sich aus den höchsten Regionen der Gesellschaft bis in die untersten Schichten des Volks. Der Geist der Verneinung wird aus den Universitäten ausgetrieben und die Volksschulen werden der heilsamen Zucht alter, verdienter Vaterlandsvertheidiger unterstellt. — Auch in Sachsen bricht die erhaltende Kraft wieder hervor: Die Schriften von Dinter, Tischer und Röhr werden von höchster Stelle verboten. — Das k. k. östreichische Unterrichtsministerium erläßt an alle protestantischen Schulbehörden ein Verbot „in Erwägung, daß die „Verbreitung rationalistischer Lehren in Schulen nicht nur „die Grundlage der Religion untergräbt, sondern auch vom „Standpunkte des Staates aus vollkommen unstatthaft ist." — Welch' erhabene Beispiele wiedererwachender Religiosität und fester Treue an den einfachen Sitten der Väter haben auch einige reformirte Völkerschaften der Schweiz gegeben!!

Und in der katholischen Welt: Wo sind die Früchte der leichtfertigen Aufklärung? Wie Spreu im Winde zerstoben! Was ist diese moderne Volksschule im Vergleich mit der großen, ewigen Volksbildungsanstalt, der katholischen Kirche, mit all ihren tröstenden, segnenden, erfreuenden, beseligenden Heilswegen!

Wie lange hat sich frivoler Witz und philosophische Eitelkeit an der Herabwürdigung dieser Heilswege versucht! Sogar die Polizei trat auf gegen Wallfahrten, Prozessionen und Kirchweihen. Die Satelliten der Aufklärung mit ihrem erstorbenen Gemüthe ahneten nicht, daß sie gegen die edelsten Volksfeste auftraten, solche Volksfeste, die auf religiösem Grunde ruhen und von der Sonne des ewigen Lichtes bestrahlt sind. Es war vergeblich, dieses gewaltsame Zurückhalten des religiösen Triebes im Volksleben: unzählige Scharen pilgern wieder an die Heilsstätten Walldürn, Det-

ting, Einsiedeln, Loretto, Rom und Jerusalem. Als die Boten der katholischen Kirche, die Väter der Gesellschaft Jesu, wieder in Deutschland erschienen, willig angenommen durch die Fürsten, deren Sinn im Feuer der Trübsal geläutert wurde, da eilte das Volk ihnen freudig entgegen, folgend dem Gnadenruf, und siehe: die Zeit alter Frömmigkeit und Treue und heiliger Freude schien wieder zu kehren. Oh, was sind diese kirchlichen Feste, verglichen jenen profanen mit ihren eiteln Fähnlein, Reden und Liedern! solche profane Feste, an denen das niedere Volk doch keinen Theil hat; das Volk, das an den kirchlichen bis auf den Aermsten gleichberechtigt mit voller Seele Theil nehmen kann!

XV.

Daß intellektuelle Bildung und sogenannte religiöse Aufklärung dem gemeinen Volke nur Nachtheil bereiten, habe ich Ihnen zu zeigen versucht, und da meine Erörterungen reelle Wahrheiten sind, aus dem praktischen Leben genommen, so muß denselben auch eine große Kraft der Ueberzeugung inne wohnen. Ich traue Ihnen so viel Sinn für Wahrheit und so viel praktische Einsicht zu, daß ich annehme, Sie werden manchmal im Stillen über meine Briefe nachdenken und in nüchterner Ueberlegung finden: Der Staatsmann hat wahrhaftig Recht.

Gesetzt aber auch, tüchtige Verstandesbildung und religiöse Aufklärung wäre dem Volke nicht schädlich, sondern nützlich: es kann die vielgepriesene Volksschule diese Bildungszwecke nur gar nicht auf den nothwendigen Grad fördern, — und dieß will ich Ihnen ebenfalls sonnenklar beweisen. Das erste und größte Hinderniß ist die Dauer des Schulunterrichts und seine Beschränkung auf das Kindesalter. Hier kann ich mit Zahlen demonstriren und damit ist die Sache bald abgethan. Ein Kind besucht im günstigen Falle vom 6ten bis 14ten Altersjahre die Alltagsschule höchstens täglich 6 Stunden im Winter, wöchentlich 5 Tage; im Sommer kaum die Hälfte der Zeit, höchstens 44 Wochen im Jahre. Das gäbe in Summa 7920 Schulstunden. Aber wir dürfen nicht mehr als 7000 Stunden rechnen, da der Rest auf allerlei Versäumnisse zu setzen ist. Nun bedenken Sie aber wohl, wie in einer mittlern Schule etwa von 70 Kindern sich die Lehrthätigkeit zersplit-

tert, so daß auf das einzelne Kind in der ganzen Schulzeit nicht mehr als 100 Lehrstunden kommen würden. Und in so kurzer Zeit will man nicht bloß Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen beibringen; nicht bloß den religiösen Stoff dem Gedächtniß einprägen: sondern sogar noch Geographie, Welthistorie, Naturgeschichte, Physik, Sternkunde, Chronologie, Technologie, Geometrie, Notengesang und Zeichnenkunst lehren!!! Da muß man wohl mit dem alten Lateiner rufen: „Risum teneatis, amici!" *) Daß es eitle und gutmüthige Träumer gibt, die solchen Lächerlichkeiten als erreichbaren Realitäten nachjagen, das nimmt mich nicht Wunder; man findet auf jedem Gebiete eine Anzahl guter Narren; daß aber Sie, ein sonst klarer Kopf, an diesen lächerlichen Bestrebungen Theil nehmen, das ist mir unbegreiflich, um so mehr, da ich weiß, wie Sie keineswegs gerne nach äußern Einflüssen, sondern nach innern Gründen handeln.

Wie die kurze Unterrichtsdauer, so trägt die Lebenszeit, in welche der Unterricht fällt, wiederum unübersteigliche Hindernisse gegen eine tiefere oder höhere Bildung in sich. Zwischen dem 6ten und 14ten Lebensjahre ist der Mensch noch ein Kind, und das Meiste, was Kinder ihrer natürlichen Entwicklung nach thun können, sind eben Kindereien; spricht der Lateiner: Sunt pueri pueri, et pueri puerilia tractant. **) Etwas von diesem Zustande haben jedoch die Elementar-Pädagogen gemerkt und darum die ernsten Wissenschaften in Ammenmilch abgekocht und als dünnen Kindsbrei den Kleinen eingestrichen.

Haben Sie Eduard Glanzow's (Pustkuchen) Schrift über diesen Punkt gelesen? Da finden Sie auch noch Vernunft. Ich will mich über die Sache nicht weiter einlassen, sondern

---

*) Haltet das Lachen an euch, Freunde!

**) Kinder sind Kinder und Kinder treiben Kindereien.

nur das unumstößliche, von allen Lehrern bezeugte Faktum hinstellen, daß die Schüler, welche blos die allgemeine Volksschule besuchen, in zwei Jahren nach ihrem Austritte so zu sagen wieder Alles vergessen haben, was ihnen angelernt worden war. Noch einen schlagendern Beweis aber liefert die sogenannte Sonntagsschule (andern Orts die Repetierschule genannt), welche wöchentlich nur einmal von 14—16jährigen Schülern besucht wird. Ueberall gestehen die Lehrer, die Repetierschüler wissen und können weniger, als die Alltagsschüler. — Wie soll man sich nun dieß erklären? Ganz einfach so: Im Kindesalter ist der Nachahmungstrieb vorherrschend; da eignen sich dann Kinder eine Menge von Worten und Sätzen so wie äußere Fertigkeiten gar leicht an; wie aber die reale Lebensthätigkeit, das Arbeiten beginnt, und die Kindereien aufhören, dann verfliegt die kindische Schulweisheit mit ihren Sätzen, Regeln, Formeln und handleichten Fertigkeiten wie Staub in alle Winde: eben darum, weil sie mehr ein Ergebniß kindischer Nachahmung, als ein wirkliches, inneres und festes Wissen und Können ist.

Wie viel Geschrei hat man nicht von dem deutschen Volksschulwesen, namentlich von dem preußischen gemacht! Und nun, nach fünfzigjähriger Thätigkeit, übersendet ein edler Holländer, S u r i n g a r, der Gesellschaft der Schulmänner die Summe von 300 fl. als Preis für die Lösung der Frage: W e l c h e s s i n d d i e U r s a c h e n, w a r u m s o v i e l G u t e s, w a s d i e K i n d e r i n d e n S c h u l e n g e l e r n t h a b e n, w i e d e r v e r l o r e n g e h t, s o b a l d u n d n a c h d e m s i e d i e S c h u l e n v e r l a s s e n h a b e n?

Ich mußte hell auflachen, als ich dieses Geständniß 1840 in der Allgemeinen Zeitung fand. Ihr guten deutschen Fürsten und Staatsmänner, so gelangt ihr endlich durch den großen, weiten Umweg philanthropischer Täuschung zur einfachen und wahren Ansicht der Aristokratie. Fast hätte ich

Lust gehabt, die Frage zu beantworten, denn ich fürchtete, kein pädagogischer Schriftsteller habe so viel sittlichen Muth, um der Wahrheit klar und offen Zeugniß zu geben. Seminardirektor Curtmann's Schrift ist mit dem Preise gekrönt worden. Ich habe das Werklein mit Aufmerksamkeit gelesen, aber durchaus ohne alle Befriedigung; nicht einen einzigen originellen Gedanken konnte ich entdecken. Der gute Suringar hatte wenig Dank für seine Preisgabe: er bekam nichts weiter als ein mixtum compositum*) von allem Dem, was seit Jahrhunderten über den Gegenstand geschrieben wurde. Ach Gott, und was ist nicht Alles hierüber gedacht, gesprochen und geschrieben worden, nur in den letzten hundert Jahren! Da haben wir in Deutschland die Philanthropinisten mit ihrem struppigen, fanatisch-unitarischen Basedow, den Göthe so treffend zeichnet. Dann in der Schweiz den gutmüthigen Pastalozzi, über dessen Leistungen für die Schule selten ein Schullehrer bestimmten Aufschluß geben kann, obgleich man von Pestalozzischer Methode schwatzt. Immerhin jedoch muß anerkannt werden, daß Pestalozzi einsah, nur unter der patriarchalischen Herrschaft eines Edelmanns (Junker Arner) könne das Volk einer Dorfgemeinde gut werden und glücklich sein. Nicht von der Demokratie, sondern von der Aristokratie, erwartete Pestalozzi das Heil des Volkes. — In England Lankaster, der die Schule gleich einer Spinnmaschine treiben läßt, wobei die Kinder statt der Spindeln mechanisch sich drehen. Weiter trat Dinter hervor mit seinen Schulspässen und seinen unbrauchbaren Katechisationsmustern und seiner Bibelerklärung in rationalistischer Dürre und Unfruchtbarkeit. Ferner Graser mit seiner Elementarschule fürs Leben, das nirgend gelebt wird, und endlich Diesterweg mit jung-hegelianischen Anklängen. Unsere

*) Durcheinander.

deutsche pädagogische Litteratur ist so unermeßlich, daß es Material zu babylonischem Thurmbau darböte. **Preußen** ist vor allen Ländern berühmt: der französische Philosoph **Cousin** nannte es das Land der Kasernen und Schulen. Und nun vernehmen Sie mit Andacht und zur rechten Erbauung, was uns die neuesten amtlichen Berichte über das preußische Volksschulwesen offenbaren.

Von 100 im Heer Eingestellten waren

in der Provinz	ohne alle Schulbildung 1841	ohne alle Schulbildung 1848—1849	ohne alle Schulbildung 1851—1852	mit mangelhafter Schulbildung 1851—1852	mit genügender Schulbildung 1851—1852
Preußen	15,33	9,21	10,40	45,29	44,31
Posen	41,00	18,42	20,67	31,31	48,02
Brandenburg	2,47	1,10	0,76	11,80	87,44
Pommern	1,23	1,01	0,93	22,67	76,40
Schlesien	9,22	5,88	4,78	17,94	77,28
Sachsen	1,19	0,37	0,64	5,69	93,67
Westphalen	2,14	1,69	2,11	19,39	78,50
Rheinland	7,06	3,43	2,54	10,19	87,27
Hohenzollern			0,00	9,39	90,61

Die Gesammtzahl der Eingestellten betrug im Jahr 1851—1852 50,191 Mann; davon hatten genügende Schulbildung 37,733 oder 75,18 pCt., mangelhafte 10,106 Mann oder 20,01 pCt.; ohne allen Unterricht waren 2412 Mann oder 4,81 pCt. Sie sehen, mein werther Pädagog! daß im schulberühmten Preußenland immer noch eine schöne Anzahl von Jünglingen heranwachst, die ohne alle Schulbildung bleiben, daß sehr viele nur mangelhafte Schulbildung genießen. Dabei ist aber noch zu erwägen, was man unter genügender Schulbildung verstehe. Bei „Hohenzollern" erhalten wir hierüber Aufschluß; denn da sehen wir, daß fast jeder Jüngling „genügende Schulbildung" besitze, und gar keiner ohne Schulbildung sei. Wer hätte das geglaubt, daß die gutmüthigen, langsamen, katholischen Schwaben dem witzigen Preußenvolk an Schulbildung voran stünden? Während das preußische Schulwesen weltberühmt ist, steht das obskure katholische Ländchen an wirklicher Leistung demselben voran! — Doch ich kenne die Leistungen der hohenzollerschen Volksschulen, und ihr Voranstehen zeugt genugsam, daß man gegenwärtig in Preußen sehr bescheidene Schulergebnisse als genügende Schulbildung anerkennt. — Eines ist noch zu bemerken: In obiger Uebersicht ist nur von geistig und körperlich gesunden Jünglingen die Rede; es ist unzweifelhaft, daß von den Mädchen eine weit größere Anzahl ohne alle Schulbildung und ohne genügende aufwachse.

Es gibt Momente in der Geschichte, da sich ganze Völkerschaften in zauberischer Schwindelei fortreißen lassen. So Etwas geschah im Kanton Zürich zwischen den Jahren 1832—1836. Ein unerhörter Schulschwindel ergriff alle Köpfe; Alles tanzte, wie von Oberon's Horn gerüttelt, den deutschen Schultanz. Es war kaum auszuhalten dieses pädagogische Delirium, das in allen Versammlungen und Schriften lärmte.

Hunderte von fähigen Jünglingen drängten sich in die Lehranstalten, um Schulmeister zu werden; graue Häupter wackelten noch erstaunt über die neue Methode, und es war kein Wunder, daß hie und da Einer verrückt wurde. (Lesen Sie doch die Geschichte des Schulmeisters Agesylaos aus Immermann's Münchhausen! eine tragische Geschichte.) Lehrmittel gab's die Hülle und Fülle: ein vollständiger Apparat der Wissenschaften für Bauren- und Taglöhnerkinder! Hunderte von neuen Schulhäusern, Millionen Franken für Menschenbildung! Das war ein arger Rausch; er dauerte fast 10 Jahre, darum war auch der Nachjammer desto bitterer. Im Jahr 1839 regte sich das souveräne Volk des Kantons Zürich und nahm einen gewaltigen Anlauf gegen seine pädagogischen Beglücker. Indessen hatten Diejenigen, welche die leer gewordenen Stühle im Rathe der Erziehung einnahmen, nicht Muth genug, zur alten ehrbaren Schuleinrichtung zurückzukehren; durch ein öffentliches Manifest, das sie an die im Zustande der Empörung verharrenden Schulmeister richteten, anerkannten sie vielmehr, „daß die Züricher Volksschule seit neun Jahren in der die Ausbildung des Verstandes bezweckenden Richtung ausgezeichnete Fortschritte gemacht habe;" — „daß viele Schullehrer sich den gerechten Beifall der Oberbehörden erworben haben" u. s. w.; nur in Hinsicht auf sittliche und religiöse Erziehung bleibe noch Vieles zu wünschen. Bald wurden die sogenannten Liberalen, hauptsächlich durch Mithülfe der Schullehrer, wieder Meister, und es schien, als sollte der Schultanz aufs neue beginnen. Wirklich wurden die Besoldungen der Lehrer noch erhöht und alle thörichten Erwartungen von der Schule neu aufgewärmt. So ging's bis zum Herbst 1854. Und nun! Und nun legte der Präsident der Schulsynode das Bekenntniß ab, daß die Schule auch in der die Ausbildung des Verstandes bezwecken-

den Richtung nichts Wesentliches leiste, ja daß die Schüler nicht einmal ordentlich lesen lernen, daß von 100 Jünglingen kaum 10 in der Orthographie einigermaßen fest seien und kaum Einer einen kleinen Aufsatz schreiben könne; daß die jungen Leute vom Rechnen fast gar nichts verstünden und in Realkenntnissen ganz leer seien. Solches Zeugniß legt ein Freund der Schullehrer und der Schulen im Jahr 1854 gegen die Züricher Volksschule ab, die unbestreitbar die bestorganisirte von allen ist. Wenn das am grünen Holz geschieht, was erst am dürren. Sicherlich! einen schlagendern Beweis für die gänzliche Wirkungslosigkeit und Verderblichkeit der modernen Volksschule kann es nicht geben, als eben die Geschichte und der endliche Erfolg der Züricher Schule vom Jahr 1832—1854. Es sind aber auch anderwärts ähnliche Erfahrungen zu Tage gekommen, und so darf man sich nicht wundern, daß ein überwältigender Umschlag bei Fürsten und Völkern eingetreten ist und überall ein Zug zur Rückkehr in die alte Schulordnung sich kund gibt und geltend macht. Selbst angesehene Schulmänner haben sich bereits bekehrt; so der obengenannte Curtmann, der ziemliche Zeit „in Artikeln der modernen Volksschule machte", nun aber alle seine Irrthümer reuig widerrufen und über die moderne Schule das Verdammungsurtheil ausgesprochen hat. Stern, der früher Sprachlehren und „Frühlingsgärten" u. dgl. schrieb, hat die Schule einfach auf den biblischen Boden zurückgestellt. Keller im Aargau habe bereits eine Wendung zur Rückkehr gemacht, indem er seine zahlreichen Schulschriften gleichsam dahinfahren läßt, und neulich das Heil der Schule in der Landwirthschaft, neuestens in der Naturwissenschaft fand. Diesterweg's Nachfolger im Amte ist dieß keineswegs in seinem Streben; ebensowenig Derjenige, der am größern Seminar

in Württemberg an die Stelle des aufklärungsfreundlichen, semiradikalen Riecke gesetzt wurde. Leider hält nur da und dort eine falsche Scheu die Regierungen ab, an Willen fehlt es nicht, zur alten Schulordnung zurückzukehren. Unter den deutschen Fürsten scheint allein der König von Bayern noch ein Gönner der modernen Schulmeisterschaft zu sein; Preußen's frommer König jedoch, gleichwie der verstorbene König Ernst von Hannover, hat derselben wiederholt die kräftigsten Lektionen geben lassen und scheint einen besondern Widerwillen gegen dieselbe zu hegen.

Ueberhaupt, wer vom höhern Standpunkte aus die großen Evolutionen auf dem geistigen Gebiete der Menschheit in den letzten 20 Jahren überschaut, der wird von Bewunderung und Dank ergriffen, darüber, daß so viele gefährliche Standpunkte überwunden, so viele schädliche Dinge abgethan wurden, im Kleinen wie im Großen.

Z. B. vom Kleinen zu reden, von der sogenannten Volksschule: Was ist nun jenes gepriesene Treiben, in der Volksschule Sprachunterricht zu geben, der zugleich Denkübung sei? Ein überwundener Standpunkt, eine abgethane Sache. — Was der realistische Unterricht? Ein überwundener Standpunkt, eine abgethane Sache. Was die moderne Volksschule selbst? Ein überwundener Standpunkt. — Was die Idee allgemeiner Volksbildung? Eine abgethane Sache. — Was das eitle Unternehmen, in Schulen, die keinen klassischen Vorunterricht haben, z. B. Lehrerseminarien, Mittelschulen rc., die deutsche Grammatik gleichsam als Logik nach Becker's System zu gebrauchen? Ein überwundener Standpunkt. — Raumer hat auf die Gefahr solcher logischer Uebungen für unstudirte Leute rechtzeitig aufmerksam gemacht, und nun kehrt man um zur alten Formenlehre, anfangend mit „Artikel“ und endigend mit „Konjunktion“ ohne Satz- und Denkübung: das ist der herkömmlich-wissenschaftliche Stand-

punkt. — Was ist die deutsche Philosophie von Kant bis und mit Hegel? Eine abgethane Sache. Was alle Versuche zur Aufklärung? Ein überwundener Standpunkt. Was das Geschrei über Aberglauben? Eine abgethane Sache. Was der seichte Rationalismus, der Denken und Glauben vereinbaren wollte? Ein überwundener Standpunkt. Was die Idee von Volksrechten? Eine abgethane Sache. Was die angebliche Humanität in der Strafjustiz? Ein überwundener Standpunkt. — Man prügelt und peitscht, zumal in der freien Schweiz, jetzt wieder mit besonderer Neigung; man köpft jetzt wieder tapfer und frischweg, und damit Punktum. Was ist die politische Lehre von Volksvertretung? Von Vertrag zwischen Fürsten und Volk? Von Preßfreiheit? Von Vereinsrecht u. s. w. — Lauter überwundene Standpunkte.

Uebersehen Sie, mein Herr! diese Zeichen der Zeit ja nicht! damit die kommenden Dinge Sie nicht unvorbereitet überraschen. —

Nun komme ich aber noch zu einem sehr wichtigen Punkte, der in seiner vollen Bedeutung allein schon ausreichend wäre, alle Hoffnungen auf die Volksschule als eitle Täuschung zu erklären. Dieß ist der sogenannte Schullehrerstand, d. h. die Schulmeisterklasse. Mich dauern nur die vielen fähigen jungen Leute, die von ihrer natürlichen Berufsbestimmung abgezogen und zu einem scheinbar höhern Stande als der des Bauern, des gewöhnlichen Handwerkers oder Taglöhners hinaufgeschraubt und zeitlebens unglücklich gemacht worden sind! Denn wahrhaft unglücklich ist ein Herr Schullehrer, der mit mancherlei leiblichen und geistigen Bedürfnissen bekannt gemacht worden ist, und nicht einmal so viel hat und bekommt, um nur die dringlichsten häuslichen Bedürfnisse befriedigen zu können.

Sie selbst haben es oft und vielmal und gewiß mit vollester Wahrheit ausgesprochen, daß die Mehrzahl der Schul-

meister nicht einmal auf 500 Fr. jährlich komme. Nun bitte ich Sie um Gotteswillen! Da ist ein Herr Schullehrer und seine Frau und drei Kinder: es kosten Nahrung und Kleidung für fünf Personen das Jahr hindurch bei der größten Sparsamkeit jene 500 Fr. vollständig (jeder Hausknecht kostet an Speis und Trank rc. über 400 Fr. jährlich), und nun hat der Herr Schullehrer noch kein Buch, keine Zeitung, keinen Tropfen Wein, kein Geld zu Konferenzen und Synoden, und zudem sind eine Menge kleiner Haushaltungsbedürfnisse noch nicht gerechnet. Und den wahrscheinlichen Fall, daß er statt drei, etwa vier bis sechs Kinder habe; daß die Frau von Zeit zu Zeit kränklich werde: Sagen Sie selbst, ist ein Mensch nicht zu bedauern, der ein solcher Herr wird? Hab' ich die obigen Hauptausgaben nicht auf die geringste Summe gestellt? Gibt es nicht viele, viele Schulstellen, die nicht einmal 500 Fr. abwerfen und noch dazu keine Wohnung und kein Holz? Man gibt freilich vor, ein Schullehrer könne nebenher noch Landwirthschaft treiben, oder sein Einkommen durch Privatunterricht erhöhen. Darauf antworte ich einfach: Wenn ein Schullehrer noch solche Landwirthschaft, die ihm Etwas einträgt, treiben soll, so kann er nicht das leisten, was man von seiner Schule fordert; dann ist's für jeden Pfenning Schade, den man mehr als früher ausgibt.

Den Privatunterricht anbelangend, so findet man in zwei Drittheilen aller Schulorte hiezu nicht die mindeste Gelegenheit.

Wollten wir wirklich ein Schullehrerthum begründen, so müßten die Gemeinden wenigstens freie Wohnung und Holz leisten, der Staat aber, wie bei andern Beamten, die Besoldung übernehmen, und wenn man hier nur die geringe Summe von 1000 Fr. jährlich auf einen Schullehrer rechnet, so würde das die preußische Staatskasse bei 24,000 Primarschulstellen jährlich 24,000,000 Franken kosten. Das geht

aber nie und nimmermehr an! Also hinweg mit diesem Traume allgemeiner Volksbildung! — Der schlecht besoldete Herr Schullehrer, mit Noth, Schulden und Kummer kämpfend, wird bald von seinen phantastischen Ausflügen zurückkommen. Er wird unzufrieden, unglücklich, mürrisch, matt und gleichgültig werden, und bald weniger leisten, als der abgedankte alte Schulmeister.

Das Mißverhältniß zwischen Besoldung und amtlicher Stellung einerseits und den Anforderungen an eigne Bildung und aktive Leistung anderseits ist hinsichtlich der sog. Volksschullehrer so schreiend, daß ich einige Worte hierüber nicht unterdrücken kann. Zöglinge eines Lehrerseminars sollen gleichsam eine lebendige Encyklopädie werden. Man arbeitet förmlich darauf hin, sie zu der Meinung zu bringen, als ob sie nun wirklich Alles wüßten. Bei solchem Treiben ist es höchst unbillig, ihnen hintendrein „Schulmeisterdünkel" vorzuwerfen. Mögen Andere über diesen und über „Halbbildung" spotten; ich werde jedesmal von Mitleid ergriffen, wenn ich so einen Jüngling, für Volksbildung begeistert, aus dem Seminar kommen sehe. Man hat ihm hundermal von der unendlichen Wichtigkeit seines Amtes vorgepredigt; man quält ihn mit wiederholtem Dienstexamen, mit schriftlichen Ausarbeitungen, Bücherankäufen, mit täglichem Unterricht in mühsamster Art — und hält ihn nach Einkommen und amtlicher Stellung geringer als den Amtsdiener, den Landjäger, den Schließer, den Dorfschulzen und letzten Schreiber und Commis, Telegraphisten und Lokomotivführer, Gesellen und Kammerdiener. Kein Wunder, daß nach etlichen Jahren so viele Lehrer denken: „Für solche Stellung und Bezahlung genügt die mindeste Leistung."

Was gebietet also die Vernunft zur Wohlfahrt des Staates, der Gemeinden und der Familien? Das gebietet sie, daß man so schnell als möglich zur alten Schul-

ordnung zurückkehre; daß man den sogenannten Lehrstand aufhebe, die Schulzeit auf den Winter und den Betsamstag im Sommer beschränke, und zum ehrsamen Schulmeister einen Bauern oder einen Handwerker, dessen Beschäftigung im Winter stockt, mit einer jährlichen Entschädigung von 80—100 Fr. anstelle. —

Das sei die allgemeine Norm! Nur da, wo eine Landgemeinde freiwillig mehr thun will, mag dieß geschehen; jedoch unter angemessener Beschränkung, so daß das eigentliche Volksglück nicht durch schädliche Geistesaufregung und freche Aufklärung gestört werde. —

Nun, mein werther Pädagog! Zum Schlusse noch einige Worte, die zunächst auf mich selbst bezogen sind. Ich muß mich darauf gefaßt halten, als ein Feind und Verächter der Volksbildung, ja des Volkes selbst, bezeichnet zu werden; vielleicht stimmen auch Sie dieser Bezeichnung bei, und das würde mir doch leid thun. Wenn ich Sie und Ihr Urtheil gering achtete, hätte ich diese Episteln nicht an Sie gerichtet. Indessen bleibt noch Manches in der Sache zu erörtern, was jedoch besser in mündlicher Unterhaltung, frei und unbefangen, geschehen könnte. Ich lade Sie freundlich ein, in den nächsten Ferien mich auf einer meiner Gutsherrschaften zu besuchen. Da werden Sie dann auch aus eigner Anschauung erkennen, ob meine Ansichten über das Glück stiller Armut aus wirklichen Zuständen fließen, und zugleich, ob ich ein Volksverächter sei oder ein Volksfreund. Auf dem Dorfe meiner Herrschaft werden Sie freilich nur niedere Wohnungen finden mit wenig und geringem Hausrathe; die Bewohner ärmlich gekleidet, an Werktagen Viele ohne Schuhe und Strümpfe, an Sonntagen häufig mit Holzschuhen und son-

stigen Kleidungsstücken angethan, die mehr durch hohes Alter als äußern Schein bemerkenswerth sind. Aber diese armen Dorfleute zeigen ein offenes, heiteres, harmloses Antlitz; sie reden als Naturgabe ungezwungen und fast unbedacht die Sprache ihrer Voreltern, häufig gemischt mit figürlichen Ausdrücken und schlagenden kurzen Witzreden. Sie merken es diesen Glücklichen an, daß sie die biblische Lehre kennen: Sorget nicht für den morgigen Tag! — Da ist keine Spur von jener Düsternheit, die auf den Gesichtern jener fabrizirenden und kommerzirenden Leute liegt, die unaufhörlich das Einmaleins wiederholen, stets an Gewinn und Besitz nur denkend. Und wenn der Sonntag anbricht: wie strömt die Herde vollzählig zur Kirche, zweimal, mit freudigem Willen! Abends dann, und das gehört zum glücklichen Dorfgenusse, da sind sie lustig beim Weißbier und Schnäpschen. Da ist's ein Spassen und Lachen, ein Klappen und Klingen und endlich ein Singen der alten Lieder, oft auch „Lieder ohne Worte", aber voll inniger Lust, weit gesunder und kräftiger, als jene von Mendelssohn. Oh, ich liebe dieß frohe Getümmel der glücklichen Armut! Und auch das Kegelspiel und das Kartenspiel mögen um ihren Pfenning oder um Nüsse sie treiben, die alten und jungen Kinder unschuldigen Landvolks. Und wenn auch mitunter, wie es bei Kindern geschieht, ein Streit sich erhebt: ein derber Scherz oder ein derber Schlag führt ihn zu Ende. Der Gutsherr und Pfarrherr scheuen sich nicht, mitunter in diese Kreise zu treten, zu keinerlei Furcht, zur höhern Freude da nur.

Kommen Sie doch! und dann sagen Sie mir, was glücklicher mache: freie Natur oder erzwungne Kultur. Stets mit freundlicher Gewogenheit

Ihr

Im Herbst 1854. N. N.

Zweite Abtheilung.

A. Schattenrisse aus dem Personale der Volksschullehrer.

XVI.

Ach Konrad, wie wird's dir heut' in der Schule gehen! Die ganze Nacht plagt' dich der böse Husten; du hast wol keine Stunde geschlafen. So sprach am Morgen die Frau des Lehrers und wandte sich um, die Thränen zu trocknen. Der Arme saß am Tische: das Haupt zur Brust gesenkt; Fieberröthe bedeckte die eingefallenen Wangen; tiefe Wehmuth sprach aus den dunkeln Augen; es zuckten die trocknen, heißen Lippen, und die magre Hand ging zitternd über die Stirne.

Sei nur ruhig, Maria! Ich hatte mich gestern verkältet; es kommt schon wieder besser — erwiederte er mit matter Stimme, und stand nun auf, die Treppe hinan zu steigen zur Schule. Es bebte die schwache Brust; aber er gab sich Mühe, den Husten an sich zu halten.

Die Kinder waren bereits versammelt; mit leiser Stimme, vom Husten oft unterbrochen, sprach er das Morgengebet. Dann ordnete er mit klugem Sinne und trefflichem Takte die Arbeit der Klassen; jede auf ihrer Stufe begann die Uebung: die meisten lösten im Stillen ihr Pensum, und Klasse um Klasse sollte die Lektionen erhalten. Vor Jahren einst, wie war ihm die Schule ein Ort der Freude! Er war ja Meister in dieser seltenen Kunst. Das war ein Leben und

Streben: kein Augenblick ging da verloren; kein Schüler wurde vergessen; geordnete Thätigkeit füllte die Stunden, und Sinne, Verstand und Gemüth wurden bildend ergriffen, die Hand auch nützlich geübt in Schrift und Figuren. Manchmal, wenn der Schmerz in der engen Brust ihm nachließ, schien eine glückliche Stunde wieder zu kehren. Doch der lebendigern Regung folgte nur stärkere Bangigkeit nach. Heute, ach! kaum hatt' er befehlend den Gang der Schule geordnet, als mit stechendem Schmerz die Brust ihm beklemmt war. Der plagende Husten erstickte ihm bald die Stimme; er winkte zitternd einigen Schülern zur Leitung der Klassen, und setzte sich alsdann seufzend auf den Stuhl vor dem Pulte. Mitleidig schauten die Töchter ihn an, und auch einige Knaben; stille saßen sie alle und lernten und übten, wie es nach Ordnung und Plan bestimmt war.

So ging es wol eine Stunde; aber dann brach unter den Knaben zuerst unruhiges Treiben hervor; es wurde lauter und lauter: es ging aus den Fugen die Ordnung der Schule. Da ward von Unmuth und Aerger der kranke Lehrer ergriffen. Er wollte warnen, drohen und rügen; aber der Husten erstickt' ihm die Stimme, und überwältigt von Zorn und Schmerz straft' er nun maßlos. Jetzt trat die jammernde Gattinn herein und führt' ihn hinweg. — Die Schüler saßen etliche Minuten betroffen, dann regt' aufs neue sich kindlicher Muthwill', und es nahmen Lärm und Getümmel sehr überhand, bis die Lehrerinn kam, um wieder Ruhe zu schaffen.

Dieß peinliche, qualvolle Treiben im Schulhaus dauert' schon lange Zeit, schon etliche Jahre; die Schule ging rückwärts, kam in tiefen Verfall, das wußte der Pfarrer und der Inspektor; es wußten's die Eltern und auch die Kinder fühlten es wohl. — Aber wie sollte man helfen? Der Lehrer Konrad hatte seine Gesundheit der Schule geopfert; zwanzig Jahre

wirkte er hier, und leistete einst was wenige seiner Kollegen. Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen gedachten dankbar des guten Lehrers. Arm war er jetzt und krank; was er ehemals erspart, das hatte die lange Krankheit längst schon gekostet. Sollt' er die kleine Besoldung mit einem Adjunkten theilen, so blieb ihm nicht genug, das Leben sich und dem Weibe, das seiner pflegte, zu fristen. Der Staat hat keine Gelder für kranke Lehrer, die ihr Herzblut auch dem Volke zum Opfer gebracht. Und die Gemeinde hat der Lasten so viele: welch' ein bittres, karges Gnadenbrod wäre das für den Lehrer!

Also kam es, daß ein langsam sterbender Mann die Schule besorgen sollte, was doch beim besten Willen er nimmer vermochte. Oft ja seufzte und weinte er; es jammerte ihn der Schüler. Er flehte zu Gott um neue Kraft, damit er nachhole das schmerzlich Versäumte; er flehte in tiefster Betrübniß zu Gott um baldigen Tod, damit die Seelen der Kinder nicht zum Gerichte ihm würden.

Die Winterschule hatte begonnen, wiederum sah er vor sich viele Tage des schmerzlichen Leidens. Da schien der Sommer sich zu erneuern und liebliche Tage brachte der Monat November. Die milde Wärme machte auch seine Krankheit milder und auch die Stimmung der Schüler. So schimmerten ihm nochmals Lehrerfreuden vor den Stürmen des Winters, und am Abende wandelte mit der treuen Maria er den Wiesenpfad des Thales hinab beim Niedergange der Sonne. Langsam welkende Blätter fielen annoch von Büschen und Bäumen; des Abendroths Glühen, schon verglommen im Westen, röthete sanft im Wiederscheine noch den östlichen Himmel. Da ward es dem guten Konrad wohl und weh ums Herz, und als sie über den Steg nun kamen, dacht' er des Tages, da er erstmals über denselben gegangen, voll der freudigsten Hoffnung, mit dem heiligen Vorsatz, zum Segen

der Jugend nun in dieser Gemeinde zeitlebens zu wirken. Er sprach zur Gattinn von dieser Erinnerung, bog sich über die Lehne des Steges, und Thränen fielen hinab und mischten sich mit dem klaren Gewässer des Baches.

Sie kehrten heimwärts; er war ermüdet, doch heiter im Geiste und ohne Schmerzen der Krankheit. Bald schloß der Schlaf ihm die Augen, indeß Maria den kleinen Haushalt stille bestellte. Ohne Licht kam sachte sie dann in die Kammer; der Mond warf seinen Schein durchs Fenster; in matter Beleuchtung sah sie des Gatten bleiches Antlitz milde verklärt, wie lächelnd in seligem Traume; stille hielt sie betend die Hände über ihn hin, mit tief verhaltenem Seufzer zu Gott.

Wie verjüngt erwacht' er am Morgen, heiter und regsam. Es drängt' ihn hinauf zur Schule; mit herzergreifenden liebvollen Worten grüßt er die Kinder, die mit heiligem Schauer ins wundersam leuchtende Auge ihm schauen. Auf der erhöhten Stelle, vor dem Sitze, steht er, faltet die Hände und betet: fromme Andacht ergreift sie Alle; denn es entflossen dem Munde rührende Worte aus tiefem Grunde des Herzens.

Und wie er „Amen!“ gesprochen, sinken die Hände, die lächelnde Lippe erblaßt, das leuchtende Auge erlöscht, die Knie wanken und brechen: und die entseelte Hülle fällt rücklehnend nieder auf jenen Sitz, darauf er lehrend oftmals gesessen. — Gott hab' ihn selig!

XVII.

Wer am Schulhaus in Althof vorbeikommt, der steht betroffen stille und horcht dem sonderbaren Gesums und Gelärme: biblische Sprüche, Zahlen, Sätze, Worte und Laute; Buchstabieren, Lesen und Rechnen — Alles geht wirr durcheinander; dazwischen ein klagender Schrei, ein warnender Ruf, ein gellender Schlag. „Es tönt da innen wie in der Judenschule", sprechen die Leute, und gehen vorüber.

Da drinnen führt ein Greis von fünf und siebenzig Jahren ein alterschwaches, und unmächtiges Regiment. Wohl ihm, daß er beinahe taub ist und halb erloschen sein Blick! So wandelt er noch behaglich dahin durchs brausende Meer des Kindergetöses, und ruhig setzt er sich nieder und sieht nicht den Unfug neckender Buben.

Die Stube ist ziemlich eng' für so viele Schüler; der wärmende Hauch des jungen Lebens umfächelt den Alten; wie ein Schlaflied wirkt das von Taubheit gedämpfte Gelärm. Es fallen die runzlichten Wimpern: ein sanfter Schlummer umhüllt das sinkende Haupt. — Wird höher die tosende Flut nun steigen? Oh nein! Sie flüstern und lächeln, sie schleichen und winken; sie schneiden Gesichter und treiben possierliches Spiel in Geberden. Alles fein artig, ohne Geschrei und Gepolter, damit der schlummernde Herrscher nicht aufgeschreckt die Spielerei unterbreche.

Ach der garstige Bube! Die Schiefertafel warf er platt auf den Boden, daß krachend sie brach. Auf juckte der Greis; verworren blickt er umher, und findet sich in der Schule; er hatte von anderm Orte geträumt. Da übernimmt ihn der

Aerger; er greift zur biegsamen Haselnußgerte, holt dann aus nach den Buben der vordern Bänke; sie springen über dieselben hinweg und reißen die zweite und dritte Reihe mit fort, und hinten ringt ein Knäuel von reckenden Armen, zappelnden Beinen und duckenden Köpfen wild durcheinander.

Wie sollt' er den Schuldigen finden? Da gibt er Pardon. Es legt sich der Sturm; er hat die alternde Kraft ein wenig gerüttelt und nun beginnen ernstlich die Lektionen.

Aber die Schulreformer haben da neue Bücher gebracht mit sonderbar lautenden Namen und allerlei fremder Bedeutung, theils sogar lateinisch gedruckt. Nun happert und hebt es häufig im Lesen; der Schüler blickt zum Lehrer hinan; der nimmt das fatale Wort mit der Brille fester aufs Korn, und weiß er es nicht zu treffen, so murmelt er einige Sylben und hilft sich selber und dem Schüler über die Klippe. Aber schlimmere Buben merken die List und lesen dann Worte greulichen Unsinns, und ein helles Gelächter erschallt in der Schule.

Bei Fragen und Antworten gab's oft komisches Mißverständniß. Ein Knabe bemerkte: die Schwester ist heut' und morgen nicht hier. — Der Alte darauf: Alles verbraucht; muß vorher machen — (Er meinte, der Knabe verlange liniertes Papier). Ein Mädchen: Schulmeister! 's hat eilf geschlagen! — Und er: Nein, 's hat genug noch oben. — (Er dachte ans Holzherauftragen). Ein Knabe: Schulmeister! was ist eine Ceder? — Der Alte: Brauchst keine, 's thut's auch der Griffel. — (Er wähnte, der Knabe verlange die Feder).

Die Täfelein bieten sie jetzt, darauf die Rechnungen sie gelöset. Er sieht sie an und gibt sie zurück; sprechend: 's ist recht! 's wird gut sein! Nur deutliche Ziffern! — Sie wissen es längst, daß nimmer er kann die Zahlen behalten und die Reihen der Zeichen erkennen. Die zitternde Hand mag Griffel

und Feder ja kaum noch führen. Wer möchte den müden Greis noch plagen mit peinlichem Korrigiren? Alle Schüler erlassen es ihm.

Endlich, endlich rücken die Stunden. Das beste kommt ja gewöhnlich am Schlusse: Singen werden sie noch. Er nimmt von der Wand die staubige Geige, spannt die lockere Saite straffer und fährt mit dem kurzen Bogen darüber. Entsetzliche Töne schnurren hinweg; laut heult vor dem Fenster des Nachbarn Hund und etliche Buben heulen ihm nach. Auf Saiten, schon lange nimmer gestimmt, geigt mit zitternden Stößen der taube Mann, und singt dazu aus anderen Tönen; die Kinder fallen in eigener Weise nun ein, und es siegt die gesunde Natur. Sie singen ihr Lied aus fröhlicher Brust und kräftiger Kehle, und in solchen Klängen vergeht die zersprungene Stimme des Alten, und auch der Geige Geschnarr wird vom Liede der Jugend bedeckt. So endet noch lustig und kräftig die Schule, und jubelnd drängen die Kinder einander zur Thüre hinaus.

Zum Ortsvorsteher sagte schon öfters der Pfarrer: „So kann es doch wahrlich nicht länger gehn in der Schule.“ Aber so war es schon zehn Jahre gegangen und wird noch länger auch gehen, wenn nicht der Tod den Alten hinwegruft.

Herr Pfarrer, so sprach der Ortsvorsteher, wir sind eine arme Gemeinde. Da ist nun der alte Lehrer mit seiner kranken Frau und blödsinnigen Tochter: drei Personen müßten wir dann erhalten, hätte der Mann nicht das Aemtlein. Man könnte ihm einen Adjunkten geben, meinte der Pfarrer. Der Ortsvorsteher erwiedert: So ein Adjunkt, das möcht' so ein junger Herr sein, der mehr verlangte, als der ganze Schuldienst erträgt. Was sollen die Alten dann haben? Lassen Sie's gehen Herr Pfarrer! es wird wol anders kommen, wenn's an der Zeit ist.

Noch sprach der Pfarrer mit diesem und Jenem; sie waren Alle dafür, daß man die Sache belasse. Er suchte auch Hülfe höheren Orts; man zuckte die Achseln, man sprach von allerlei Noth und Bedürfniß: man hatte keinen Ruhegehalt für den Alten und wußt' auch kein Geld für einen Adjunkten.

Ein Achtziger wurde der Greis und einige Jahre darüber. Fast zwanzig Jahre lag die Schule in Althof völlig darnieder, und die Söhne standen weit hinter den Vätern zurück an aller Kenntniß, an Allem, was die Schule zur Bildung gewährt.

Da hieß es denn freilich mit Grund, es sei die Schule rückwärts statt vorwärts gegangen.

XVIII.

Unruhig und ängstlich wandelte noch der Lehrer Pober durch die Gänge der Schulstube, als er geraume Zeit schon die Schüler entlassen hatte. Dann und wann schaut er heimlich durch die Scheiben, und nun fährt er ganz erschrocken zurück, setzt sich zitternd auf eine Schulbank, verbirgt das Gesicht in die Hände und seufzt: Ach du mein Gott!

Nicht lange, so kommt, bleich und mit thränenden Augen, die sechszehnjährige Tochter; Vater, sagte sie bebend, der Trügger ist unten. Ich sah ihn schon kommen; oh mein Kind! was soll ich ihm sagen: ich habe kein Geld und kann ihm keines versprechen.

Sie gingen zagend hinab in die Wohnstube, und der Trügger begann: Nun Herr Lehrer, kann ich das Geld jetzt haben? Und dieser erwiedert: Herr Trügger; es ist mir nicht möglich zu zahlen. Seit einem Jahr liegt meine Frau krank darnieder, und neben ihr ein elendes schwächliches Kind; die Theurung dauert noch immer, und ich bin nicht im Stande, mit meinem Einkommen meine Familie zu nähren; schon war ich gezwungen, Dieß und Das aus dem Haus zu verkaufen, um uns vor Hunger dürftig zu schützen. — Wenn's so ist, sagte verdrießlich der Viehhändler Trügger, muß ich wol sehen, daß ich nicht etwa zu spät hier komme — und damit ging er hinweg, den Schuldentrieb zu bestellen.

Anna, wir sind verloren, sprach leise der Vater zur Tochter; er wird die Vergantung über uns bringen und dann muß ich, der Bürgerrechte verlustig, auch den Schuldienst verlassen. — Aus der Nebenkammer vernahm man ein Seuf-

zen und Stöhnen, und es sagte die Tochter: Nun kommen die Schmerzen wieder über die arme Mutter, und ich muß ihr beistehen; bleibt Ihr da, Vater! die Mutter säh' Euch die Trübsal an, und würde noch heftiger leiden. — Sie trocknete sich die Augen, rieb sich die Wange und ging zur kranken Mutter hinein.

Er aber saß da, und weinte im Stillen. Bald kamen mit einigem Poltern seine zwei Knaben unter sechs Jahren, zur Thüre herein. Er hob den Finger und deutete auf die Kammerthür, da blickten sie ängstlich und gingen schweigend hinter den Ofen. Der jüngere schlich nach einer Weile zum Vater heran und flüsterte: Gib uns doch etwas Brod! — Man muß dann holen, sagte der Vater, und gab den Knaben ein Bilderbuch zum Schauen. Aber sie blickten oft darüber hinweg und klagten: wenn wir nur auch Brod hätten!

Solch' ein Jammer herrschte seit längerer Zeit im Hause des Lehrers Pober. Sein Dienst mochte kaum in wohlfeilen Jahren spärlich eine kleine Familie ernähren. Er dachte bei Zeiten daran, auf anderm Wege sich weitere Mittel zu schaffen, und trieb dann Landwirthschaft neben dem Schulgeschäft. Da und dort kaufte er Land, freilich mit fremdem Gelde, das ihm am Zins lief; kaufte auch Vieh, das er allmälig vom Schulgeld bezahlen wollte. Es ging so etliche Jahre recht wacker und schien noch besser zu kommen, wenn erst die Last der Schulden leichter geworden.

Aber es kamen Tage der Trübsal. Die Familie wurde größer und so auch das Bedürfniß. Die Frau, welche gleich einer Magd in Haus und Feld, in Küche und Stall über die Kräfte geschafft hatte, wurde kränklich und schwächlich; sie wollte nicht wanken und weichen und einige Zeit noch siegte der Wille über die Leiden; dann aber brach sie plötzlich zusammen und konnte das Schmerzenslager nimmer verlassen. Ein schweres Unglück kam in den Stall; zwei Kühe

gingen verloren; zudem war die Aernte von sehr geringem Ertrage. Hätte ich doch, so seufzte der Vater oft im Stillen, hätte ich doch den Güterbetrieb niemals versucht! Allzuwenig ist freilich, was dieser Schuldienst erträgt; aber nun darf ich das Wenige nimmer verbrauchen; Schulden soll ich daraus bezahlen und reicht es doch kaum zur spärlichsten Nahrung. So nahm denn Noth und Armut in Pober's Familie rasch überhand und nach kaum zwei Jahren sah man sie schon am Rand des Verderbens.

Wie im Hause die Noth und die Armut stiegen, gleichmäßig nahmen die Leistungen ab in der Schule. Ruhe, Frieden und kindliche Freudigkeit, Alles so nöthig dem Lehrer der Kinder, war aus der Seele des Lehrers verschwunden: Kummer und Sorge und Angst umhüllte düster sein Antlitz. Wenn er zuweilen auch, angeregt durch gute und fleißige Schüler, Hunger und Krankheit vergaß, und wie ehmals freudig des Lehramtes pflegte; horch! da pocht' ein Gläubiger ihm an der Thüre und fordert drohend Bezahlung. Und dann ward alles Geschäft ihm vergällt, und immerfort quält ihn die Frage: Womit die alten Schulden bezahlen? Womit das neue Bedürfniß bestreiten? Wenn die Schüler Zinse berechneten; ach, er mochte die Rechnung nicht prüfen; denn sie mahnt ihn an längst verfallene Zinse. Wenn sie Geschäftsaufsätze fertigten: Konti, Schuldscheine, Quittungen — er mochte sie nicht korrigiren; denn er gedachte der Schulden bei Schuster und Bäcker und auch beim Apotheker und Arzt. Lasen sie dann im Buche des Heils vom guten Herrn und unbarmherzigen Knechte, so übernahm ihn die Angst, und er wähnte sich schon im Schuldengefängniß. Nicht das tröstende Unservater konnt' er ruhig mehr beten; denn das Wort von „unsern Schulden" traf ihn mit Zentnerlast. Oft auch vernahm er von unten den Schmerzensruf des leidenden Weibes und das Geschrei der Kinder, die hungerig waren.

Guthmüthige Knaben und Mädchen, welchen die Noth des Lehrers bekannt war, sahen ihm oft mitleidig ins düstere Antlitz, und ihr Blick fiel leuchtend in seine Seele; aber der fröhlich wilden Schüler gab es auch viele, und je mehr der Lehrer in trübes Sinnen und starrende Wehmuth versank und Schule und Schüler vergaß, desto muthiger trieben sie Spiele und Scherze, bis der laute Tumult den Lehrer weckte und er dann ärgerlich über die Jungen herfiel mit heftigen Schlägen.

Einst war Pober einer der tüchtigsten Lehrer; zweimal hatte der oberste Schulrath seine treffliche Leistung belobt; aber seit etlichen Jahren mahnten vergeblich Inspektor und Pfarrer; rückwärts ging es und rückwärts, und die Schule ward bald zu einer der niedrigsten. Nur dem Mitleid, das schonend prüfte und schonend berichtete, dankte Pober jetzt noch die Stelle; es wäre vielleicht noch manches Jahr dies elende Treiben gegangen, wäre Pober als Gantmann nicht ausgetrieben worden. Immerhin war der Schaden unter der Jugend groß genug, und man merkte es diesen Klassen durchs ganze Leben noch an, daß sie durch Armut des Lehrers arm geblieben an Kenntniß und kräftiger Zucht.

Und wie ging es dem Armen selbst? Eh' er das Schulhaus räumte, starb das schwächliche Kind und auch die leidende Mutter folgte demselben nach wenigen Tagen ins Grab.

Dann zog er weg, und er und die Tochter und die zwei Knaben fanden Arbeit in einer Fabrik. Und es geschah, daß der Vater Aushülfe leistete auf dem Comptoir, und sich allmälig brauchbar machte zu solchen Geschäften. Nach zwei Jahren wurde er wirklicher Schreiber; die Tochter hatte mit Stickarbeiten guten Verdienst, die Knaben bildeten sich zu Modelstechern und die Familie erlebte schöne und glückliche Tage.

XIX.

Karl Trubel war mit ziemlich geringen Geistesanlagen begabt; er verdankte seine Aufnahme ins Lehrerseminar der Empfehlung eines einflußreichen Mannes, der auch später noch sein Protektor blieb. Im Seminar hatte man den etwas scheuen und ungelenken Jüngling nicht ungern; denn er war sonst gutmüthig und leistete Jedem bereitwillig Dienste, wo immer er konnte. Seine Fortschritte blieben fast unter mittelmäßig; seine Gutmüthigkeit und Dienstbereitwilligkeit gewannen ihm aber freundliche Nothhelfer, die ihm in schriftlichen Arbeiten beistanden, bei Promotionsaufgaben die Hand boten und selbst bei der Dienstprüfung ihm heimlich nachhalfen, so daß er sein Fähigkeitszeugniß erhielt. Einige Jahre darauf ward ihm durch Einfluß seines Protektors der Schuldienst in Bergheim zu Theil.

In der Nähe wohnte ein edler, hochgebildeter Mann auf seinem Gute. Lehrer Trubel gab den kleinen Kindern privatim Elementarunterricht, und kam so täglich ins Schloß. Herr v. Klingen sprach dann mit ihm über die Kinder und ihren Unterricht. Gar bald merkte v. Klingen, daß sich Trubel in sehr beschränktem Bildungskreise bewege, daß er ziemlich arm an Gedanken sei und der Sprache in unzureichendem Grade nur mächtig. Da rieth er dem jungen Lehrer zur guten Lektüre, und sorgte dafür, daß in benachbarter Stadt er sich ohne Kosten Bücher verschaffen konnte. Er wies ihn zunächst auf gute Dichter, auf Schiller und Göthe.

Er las und las, lieber bei Schiller als Göthe; doch blieb ihm Vieles dunkel und unverständlich. Etwas Mytho-

logie, meinte v. Klingen, möchte zu Schiller's Stücken erforderlich sein, drum schenkt' er jene von „Moritz“ dem Lehrer.

Trubel las mit Staunen von Göttern und Göttinnen, von Heroen und Priestern, Orakeln und Wundern. Er hegte noch die kindische Ansicht, was gedruckt steht schwarz auf weiß, sei wirklich und wahr. Und in dem Buche von Moritz steht ja nirgends, es handle sich da von Abgötterei und Sagen und Fabeln. Daß nur ein Gott sei, das wußte er wohl und glaubte er fest. So nahm er dann an, es seien jene Götter ehemals gewesen und wieder vergangen. — Aber es liefen von nun an seltsame Wesen phantastisch an seiner Seele vorüber. Dann und wann erzählte er auch den Bauern von einem Gotte, der Jupiter hieß, und von dessen Geschichten oder vom Mars und Apollo. — Die Bauern hörten verwundert zu; steckten die Köpfe zusammeu und meinten, der Lehrer rede kuriose Sachen.

Die fremden Wörter machten ihm viel zu schaffen; es kam ihm schon schwer an, dieselben zu lesen, noch mehr, sie im Kopf zu behalten und frei zu sprechen. Und doch liebte er es besonders, in solchen fremden Brocken zu reden. Zur Uebung schaffte er sich ein Wörterbuch an und studirte nun emsig. Täglich nahm sein Vorrath an fremden vornehmen Wörtern zu, und er wandte sie fleißig an, in Schul' und geselligem Leben. Kinder und Bauern hörten ihm oft mit offenem Munde zu; klügere Leute zuckten die Achseln und sagten: Mit dem Lehrer ist's nimmer richtig; er spricht ganz närrisches Zeug. Andere hingegen sprachen: Der Lehrer wird halt ein Hochgelehrter; wir können ihn nicht mehr verstehen. — Herr v. Klingen jedoch, als er nach längerer Abwesenheit wieder mit Trubel zusammentraf, konnte sich kaum des Lachens erwehren, wie er die Rede desselben vernahm. „Sie studiren wol fleißig, sprach lächelnd der Herr. — Gewiß, erwiederte Trubel, ich bin jetzt ein Indĭvĭdŭŭm, und habe meine Pro-

bleme. Wie geht es denn in der Schule? — Das Prinzip wäre gut, und die Kinder sind perfekt, aber die Negationen werden zu häufig frequentirt. — Treiben Sie auch fleißig Gesangübung? — Ja; nach allen Dimensionen; rhythmikisch, melodisch, dymanisch, religiöse und prosaische Lieder. — Welche Methode befolgen Sie beim Rechenunterricht? — Die arithmetischen Punktionen werden absolut fixirt, und auf dieses Fundament alle Operationen reduzirt; nach dieser Konstruktion muß man zu einem positiven Fazit gelangen. — Wie geht es denn überhaupt in Bergheim? — Die Leute zu Bergheim befinden sich immer noch auf niederm Stativ des Kultus; sie leben profan, ohne Semitentalität und ihre okemunischen Progressionen retrogradiren; die Protelaristen sind exzentrisch in großer Moralität. — Sie scheinen, Herr Trubel, sich mit Philosophie zu beschäftigen? — Das nicht, Herr v. Klingen; ich studire zumeist im Onomastikon, das ich beim Antiquar editionirte. Meine Intelligenz ist sehr absorbirt; aber ich denke an Schiller:

„Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sterne geht."

Diese Unterredung erregte bei Herrn v. Klingen einiges Bedenken und Bedauern. Er machte sich Vorwürfe darüber, daß er den beschränkten Trubel auf Schiller und Göthe, auf Mythologie und Fremdwörterbuch gewiesen. Als er zur Hauptstadt kehrte, hielt er unterwegs bei dem Superintendenten an, und berichtete von den babylonischen Vorgängen im Denken und Sprechen des Schullehrers Trubel zu Bergheim.

Dieser aber wähnte, daß Herr v. Klingen wol höchlich verwundert sei über seine Kulturprogresse. Die Frage über Philosophie klang ihm stets in den Ohren. Sobald er heim

kam, nahm er sein Wörterbuch und las die Artikel: „Philosophie, Philosoph, philosophiren" mit tiefer Erwägung. Es schien ihm dann, als wär' er bereits so Etwas und er faßte den ernsten Entschluß, sich auf die Philosophie zu verlegen. Als er wiederum Bücher aus der Stadtbibliothek sich holte, bat er dringlich um das Buch von der Philosophie. Der Bibliothekar kannte bereits den Mann und gab ihm lächelnd „Kant's Prolegomena zu einer künftigen Metaphysik" und dessen „Kritik der reinen Vernunft."

Jetzt begann bis tief hinein in die Nächte der arme Trubel zu lesen; die furchtbaren Worte konnte er kaum bemeistern; er las sie in solcher Betonung, daß kein Philosoph sie wiedererkannte; z. B. Kritik, System, modern, Materie, empirisch, transcendental, A-est-hetik, und auch priori, posteriori u. dgl. Wenn er die Worte ohne das Buch aus dem Kopf wiederholte, kamen erstaunliche Formen zum Vorschein: Kagetorien, Subſtitenz, Kasaulität, Nogation, Kuhalität, Moladität u. s. f. Oft im Gehen und Stehen übte er solche Worte, lauter und lauter, daß die Leute verwundert ihn ansahen. Aber er ging und stand mit versenktem Blicke, Niemand beachtend, oft in Gräben und Pfützen tappend oder den Kopf an Pfähle und Bäume stoßend. Einmal störte ein muntrer Bauer ihn auf aus seinem verworrenen Staunen: He, Herr Lehrer! was sinnen und reden Sie da für wunderlich Zeug und sehen stets so bedenklich drein? — Da schaut' er auf und spricht: Ich bin mit der Analyse präkoputirt. — Mit der Anna-Liese! Nein Herr Lehrer, die ist ja mit dem Matthys schon kopulirt. — Ach geht; ich red' von der transcendentalen Analytik. — Vom Anneli Dick; die kenn' ich nicht. — Die synthetischen Funktionen sind apodektisch. — Vom Apothek-Tisch redet er jetzt, murmelt der Bauer und ruft: Herr Lehrer, Gott b'hüet Euch; dergleichen Dinge sind

mir viel zu gelehrt. Dann ging der Landmann vorüber, und schüttelt' besorglich den Kopf, und zum begegnenden Nachbar sagte er: Hör' mal, Konrad! mit unserm Lehrer ist's nimmer richtig; es rappelt gewaltig; ich mein' er sei bereits überschnappt. Ja wohl, erwiederte Konrad, der Mann ist überstudirt; letzthin sprach er droben im Holze sitzend wohl zehnmal: Ob eggt, Sub eggt. Wen meint' er wol auch mit dem Ob und dem Sub? 'S heißt Keiner so in unsrer Gemeind'. — Ja, fuhr der Andre fort: Gerade vorhin sprach er wunderliche Sachen, halb deutsch und lateinisch; von der Anna-Liese, von einem Anneli Dick, und vom Apothekertisch, und von allerlei Schnöken. — 'S sollt' eben ein Jeder bei seiner Sach' bleiben, fügte Konrad hinzu; wenn der Schulmeister mehr lateinisch redet, als der Pfarrer, dann geht es über Maß und Verstand.

Und wie trieb es Trubel doch in der Schule? Er blieb da ziemlich fest im gewöhnlichen Gange. Die fleißigern Kinder lernten ordentlich, was man in solchen Schulen verlangt: Buchstabieren, Lesen im Schulton, Vorlagen schreiben, Exempel rechnen mit vielen Ziffern. Mehr und mehr jedoch kam der Lehrer ins Deduzieren hinein: es trieb ihn auch in der Schule in fremden Worten zu reden. Anfangs staunten die Kinder den Lehrer verwundert an; doch allmälig ließen sie achtlos die fremden Laute verhallen; nur die schlimmeren Buben machten sich aus den fremden Brocken allerlei spaßhafte Namen zurecht, und man hörte auf Wegen und Stegen zu Bergheim häufig die seltsamsten Worte.

Der Superintendent hatte sich sorglich notirt, was Herr v. Klingen damals berichtet. Also kam nach Bergheim um Ostern ein besonderer Inspektor, ein erfahrener, tüchtiger Schulmann. Trubel glaubte das Beste zu thun, wenn er jetzt all seine Weisheit offenbar mache. Drum sprach er auch während der Prüfung und vor derselben und nachher das allerentsetzlichste Gallimatthias, zog die Stirne in Runzeln,

senkte den starrenden Blick zu Boden und schnitt bedenklich Gesichter. Am Schluß der Prüfung sprach er folgende Worte:

Hochnothpreißlicher Herr Magistor Inspektor! Das Examinatoria zeigt die Aktiva der Kulturmetaphormose und man kann das Resultat subsummiren, welches sich manifestirt im Substrat des Spiritualen. Die Quantität der Absenzen ist in der Vielheit; die Qualität der Begriffe ist oft in der Negation, und die Relation des Intekleктus zeigt Dasein und Nichtdasein. Der Formalismus wird konkret in der Kalligraphie, doch das Realsystem ist im Chaos gebunden, bis der Instinkt die Natur entwickelt und das Universale sich in der Indibität krustifizirt.

Da winkte ihm der Inspektor zu schweigen; sprach noch einige freundliche Worte zu Eltern und Kindern, und fuhr hinweg; fest überzeugt, daß Lehrer Trubel bereits der Verrücktheit genaht sei.

Nicht lange ging's, so kam der Befehl, es sei ein andrer Lehrer nach Bergheim bestimmt, und Trubel sei unter die Aufsicht des Pastor Hartik in Riffelhausen gestellt, der den Verirrten belehren und unter Leitung dort an der Schule beschäftigen sollte.

Hartik war ein strenger und ernster Mann, ein eifriger Gegner alles gelehrten Schulmeisterthums; Fibel und Bibel war ihm Umfang und Inhalt der Schulmeisterweisheit. Der arme, beschränkte Trubel ward von dem kräftigen Mann bald vernichtet, ein willenloses Wesen, schweigend die Befehle vollziehend, und mit Zittern gelobend, was man als Pflicht und Recht ihn lehrte und von ihm verlangte. Nur im Traume noch etwa spielt' er in jenen Worten, die ihm einstens ein Schatz von Weisheit waren, der ihn so reich beglückte. — Bibelsprüche und Liederstrophen mußt' er jetzt massenhaft lernen; die fremden Worte damit zu verdrängen und auch den geistigen Hochmuth.

Es ging, so meinte Herr Hartik, ordentlich vorwärts, und bald erhielt auch Trubel Erlaubniß, eine benachbarte kleine Schule als Verweser zu übernehmen.

Einmal nahm Herr Hartik den guten Trubel mit in eine Versammlung würdiger Männer. Christliche Lehrerbildung wurde berathen, und in großer Schrift auf einem Schilde stand der köstliche Wahlspruch:

Ora et labora!

Die fremden Worte reizten alsbald den Lehrer Trubel; er las und sprach sie mehrmals, und fragte Herrn Hartik, was sie besagten. „Bet' und arbeit'!" bemerkte ihm dieser mit hartem, befehlendem Nachdruck, der wie ein Stich den armen Trubel ins Herz traf.

Nun begann die Verhandlung. Mächtige Reden wurden gehalten, alle über den Text: **Ora et labora!** Mit scharfen Zügen wurden die schweren Schulmeistersünden gezeichnet: ihr thörichtes Streben nach allerlei Wissen und Können; ihr Dichten und Trachten nach irdischem Lohne; ihr eitles Wesen in Kleidung und Wohnung; ihr herrenartiges Treiben; ihr eigenmächtig Verfahren im Schulgeschäfte; und dann besonders: ihr übler Wille zu kirchlichem Dienste und zu gewöhnlicher ländlicher Arbeit. —.

Und ein Redner erhob sich und sprach die gewaltigen Worte: Kehret zurück zur alten Sitte und Einfalt der Väter, ihr Schulmeister all! Weg mit der eiteln Kleidung: dem modischen Stocke, der zierlichen Weste, den langen Hosen, dem runden Hute! weg mit den glänzend gewichsten Stiefeln! Wiederum ziehet an den leinenen Kittel, die tüchene Weste, die kurzen faltigen Hosen, die Schuhe mit Schnallen! und das Haupt beschatte der dreifach gegipfelte Deckel! Aus der Hand den polirten Spazierstock! Den Spaten ergreift, und unzertrennlich sei mit der Hand er verwachsen! **Ora et labora!** sei euch die Losung immer und immer!

Also donnert der Redner, und ein Schauer durchrieselt den armen Trubel, daß er zitterte und erbleichte, und er ging hinaus und weinte bitterlich. — Was schon längere Zeit in seinem Verstand' und Gemüthe sich vorbereitete, kam nun plötzlich zum Durchbruch: Das spärliche Oel seiner Geistesleuchte war fast schon verzehrt in jenem mystischen Wörterchaos, jener Gedankenverwirrung; dann der plötzliche Schlag durch die Versetzung, der sein Gemüth erschütterte, endlich die starre, nur durch verachtenden Spott belebte Behandlung von Seite Hartik's: Alles dieses zusammen rüttelte Kopf und Herz auseinander, und der strafende Ton in jener Versammlung, der donnernde Ruf zur Bekehrung weckte unendlichen Jammer in Trubel's Brust, und der Rest von seiner Verstandeskraft ging unter im Jammermeere. Völliger Irrsinn faßte den armen Menschen. Er schlich sich hinweg; die Schritte führten ihn heimwärts. Unaufhörlich sprach er die Worte: Ora et labora! Ora et labora! Aber die fromme Lehre klang ihm nimmer ermunternd und tröstend, sie war ihm Schrecken und Vorwurf. Er kam auf den Waldpfad; dort steht eine Ruhebank, gerade neben der Schlucht, durch die ein Bergbach rasch sich windet. Auf die Bank setzte sich Trubel, und die strafende Rede rauschte stärker in seinem Gehirne, als das schäumende Wasser im Rinnsal des Baches. Da ergriff er den schwarzen, polirten Stock, hielt ihn über das Knie, brach denselben entzwei und warf die Stücke hinab in den Abgrund. Alsdann heftete er den wilden Blick auf die glänzend gewichsten Stiefel, ihm nun ein schweres Aergerniß. Er faßte den einen mit beiden Händen und zog verzweifelt; aber es ging nicht. Zwischen zwei gegabelte Schosse des Haselstrauches steckt er die Ferse und zieht den Fuß aus dem Stiefel; nun den andern; doch dieser läßt erst nach übermächtigem Reißen und Zerren, daß rücklings er auf den Boden hinausschlug. Er raffte sich auf und schleuderte die

Stiefel hinab. Schon begann er den Rock vom Leibe zu zerren, da faßte ihn Jemand kräftig am Nacken, und wie er sich kehrte, lachte der alte Förster ihm ins Gesicht.

„Ei, Herr Trubel, Sie haben ein Gläschen zu viel!“ —

„Ora et labora! Ora et labora!“ —

„Deutsch, deutsch, mein Freund; ich verstehe ja nicht Französisch.“ —

„Weg mit dem runden Hute!“

„Sind Sie verrückt? den Hut nun auch noch hinab zu werfen!“ —

Jetzt begann der Arme zu jammern und heftig zu weinen. Aha, sagte der Förster, er hat das „trunkene Elend.“ Und kräftig ergriff er Trubel beim Arme und führt' ihn zum nahen Försterhaus. Dort brachten sie sorglich den bleichen, verstörten Menschen zu Bette, und ein Knabe wurde bedeutet, Stiefel und Hut, am Erlengezweige hangen geblieben, aus dem Abgrund wieder zu holen.

Trubel's Kräfte waren erschöpft; einige Stunden schlief er regungslos. Wiedererwacht schaute er scheu umher, ohne ein Wort zu sprechen. Der Förster dachte, es zwinge die Scham ihn zum Schweigen, und da bereits die Nacht hereinbrach, führte er Trubel noch über den Wald hinaus, gegen das Dorf, und wünschte lächelnd „ruhsame Nacht.“

Trubel kam in das Schulhaus. Die alte Base sah erschrocken sein bleiches, verstörtes Antlitz. Als auf keine der vielen Fragen er ein Wort erwiederte, fing sie an zu schluchzen und laut zu weinen. Da brach er sein düsteres Schweigen und rief: Ora et labora! Ora et labora! Hinweg den modischen Rock! Hinweg die zierliche Weste! Und wieder begann er an seiner Kleidung zu zerren. Ach mein Gott, Karli, was ist doch mit dir, jammerte laut die Alte. — Nur mit großer Mühe brachte sie endlich den Armen zu Bette.

Der kommende Tag war ein Samstag; Vormittags hatte

er Schule zu halten. Schweigend nahm er das Frühstück, ging dann zeitig hinauf in die Schulstub', wandelte auf und nieder, vor sich murmelnd: Ora et labora! d. h. Bet' und arbeit'! d. h. Bet' und arbeit'! Bet' und arbeit'!

Die Kinder kamen allmälig. Allen fiel es sonderbar auf, daß der Lehrer ein altes zerrissenes Wams trug und an den Füßen grobe schmutzige Schuhe; auch hörten sie mit Verwundern das stete Gemurmel der fremden Worte und wieder und wieder: Bet' und arbeit'! Und er begann nun laut zu beten alle bekannten Gebete, und wenn er vollendet hätte, begann er aufs neue, und betete so wohl eine Stunde. Die hohle, gespenstische Stimme, der starrende Blick, das sträubende Haar, das bleiche Gesicht mit verzerrten Zügen erfüllte die Kinder mit Grausen. Dann sprang er auf und rief: Zur Arbeit! Und er trieb die Kinder hinaus auf den Acker des Nachbarn, und zwang sie, emsig das Unkraut zu jäten, was er selber auch that.

Doch gingen einige heim und erzählten hastig das schreckliche Wesen und Treiben des Lehrers. Es lief das ganze Dörflein zusammen; Ammann und Pfleger nahmen den Lehrer bei Seite. Sie sahen sein Grinsen und Lächeln, sie hörten sein Murmeln, und sprachen zusammen mit rechtem Bedauern: Der Lehrer hat Fieber, und ist im Verstande verwirrt. — Da führten sie ihn nach Hause und sagten der Base, sie soll dann morgen zum Doktor gehen, wenn's heute nicht bessre. —

Die Kräfte waren erschöpft: ruhiger saß er mehrere Stunden, leise betend und lauter oft seufzend. —

Am Sonntag-Morgen trat die Base vor sein Bett und sprach mit zitternder Stimme: „Karli, du hast die Nacht auch gar nicht ruhig geschlafen; immer im Traume geredet. Du könntest gewiß recht krank noch werden. Drum bleib doch ruhig im Bett'! ich will zum Herrn Doktor, und auch dem Herrn Pfarrer will ich's berichten.“ —

Als dann Trubel allein war, brach der Sturm der Verwirrung heftig wiederum aus. Er wähnte in jener Versammlung zu sein; er hörte den Vorwurf wegen der kirchlichen Dienste, und die Mahnung zum Spaten klang ihm wieder in seinen Ohren, auch zur Kleidung nach alter Weise. — Hitzig und hastig rannt' er hinauf auf den Boden zum alten Kasten der Base; reißt ihn auf, und findet die alten Kleider des längst verstorbenen Vetters, welche die Base verwahrte und schonend ehrte, zum treuen Gedächtniß. Rasch nun zieht er sich an: die weiten faltigen Hosen, die blau gezwickelten Strümpfe, die Schuhe mit blanken Schnallen; dann die röthliche Weste mit vielen glänzenden Knöpfen, den leinenen Kittel, auch den dreifach gegipfelten Nebelspalter drückt er aufs Haupt. — In der Küche sucht er den Spaten, bindet mit einer Schnur ihn fest in die Rechte, in Erinnerung der Worte: „Es sei in die Hand euch der Spaten gewachsen." — Also gerüstet rannte er aus dem Hause. Drüben im Flecken, wohin das Dörflein zur Kirche gehörte, läuteten noch die Glocken zum Gottesdienst ein; Pastor Hartik predigte da. Querfeldein eilte Trubel, damit er noch zur offenen Thüre gelange. Sie sangen bereits die letzte Zeile des Liedes, und der Küster kam den Gang herauf, die Pforte zu schließen. Da stürmte Trubel herein; der Spaten klirrte laut auf den Steinen und es klappten die Schuhe. Es wandten sich Alle erstaunt und erschrocken; er aber trappte den Gang hinauf, gegen den Chorstuhl, riß dem Sänger das Buch aus der Hand, und furchtbar schreiend begann er ein Lied zu singen. Alte Männer und Frauen riefen entsetzt: der alt' Schulmeister ist wieder erschienen! — Doch, die Lehrer, im Chor beisammen, erkannten bald den Kollegen und fragten verwundert: Herr Trubel, was treiben Sie doch? — Es traten die Kirchen- und Ortsvorsteher hinzu, und der Vorgang fand die Erklärung, daß der Lehrer Trubel krank und vom Fieber verwirrt sei.

Ammann und Pfleger des Dörfleins führten ihn heim, und Pastor Hartik ließ nachher auch eilig den Arzt entbieten. Aber der Arzt erkannte bald, daß den Armen dunkler Irrsinn mächtig ergriffen habe und seine Heilung sehr zu bezweifeln sei.

So kam denn der arme Trubel in die Irrenanstalt. „Ora et labora! war der Inhalt seiner fixen Idee. Er sprach diese Worte tausend und tausendmal; sang sie auch häufig im kirchlichen Tone. Stundenlang betete er, ging zu arbeiten wieder, immer den Spaten behaltend, wie in die Hand ihm gewachsen. Kaum zum Essen gönnt er sich Rast, und im Schlafe rief er und sang er: Ora et labora! — Nur die Kleider des alten Vetters litt er am Leibe, jede andern warf er mit heftigen Worten beiseite.

In solchem Wirrsal verlebte er etliche Jahre, bis der Tod den gebundenen Geist befreite.

Während noch Trubel in der Anstalt lebte, kehrte unerkannt Herr von Klingen einmal ein und fragte nach jenem. Er sprach von Irren, ihrer Krankheit und Heilung mit dem Direktor, und dieser kam auf Trubel zurück, erzählte von dessen Treiben und Streben, und fügte bedeutsam bei — „So wurde schon Mancher zum Narren gemacht: einerseits, daß in Verstandesrichtung man über Vermögen ihn schrauben wollte und ihm geistige Nahrung reichte, die sein weiches Gehirn verwirrte; anderseits, daß aufs Gemüth mit tödtlicher Härte plötzlich man drückte, bis das Herz ihm brach. Es ist Vielen schon aufgefallen, daß der trostreiche, fromme Spruch: Ora et labora! den Stoff zum Irrsinn jemals gegeben; aber wie häufig sind es gerade religiöse Gefühle oder Gedanken, die dahin führen! Jede Irrenanstalt gibt hiefür Belege; die Missionen der letzten Zeit haben denselben ziemlichen Zuschub gebracht. Also kann auch im Höchsten und Heiligsten durch Uebertreibung, Härte und Einseitigkeit des Menschen Geist und Gemüth sich verwirren."

Als Herr von Klingen das Haus verließ, und den armen Trubel nochmals erblickte, seufzte er leise: **Mea culpa, mea maxima culpa!** *) — Aber Andere waren auch in der Schuld. —.

---

*) Meine Schuld, meine größte Schuld!

XX.

„Wie kommt es doch, fragte unwillig der Schulinspektor nach der Prüfung die anwesenden Schulvorsteher, wie kommt es, daß die Leistungen des Lehrers Rustik von Jahr zu Jahr geringer und ungenügender werden? Früher gehörte seine Schule zu den besten, und jetzt ist sie bereits in die Klasse der am tiefsten stehenden herabgesunken."

Die Vorsteher schwiegen eine Weile, dann platzte ein Bauersmann derb und laut heraus: Ha, das ist wohl zu begreifen, der Lehrer ist eben ein Bauer geworden, und's Bauerngut ist Hauptsach' und die Schul' Nebensach'. Ja, ja, so ist's, fügten die andern Vorsteher einstimmig bei. Der Herr Pfarrer aber sprach: Ich will dem Herrn Inspektor ausführlich Bericht erstatten; mögen die Herrn Vorsteher bezeugen, ob es der Wahrheit gemäß geschehe. — Und der Herr Pfarrer berichtete also.

Es sind jetzt zehn Jahre, seit Herr Rustik als Lehrer an unsrer Schule angestellt ist. Er traf dieselbe in einem sehr vernachlässigten Zustande, denn der alte und schwache Lehrer hatte längst schon seiner Aufgabe nicht mehr Genüge leisten können. Noch jetzt denk' ich mit Freuden daran, wie Herr Rustik durch Geschick und Eifer in kurzer Zeit die Schule aufrichtete, so daß sie in wenigen Jahren eine der besten ward. Zudem zeichnete sich Herr Rustik durch sein ernstes und würdiges Betragen, durch Bescheidenheit und Sparsamkeit aus, und gab Kindern und Erwachsenen ein gutes Beispiel.

Nach einiger Zeit geschah es, daß der Staat ein Stück Land in der Nähe unsers Dorfes verkaufen wollte, das so-

genannte hintere Riedt. Niemand bot auf den sumpfigen Boden, obgleich der Lehrer mehrere Bauern hiezu ermunterte. Endlich kaufte er selbst dieß Riedt, und zwar um einen Spottpreis. Bei näherer Untersuchung fand er an etlichen Stellen trefflichen Torf; er ließ ausstechen und erlöste aus den bessern Torfstücken bald das Doppelte der Ankaufssumme. Dann zog er offene und gedeckte Abzugsgräben, verbrannte die geringern Torfstücke auf den trockengelegten Strichen und gewann so in kurzer Zeit bei dreißig Juchart Boden, der jetzt zu dem fruchtbarsten der Gegend gehört.

So weit war Alles gut und schön, und ich freute mich über die Tüchtigkeit des Lehrers zu landwirthschaftlichen Unternehmungen und Verbesserungen. — Aber schon in der Zeit dieser Unternehmung bemerkte ich, daß der Lehrer weit mehr an dieselbe, als an die Schule dachte. Er hielt seine Stunden zwar regelmäßig und fleißig; aber in den andern Stunden that er nichts mehr für Schule und Schüler, weder durch Vorarbeiten und Korrekturen, noch durch eigene Fortbildung. Dieß war die erste Stufe des Niedersteigens.

Als dann einigemal Güterverkäufe Statt fanden, kaufte der Lehrer zum Verdruß und Aerger der Leute mehr und mehr Grundstücke; er baute sich Scheune und Stallung, schaffte Vieh an, hielt Dienstboten und Taglöhner: kurz, er fing an, Landwirthschaft in ausgedehntem Maße zu treiben, und man muß zugeben, daß er es mit Verstand und Einsicht, und auch mit Nutzen und Vortheil that. Eine reiche Bauerntochter, die er zur Frau bekam, brachte ihm neue Mittel und Güter.

Er hielt auch jetzt noch regelmäßig seine Schulstunden; aber man sah es ihm sehr wohl an, daß Sinn und Herz nicht mehr bei der Schule war; das er Anderes dachte, überlegte und berechnete.

Wenn die Sonne warm durch die Fenster in die Schul-

stube schien, und nun das trockene Wetter so günstig war zu diesen und jenen Feldarbeiten; oh da schaute er nicht auf die Schüler, sondern seine Blicke richteten sich sehnsüchtig ins Feld hinaus! Wenn im Winter der Boden fest gefroren, die Schlittbahn so glatt und vortheilhaft war zu allerlei sonst schwierigen Transporten: wie ward ihm die Schule so enge, das Schulhalten so langweilig und verdrießlich! — Wenn im Stall ein wichtiger Fall vorkam, wenn eben ein Bienenschwarm auszog: da ward ihm die Schule zum qualvollen Kerker! Oft auch, eh' er die Schule begann, hatte schon stundenlang er auf dem Felde tüchtig geschafft, am frühen Morgen oder am heißen Mittag. Dann kam er müde am Körper, und in der dämpfigen Stube unter den Schülern fiel ihm der Schlaf auf alle Glieder und schloß ihm gewaltsam die Augen. So war er eine zweite Stufe abwärts gekommen: Die Schulstunden selbst erhielten nicht mehr ein thätiges, freudiges Wirken von Seite des Lehrers.

Herr Rustik ward Mitglied des landwirtschaftlichen großen Vereins, der von Seite der Regierung gefördert wird. Ein gediegener Vortrag, den er da öffentlich hielt, verschaffte ihm Achtung und Beifall: er galt bald für einen der tüchtigsten rationellen Landwirthe; vornehme Herrn besuchten ihn, lobten und ermunterten ihn. Früher schon war er Musterlehrer geworden; durfte also Inzipienten annehmen, um sie zu Lehrern zu bilden. Er hatte deren nun zwei, und allmälig ward die Schule fast ganz den beiden jungen Leuten überlassen. Dann und wann kam noch der Meister, doch nur, um am Pulte zu rechnen, zu schreiben, Pläne zu machen. Also ging's schnell die dritte Stufe herab: Der Lehrer versäumte viele Stunden die Schule.

Die Schulvorsteher murrten und klagten, aber man wagte keinen ernstlichen Schritt.

Herr Rustik ist ein angesehener Mann, mit vielen Herrn in

gutem Vernehmen, er wurde schon oft in der Zeitung genannt und gelobt; er ist gewandt im Reden und Schreiben; man braucht seine Hülfe da und dort, und Viele sind ihm verpflichtet.

Er kommt in der Stadt in Herrengesellschaft; aber im Reden und Handeln ist er nicht nobler geworden. Hochmüthig ist er; das lernt er bei hochmüthigen Herrn; grob und roh ist er anderseits, das lernt und übt er in vielfachem Umgang mit allerlei Dienstvolk, mit Juden und allerlei Händlern und Käufern.

So stieg er wieder um eine Stufe herunter: Sein sittliches Leben und Streben wirkt schlimm auf Andre, ist eines Lehrers unwürdig.

Da stehen wir jetzt mit unserm Lehrer, und bitten Sie dringlich, Herr Inspektor, uns Hülfe zu schaffen und unsre Schule vor tiefem Verfall zu bewahren. Groß ist schon jetzt das Uebel.

Hiemit schloß der Pfarrer den berichtenden Vortrag und alle Vorsteher gaben der Wahrheit Zeugniß.

Darauf sprach erstaunt und bewegt der Inspektor: Vor einigen Monaten führten mich Geschäfte in unsre Hauptstadt. Hochgestellte Beamte fragten mich über Dieses und Jenes: Schulen, Handel, Gewerb' und Landwirthschaft. Da hört ich mit vielem Beifall von Rustik, dem hiesigen Lehrer sprechen. Das sei ein Dorfschullehrer, wie's alle sein sollten; ein praktischer, schlichter Mann, der statt Halbwisserei und wissenschaftlicher Flickarbeit tüchtig Landwirthschaft treibe, allen Bauern zum Muster. Er komme daher, einfach gekleidet, wie's dem Landmann gezieme; seine Sprache sei offen und ohne Schulmeisterbrocken; er wirke zudem fürs Leben in weitern Kreise, und sei durch Sparsamkeit und durch eigner Hände Arbeit zu Wohlstand gekommen. Das sei das Wahre für Dorfschulmeister; so sollten sie alle werden.

Herr Inspektor, bemerkte hierauf Herr Roth, der Färber — der Schein täuscht gar oft. Freilich geht Herr Rustik

im leinenen, grün gefärbten Kittel; aber darunter trägt er gewaltigen Hochmuth. Er täuscht damit die vornehmen Herrn, die gar viel von ländlicher Einfachheit sprechen. Und wenn Herr Rustik mit diesen Vornehmen redet, da hört man nur von Frömmigkeit, freundlicher Güte, Sparsamkeit, Arbeit und ländlicher Sitte und Einfalt. Ja, ja! Wenn die Herrn nur wüßten, wie er in Allem seinen Vortheil zu finden sucht, ohne gar ängstlich zu wägen. Wie er mit Knechten und Mägden und Taglöhnern umgeht, gar nicht so freundlich und fromm; wie er gewandt ist, Andere mit Lasten zu bürden, und dann den Lohn für sich zu gewinnen. Aber er kennt die Wünsche der Herrn; er weiß, was sie gerne hören; drum spricht er nur immer von seinen Tugenden, die er fördre und übe, von Arbeiten, die er treibe, von Lasten, die er trage, von Entbehrungen, die er sich freiwillig auflege. Und nebenbei macht er bemerklich, es sei das Landvolk zur Arbeit bestimmt und brauche von Kenntnissen eben nicht viel. So macht es Herr Rustik und das verschafft ihm Vortheil und Ehre, Einfluß und weithin reichenden Namen." —

Noch lange berieth sich der Inspektor mit Diesen; aber sie kamen zu keinem Beschlusse: sie kannten des Lehrers Stellung und seinen Ruf bei mächtigen Herrn. Einige Andeutung zwar wagte ihm der Inspektor zu geben; doch nur gelinde und schonend und darüber lächelte spöttisch Herr Rustik.

Noch manches Jahr behielt er den Dienst und ließ seine Inzipienten schalten und walten in Schule und Kirche; er war gehaßt und gefürchtet. Immer tiefer und tiefer sank die Schule herab; nicht im Wissen und Können bloß, mehr noch an Sitte und Zucht. Ein unwissend, rohes, wildes Geschlecht wuchs heran, und spätere Jahre zeigten den Schaden, der da entsteht, wo keine segnende Saat die Schule gestreut hat.

XXI.

Im Dorfe Hinterwylen hatte seit vielen, vielen Jahren die Familie Stolz das Regiment geführt; theils durch eigene Schuld, theils durch Unglücksfälle kam sie aber allmälig so herab, daß ihre Herrlichkeit ein Ende nehmen mußte. Da verkauften Brüder und Neffen, was sie noch hatten, und zogen fort nach Amerika.

Gerade diese Dorfmagnatenfamilie hatte planmäßig jeder bessern Schuleinrichtung in Hinterwylen entgegengearbeitet, während sie selbst ihre Söhne und Töchter in Instituten oder durch Privatlehrer unterrichten ließ. Nur die Stolz sollten zu Aemtern befähigt sein, auf daß ihnen die Dorfherrschaft stets in Händen bliebe.

Wie sie nun fortgezogen waren, hielt es schwer, Männer zu finden, die des Lesens, Schreibens und Rechnens nur auch so weit kundig waren, um die Stellen in der Ortsvorsteherschaft übernehmen zu können. Um dieselbe Zeit starb auch der alte, schwache Schulmeister, und Johannes Amber kam als Lehrer nach Hinterwylen. Amber war ein thätiger und fähiger junger Mann, den der traurige Zustand der Schule nur zu desto eifriger Wirksamkeit anspornte. Er fand häufig Widerstand, aber er überwand denselben; da sich die Leute bald von seinem ernsten Willen und seiner Tüchtigkeit überzeugten. Es dauerte nicht lange, so hatte er sich Respekt verschafft, und die Hinterwyler rühmten von ihm, daß er ein Gelehrter sei, wie es deren wenige gebe. Ammann und Pfleger liefen täglich zum Schullehrer, und benutzten seinen Rath und Beistand in Schriften und Rechnungen. Die beiden

waren es auch, die wiederholt zum Inspektor und zum Rathsherrn kamen, und es durchsetzten, daß der Lehrer die Gemeindsschreiberstelle annehmen durfte. Mit diesem Amte gingen fast alle öffentlichen Geschäfte auf den Lehrer über. Er gab sich Mühe und arbeitete sich bald in den richtigen Gang hinein. Dabei hielt er sich zunächst gewissenhaft an seine Lehrerpflichten, und nur in den äußersten Nothfällen ließ er den Unterricht durch anderseitige amtliche Geschäfte stören. Diese wurden gewöhnlich am frühen Morgen oder späten Abend besorgt, wobei es freilich nicht zu vermeiden war, daß er namentlich in den Abendstunden sehr oft das Schulhaus verlassen, bald da bald dorthin sich begeben und nicht selten in Wirthshäusern bei öffentlichen Verhandlungen anwesend sein mußte.

Der Ruhm der Geschicklichkeit und Gelehrtheit des Lehrers Amder verbreitete sich bald über die Dorfflur Hinterwylen hinaus und weit umher in den benachbarten Dörfern; ja bis in die Amtsstadt sogar war er bereits gedrungen, wo die Schriften und Rechnungen von Hinterwylen Aufsehen erregt hatten.

Amder's Ansehen und Einfluß stieg von Tag zu Tag, und bald war er das Faktotum im Dorfe. Nicht nur von da, sondern auch aus andern Gemeinden wurde er häufig in Privatsachen und öffentlichen Geschäften berathen, um so mehr, da er freundlich und zuvorkommend war und keineswegs eigennützig handelte. Er mußte Pflegschaften übernehmen für Wittwen und Waisen; er mußte Berichte, Klagschriften und Petitionen aufsetzen, Testamente und Eheverträge schreiben, Mieth- und Kauffkontrakte feststellen u. s. w. Nicht selten wurde er veranlaßt, mit Leuten vor die obern Behörden zu gehen, um ihre Sache vorzutragen, oder in ihrem Namen Rücksprache zu nehmen. Immer noch behielt er seine Lehrerpflicht im Auge: er arbeitete an seinen Schrif-

ten ganze Nächte hindurch, und jene Gänge verlegte er wo möglich auf einen Ferientag.

Aber mehr und mehr übte das anderseitige Geschäftstreiben seinen Einfluß auf die Schule. Ob er auch pünktlich die Stunden inne hielt: er war oft mit seinen Gedanken anderswo, und begnügte sich damit, wenn die Schule so in einmal geregeltem Gange fortlief, mechanisch, ohne bildende Einwirkung durch den Lehrer. Immer häufiger geschah es, daß an der Thüre gepocht und der Lehrer auch unter der Schulzeit herausgerufen wurde. Nicht selten kam es vor, daß er schlechterdings genöthigt war, auch während der Schulstunde ein Schriftstück, eine Rechnung zu fertigen; ja es war unausweichlich, dann und wann einen halben Tag außerordentliche Ferien zu machen.

So nahmen die andern Geschäfte nun Zeit und Kräfte weit überwiegend in Anspruch; immer stärker, je mehr auch die Neigung zu jenen hinzog. Amder fühlte sich nimmer befriedigt im Kreise der Kinder; die Schule ward ihm zu enge; das Lehren und Reden mit Kindern erschien ihm kleinlich, verdrießlich. Dieser und jener Schreiber, an Kenntnissen und an praktischer Tüchtigkeit kaum ihm gleich, hatte weit höheres Einkommen, von Advokaten und andern Beamten nur gar nicht zu reden. Das weckte Neid und Aerger in ihm. Wenn man doch, so dacht' er, die Schule so wenig beachtet, den Lehrer so dürftig besoldet, dann braucht er sich auch nicht so ängstlich zu plagen.

In allerlei Händel und Streit, in Prozesse sogar wurd' er hineingezogen oder mischte sich drein. Da gab es zu denken, zu schreiben und zu sorgen. Die Schulschriften wurden bei Seite gelegt: man fand in seiner Wohnstube nur noch Gesetze, Verordnungen, Akten — ja sein Pult im Schulzimmer sogar war mit solchen belegt. Manche Schulstunde saß er darob, die Schüler sich selbst überlassend oder nur in mechanischer Uebung.

Aber das Schlimmste war noch, daß er an sittlicher Würde weiter und weiter verlor. Er fand allmälig großes Gefallen daran, an Wirthshaustischen zu speisen; es mundete ihm der Trunk. So war ihm jeder Anlaß willkommen, wenn dieß und jenes Geschäft ihn ins Wirthshaus zog, und wo es thunlich, zog er selbst das Geschäft dorthin. Im Umgang mit Herren gewöhnt' er sich an manches Bedürfniß, erkannt' er manchen Genuß. Die Ortsvorsteher und andere Männer zog er mit sich in verderblicher Richtung. Er, der Lehrer, nach seinem Berufe bestimmt, Tugend und ehrbare Sitte und häusliches Glück zu fördern, wirkte durch Beispiel und Wort zu Genußsucht und lockerm Treiben.

Daß er die Schule versäumte; daß die Schüler wenig lernten und zuchtlos wurden, merkte man wohl, und Mancher klagte im Stillen. Aber es fürchtete Jeder den Mann mit geläufiger Zunge und scharfer Feder, zudem mit andern Herren freundlich vertraut.

Die Schule zu Hinterwylen sank tiefer und tiefer, und es war keine Hülfe aus diesem Verderben; denn der Inspektor, selber kein Schulmann, und alt und bequemlich, kam des Jahres nur einmal. Amder imponirte auch ihm und täuschte ihn leicht durch Floskeln und scheinbare Leistung.

Endlich kam der politische Sturm. Amder drängte sich unter die Führer, und lebt nun im Elend.

XXII.

So behaglich und so behäblich, wie der Lehrer Quemli in Schattenbach, sieht doch selten ein junger Mann aus. Blick' und Mienen fast unbeweglich, in steter Ruhe; sachte und wohl bemessen der Schritt. Die Wangen glänzen in voller Rundung, und schon zeigt sich ein merkbarer Ansatz leiblicher Fülle.

„Ruhe und Stille" blieb sein sehnlich Verlangen von Jugend auf. Sein Vater aber war Küfer, und das ewige Klopfen trieb das Söhnlein, sobald es kriechen und hüpfen nur konnte, hinweg vom Hause an stillere Plätze. So gewöhnte das Kind sich schon ans einsame Leben, und schlief auch manche Stunde des Tages im schattigen Erlengebüsch, am murmelnden Bache. Die Schule besucht' er später gerne: der Lehrer hielt streng auf „Ruhe und Stille". Ob die Schüler auch stundenlang ohne Beschäftigung saßen, das hatte da Nichts zu bedeuten: sie wurden doch immer an artiges Sitzen gewöhnt. Und mit Philipp Quemli war der Lehrer besonders zufrieden: die Schönschrift schrieb er mit großem, langsamem Fleiße und war den ganzen Nachmittag ruhig damit beschäftigt.

Als der Knabe größer und stärker geworden, wollte der Vater zur Küferei denselben verwenden. Das war gegen alle Natur; nach vielem Treiben und Schelten mußte der Vater gestehn, es sei da jede Mühe verloren; der Philipp tauge nimmer zum Küfer. Da rieth ihm der befreundete Lehrer: Laß den Philipp zum Lehrer bilden! er schreibt ja bereits Kanzlei und Fraktur wie gestochen.

Also ward nun Philipp zum Lehrer bestimmt, und willig fügt er sich drein: es war in der Schule immer so ruhig und stille gewesen. Er kam auch ins Seminar, und stieg von Klasse zu Klasse. Freilich immer der Letzten Einer: es muß ja Einer der Letzte auch sein. Man hatte ihn gar nicht ungern, den stillen, gemächlichen Philipp, der oft mit seinem Humor ergötzte und dann in Schönschrift und Zeichnung sich merkbar hervorthat.

So kam er auch durchs Examen, wurde Verweser in Schattenbach und nach einiger Zeit erwählter und wohlbestallter Ludimagister. Er hatte das Ziel erreicht, das vielersehnte; die Zeit der ewigen Quälerei mit eigenem Lernen war endlich vorüber. Wie oft dacht' er, als er im Seminar noch war: Wenn das Examen gemacht ist, wenn ich dann angestellt bin, so kommt die Zeit der Ruhe und Stille. Lebt wohl ihr Bücher und Hefte! Willkommen ihr süß beschaulichen Stunden, da alles Denken und Sinnen verschwimmt im dämmernden Meer der Bewußtlosigkeit!

Aber die Schule, die lärmenden, zappelnden Kinder? Die Klassenbeschäftigung und das geregelte Lernen, wie es am Seminar die Musterschule gezeigt? Ei behüte! Herr Quemli gedenkt des alten Meisters, bei dem er schreiben gelernt; dort fand er längst die bessere Musterschule. Doch Etwas nahm er mit Freuden an aus der neuen Ordnnng. Das Monitorensystem hat baß ihm gefallen. Da können die größern Schüler das mühsame „Auffagenlassen" bei den kleinen richtig besorgen und der Lehrer ist überhoben der Mühe und Last. Die erste Reform des neuen Lehrers in Schattenbach war denn also, daß er zur Aufsicht und zum Aufsagenlassen der kleinen Schüler größere Schüler bestellte, und er freute sich herzlich, daß er im Seminar solche Methode richtig erfaßt.

Und es gelang ihm weiter, Ruhe und Stille für sich zu gewinnen in folgender Weise.

Das Schulgebet, sie hatten nur eines, sprachen wechselnd die ältern Knaben und Mädchen. Dann mußten alle Schüler eine Stunde zuerst ganz in der Stille lernen in ihren Büchern. Er saß am Pulte, ruhig, und schaute etwa umher, selten durch Mahnung die Stille störend. Dann kam das Lesen, stets in der Reihe von Schüler zu Schüler, und des Lehrers Bemühung war auf den Ruf: Weiter! — beschränkt. Doch bald entledigt' er sich auch dieser Bemühung, verordnend, daß ein Schüler nur bis zu einem Punkte je lese, und dann so weiter und weiter. Da ging das Lesen von selbst seinen Gang.

Die Sprüche ließ er all' in der Schule auswendig lernen; das waren ihm stille gemüthliche Stunden; das Repetiren ging nach bestimmten Numern und in gewöhnter Ordnung, ohne Hülfe des Lehrers. So auch die Lieder waren nach Strophen vertheilt, und jeder Schüler wußte, wo er beginnen und endigen sollte. Also ging das Lesen und das Aufsagen von Liedern und Sprüchen vorüber, der Lehrer hatte kein Wort zu sprechen; denn das Erklären und Fragen war ihm herzlich zuwider, und das Nachhelfen gar schien ihm ein arger Fehler: die Schüler mögen lernen sich selber zu helfen.

Sätze und Aufsätze ließ er je auf Schiefertafeln nur schreiben: sie wischten dann nachher Alles hinweg und so schwanden die Fehler, er brauchte sie nicht zu verbessern. — Rechnen ließ er zumeist nur schriftlich treiben, auch auf den Schiefertafeln. Er hatte gedruckte Blätter mit Rechnungsexempeln. Die ließ er vertheilen, und stille wurde gerechnet die ganze Stunde. Dann nahm er den Auflöseschlüssel zur Hand, ließ sich das Fazit der Reihe nach sagen, und geruhte zu sprechen: 'S ist recht! oder: 'S ist falsch! Nun wischten sie ab was recht und was falsch, und so erspart er sich Aerger und Mühe. Doch von Allem trieb er am liebsten Kalligraphie und Zeich-

nen. Da ließ er gemächlich die Vorlegblätter reichen, und Stunde um Stunde ging in stiller Uebung vorüber, er brauchte sich kaum zu rühren.

Der Lehrer in Schattenbach war ein giftiger Feind der Pläne zu jener Klassenbeschäftigung, da in Pensen und Lektionen ein steter Wechsel, also daß von Klasse zu Klasse laut dozirend der Lehrer schreitet. Sein Lektionsplan war ein Muster einfachster Art: Drei Stunden des Vormittags und jede Stunde alle Klassen das Gleiche; Nachmittags bleibt's bei Kalligraphie und Zeichnen.

Wollte man ihn aus seiner friedlichen Ruhe bringen, so brauchte man nur von Grammatik und Rechnen im Kopf zu sprechen. Das öffnete ihm die humoristische Ader, von köstlichen Witzen floß er dann über. Der preußische Kultminister Eichhorn kann keinen schärferen Pick auf Grammatik treibende Schullehrer haben, als unser Herr Quemli. *) Darum stand er auch mit allen Gegnern und Spöttern der neuen Schule im besten Vernehmen, und Vieles war ihm gestattet, was Andern zur Schuld gerechnet: er stellte die Schule häufig ein; er machte eine Ferienwoche drüber hinaus, spät begann er täglich und endigte frühe. Aber er war in gutem Rufe als ruhiger, stiller Mann, der sich in sich gar Nichts mischte. Er sprach und fragte Nichts in Gemeindesachen, und das gefiel den Dorfmagnaten besonders. Er wollte von allen politischen Dingen nur gar Nichts hören und sprechen, und las auch keine Zeitung, und das verschafft' ihm viel Vertrauen bei höher Gestellten. Absenzenlisten betreffend, die führt' er mit größter Nachsicht, eigentlich führte er sie gar nicht, und das gefiel den Leuten, deren Kinder die Schule versäumten, noch gar am besten. Er ging auch niemals spaziren, und ärgerte so die fleißigen Arbeiter nicht. Stille und Ruhe

*) Vergl. die neuesten preußischen Regulative.

herrschte drinnen im Schulhaus und draußen umher. Sympathetisch wirkte die Kraft der ruhigen Trägheit auf die Kinder hinüber; sie konnten lautlos und ohne Regung stundenlang in der Schule sitzen. Wer vorüberging während der Schulzeit, wähnte das Haus verlassen und öde. Auch auf der Straße sah und hörte man nur selten Kinderspiel und Kindergeschrei; die Kleinen saßen und lagen ruhig umher, und staunten still in die Welt hinaus.

Die monotone gemächliche Redeweise des Lehrers wurde allmälig den Schattenbachern gemein; man kannte sie an der Sprache, und weit umher reichte der Spott über ihr langsam träges Wesen. Niemand dingte Mägd' und Knechte von Schattenbach, noch verlangte man Handwerksleute von dort. „Er schafft, wie Einer von Schattenbach“, hieß es, um den Trägen zu zeichnen.

Lange lebte Quemli dahin, ruhig und still. Sommers schloß er die Läden und saß in dämmernder Kühle; Winters spart er an Holz und ging bei Zeiten zu Bette. Sorgen und Kummer blieben ihm fern. Geistiges Streben schien ihm thöricht und eitel: er wußte und konnte ja längst, was ihm als Lehrer von Nöthen. Schuhe zertrat er wenig; jahrelang hielten die Sohlen, auch an anderen Kleidern war gering der Verbrauch. Er suchte keine Gesellschaft. Wenn er vom Sitzen müde war und der Schlaf ihm ausging, dann pflegt' er mitunter einer Art Waidwerks, nämlich der Jagd auf Fliegen. Mit der Klappe schlich er langsam und sachte an den Wänden der Stube herum, und führte besonnene Schläge, nicht zu häufig, damit ihm einiges Wild stets bleibe.

Wasser nur trank er, und auch dieses nur mäßig. Für den Magen allein hatt' er zu sorgen, und da reichte die kleine Besoldung aus, nebst Gaben an Speck, an Schinken und Würsten, wie sie nach altem löblichem Brauch die Bauern

ihm schickten, und wodurch die Lücken in den Absenzenlisten sich füllten.

Unter der pflegenden Hand einer schleichenden, schläfrigen Base gingen die Lebenstage vorüber; ein hohes Alter jedoch erreicht' er nicht: er wurde allzu mastig, und ein Schlagfluß nahm ihn zeitig hinweg zur ewigen „Ruhe und Stille“.

XXIII.

Schaut das geputzte Männchen, das jetzt vorüberkommt! Ist's ein commis voyageur, der in Modeartikeln macht? Ist's ein Schneidergeselle, der die eigene Kunst zur Schau trägt? Ist's ein Komödiant, der beklatscht sein möchte? Ei bewahre! Das ist der neue Lehrer des Dorfes, Süperle heißt er mit Namen. Buntfarbig schimmern die Schleifen der seidnen Kravatte; der steife Kragen, zweifelhaft blank, berührt die Ohren und Backen; über die blumige Weste schlingt sich die glänzende Kette von Tombak, daran die silberne Uhr und unten klunkert noch Schlüssel und Petschaft. Im neuesten Schnitte schmiegen sich Rock und melirte Hosen; am Fuße spiegeln ebenholzschwarz die Stiefelchen, etwas verriesterte zwar, und auf dem Haupte sitzt ihm schief das kalabrische Hütchen. Die Rechte spielt mit dem Stöcklein, und an der Linken, graziös auf den Rücken gelegt, schimmern köstliche Ringe.

Zierlich grüßt er und gnädig; jedes Wort ist verzogen, jede Geberde verrenkt; er streicht die pomadetriefenden Locken, rückt die Brille: sein forschender Blick scheint zu fragen nach dem Erstaunen und der Bewunderung, die ihm zu zollen sei. Ach der Arme! Wol blicken die ernstern Männer auf ihn, doch nur voll Mißmuth und Ekel; die Töchter kichern und scherzen, die Jünglinge lachen und spotten und die Kinder stehen verdutzt und schweigend. Die Einen heißen ihn „Haspel und Gispel", die Andern gar einen „eiteln Tropf", den Dritten gilt er „ein Narr".

Wo er auch sei und was immer er thue: überall plagt und treibt ihn die leidige Eitelkeit. Sitzt er die Orgel zu spielen: er juckt und zappelt und gaukelt mit Händen und Füßen; wenn er singt: er schneidet Gesichter, räuspert und gurgelt und stöhnt; liest er vor: er deklamirt mit widrigem Pathos; schreibt er den Namen: er thut es lateinisch und hängt daran einen vielverschlungenen Schnörkel; wandelt er in den Gängen der Schule: er spielt und klirrt mit dem glänzenden Uhrgehäng und dreht die strahlenden Ringe am Finger. — Niemals geht er ins Freie ohne ein schön gebundenes Buch unter dem Arme, meist sogar ein französisches, das er gern den Begegnenden zeigt. Stille steht er zu lesen, und seine Stirne umzieht der Ernst des leidenden Denkers.

Und wie ist er im Innern befriedigt und fertig! Er weiß und er kann ja Alles. Noch kleben so Viele an alten Fragen und Zweifeln: er ist in Allem bestimmt und sicher. Veraltete Dinge, darob die Gelehrten noch sinnen und forschen, die hat er als werthlos erkannt und beseitigt; doch will er des alten Pfarrers noch schonen und läßt ihn so predigen und auch den Katechismus erklären.

Wie es denn komme, daß Männer, die zehn und fünfzehn Jahre studierten, doch so viele Dinge nicht wissen.

Auch diese Frage wird unser Männchen ohne Schwierigkeit lösen. Sie lernten Latein und Griechisch, auch wol Hebräisch, und vielerlei „unnützes, altes, verrostetes Zeug". Dann fehlte den Lehrern die „neue Methode", und endlich hatten die Lernenden keinen gar scharfen Verstand. So wird es klar, wie unser Dorfpädagog in kaum zwei Jahren mehr erlernte, als der Pfarrherr in fünfzehn. Zudem hat man jetzt Bücher, die Alles enthalten, wie das zwölfbändige Lexikon, und das hat der Herr Schullehrer auch, prächtig gebunden. Und dann für jede Wissenschaft gibt's ein besonderes Büchlein: so im engesten Raume läßt sich Alles ver-

einen. Aber vor Zeiten füllte man ganze Häuser mit alten Scharthèken, darunter auch viele deutsche, lächerlich voll von Fehlern, wie sie kein Schulkind jetzt machte.

Mit den benachbarten Kollegen kommt Herr Süperle ungern zusammen. Das sind ältere Männer in schlichter Kleidung und auch gar weit zurück an „höherer Bildung“. Hembärmelig schafft der eine im Garten oder Gemüseland; der andre reparirt beinebens den Bauern die Uhren; ein dritter verfertigt allerlei Papparbeit, während Süperle studirt und spazirt. Was wäre mit solchen Leuten doch von Philosophie, von Politik und Poesie zu sprechen? Das ist das Traurigste noch für den „Höhergebildeten“, daß er so ganz alleine steht auf seinem Dorfe: der Pfarrer ist alt; die Ortsvorsteher nur wenig gebildet, so fehlt der rechte gesellige Umgang. Bisweilen jedoch kommt aus der Stadt ein Schreiber, ebenbürtig dem Lehrer an „höherer Bildung“, und dann gibt's schönere Stunden. Wie reißen die beiden köstliche Witze über die Dummheit der Leute, wol auch über Bibel und Predigt. Von burschikosen Sprüchen und Liedern und Thaten haben sie viel gehört und gelernt und „geben's nun los“ zum Staunen und Aerger der Leute.

Eines nur ist immer fatal für unsere Herren: es fehlt so häufig an Geld. Man muß sich erniedrigen, tief erniedrigen, um bei Philistern zu borgen. Der Lehrer hat die Besoldung meistens voraus schon bezogen, und doch sind Schuster und Schneider noch nicht bezahlt und das Tuch zum Rocke kaum halb. Darum gibt es auch Leute, ungebildete zwar, die den geputzten und hochgebildeten Lehrer in roher Manier nur den „hoffärtigen Lumpen“ betiteln.

XXIV.

Der Lehrer Fazl kommt eben durchs Dorf herunter; am breiten rothen Bande über Rücken und Brust hängt die Guitarre; er greift etwa in die Saiten, hüpft im Takte und sendet lachend und scherzend dahin und dorthin freundlichen Gruß. Sein Ziel ist das Wirthshaus zum Löwen; dort hat er tägliche Stunden, das Töchterlein in Guitarre, Klavier und Gesang zu bilden. Beim Löwen ist er so recht zu Hause, weit mehr als im einsamen Schulhaus. Morgens, Mittags und Abends und spät in der Nacht trifft man ihn dort: er geht da zu Tische. Beide, der Wirth und die Wirthinn, haben ihn gerne; denn gar oft bringt er Leben und Freude in die Gesellschaft, und Manchen hielt er zurück, der fast ohne Zehrung und allzu frühe hinweg wollt'. Welch' eine Menge der lustigsten Lieder weiß er possierlich zu singen: „Ein Schlosser hat ein Gsellen ghabt"; — oder: „Es isch ä mol a Bauer gsei"; — oder: „Schönstes Mädchen, du vor allen, dich als Göttinn bet ich an"! — oder: „'S gibt nur e Kaiserstadt, 's gibt nur e Wien"; — oder: „Wer niemals einen Rausch gehabt"; — oder: „Da fahre der Teufel ins Heu". — Wie viel Lust und Lachen hat der Schullehrer Fazl durch all diese Lieder im Löwen erregt! Aber erst spät in der Nacht, wenn die Gäste höher gestimmt, dann kommen die herrlichsten Späße. Dann figuriren Magd und Tochter und Frau als lernende Kinder und Herr Fazl hält Schule; sie singen da: Ix, Ix, Ypsilon, Zet — o weh! Kann ja nicht singen das A Be Ce (u. s. w.) — und Herr Fazl, der Lehrer, rumort im Basse drein: Liebe Kinder gebt doch Acht, daß ihr's A Be Ce recht macht! — Ist es nicht ein hartes Ding um die Schulmeisterei! Möcht' ich lieber Kuhhirt sein, im Winter wär ich frei (u. s. w.) O das ist ein Spaß,

wenn er dabei den Figuranten auf die Finger klopft, zankt und tobt, und sie kreischen und zucken. — Ein würdiges Bild von Schülern und Lehrer. — Andern gefällt noch besser „das Ständchen und der Betrunkene", wobei der Chor singt: „Liebchen ich komm' mit der Zither", — und dann der tolle Berauschte lärmt: „Jetzt komm' ich grad vom vom Wirthshaus heraus, hab's Geldl versoffen, drum ist der Spaß aus. Weib, Weib, geh nimm die Latern, Leucht' mir mein Weibl, denn jetzt geh' ich gern"! u. s. f. — Der „liebe Augustin" kommt dann passend auch noch hinein. Trinken und Lachen und Singen lärmt durcheinander: der Lehrer steigt auf den Tisch und deklamirt ein saftiges Stücklein aus Blumauer, seinem Lieblingsdichter; endlich ergreift er die Wirthinn, die Tochter geht ans Klavier, und sie tanzen ein derbes Ballet.

Aber am kommenden Morgen ist Schule zu halten. Herr Fazl kommt da etwas zu spät. Er sieht bleich und verstört aus. Begreiflich: es plagt ihn jämmerlich Kopfweh. Lernet! schreibet! rechnet im Stillen, ihr Kinder! Jeder Laut ja trifft ihn wie Hammerschlag auf die erregten Nerven. Oefter geht er hinaus, um zu trinken und auch den Kopf mit kaltem Wasser noch zu begießen. Langsam, fürchterlich langsam schleichen die Zeiger der Uhr; hundertmal schaut er mit Sehnsucht hinan. Auf die Schulmeisterkanzel setzt er sich, das schwirrende Haupt in den Händen haltend. Endlich, endlich wird's eilf Uhr: aus ist die Schule! — Er schlendert hinab in den Löwen. Die Wirthinn gibt ihm ein Gläschen vom Bittern; bürstet ihm auch den staubigen Rock ein wenig, spricht vom schmutzigen Hemdekragen, von struppigen Haaren, blassem Gesicht und mattem Blicke. Er geht ins Stübchen, noch ein wenig zu schlafen. Nachmittags dann? Ei, das Wetter ist schön. Bisweilen muß man die Schüler auch in der freien Natur belehren: man treibt dann Botanik in

Wiese und Wald. Richtig! er führt die Kinder hinaus; sie jubeln und singen und springen. Himbeer' und Erdbeer' reifen ja eben und auch frühere Kirschen. Wie eine Herde weiden sie lustig an Rainen und Hägen. Die Knaben treiben dann praktisch Zoologie: sie fangen Fischlein und Krebse im Bach und spüren den Vogelnestern auch nach; andere haben gymnastische Uebung: sie klettern flink die glatten Stämme hinauf, schwanken von Ast zu Ast, um süße Kirschen zu naschen; jene streiten sich um die von Beeren gerötheten Büsche und halten heftigen Ringkampf. — Alldieweil hat sich der Herr im frisch durchweheten Schatten der laubigen Buche gelagert, und Morpheus nimmt ihm heilend das stechende Weh aus den Nerven.

So entsprang aus des Lehrers Leiden den Schülern ein Tag der köstlichsten Freuden, dessen sie lange, im spätern Alter annoch gedenken.

Singend kehrten sie heim und dankten von Herzen dem gütigen Führer. Der aber legte sich heute zeitig zur Ruhe.

Wieder begann die Schule am Morgen. Aber auch heute mußten die ältern Schüler fast Alles versehen; Herr Fazl hatte Lankaster's Methode in ganz besonderer Uebung. Er saß dann erhöht auf der Kanzel, nur dann und wann den Monitoren befehlend. Gerade jetzt schrieb er emsig; denn heut' Abend ist Probe. Herr Fazl ist nämlich Direktor des Liebhaber-Theaters im Dorfe. Das war ihm ein wichtig Geschäft. Für dießmal wurde nun Kotzebue's „Wirrwarr" in Szene gesetzt. Der Lehrer spielte die komische Rolle, den schläfrigen „Schmeerbauch"; die Liebhaberrolle hatte der junge Förster; der Wirthinn Töchterlein gab die Geliebte. Die Vorstellungen fanden an Sonntagabenden Statt, im Tanzsaale zum Löwen; Bühne und Dekorationen fertigte kunstreich der Schreiner des Orts und der Barbier las als gewandter Souffleur. Herr Fazl, der Lehrer, war vor Allen gefeiert.

Zwar spielt er die komischen Rollen in sehr gemeiner Manier, gemein übertrieben; aber den Bauern gefiel's, und die Kinder lachten gewaltig über den Lehrer, den sie alsbald erkannten. Unser Lehrer ist doch ein wahrer „Hanswurstel", hieß es, und das war ein bezeichnender Lobspruch. In der Schule nachher sahen die Kinder den Lehrer noch manchmal mit Lachen an, und wiederholten den Spaß in Wort und Geberde.

Auch einen Sängerverein hatte der unermüdliche Fördrer der Kunst, Herr Fazl, gegründet. Im Saal zum Löwen hielt er die Uebung. Begreiflich ging es da ohne ein Trünklein nicht ab; auch zog man auf Proben und Feste dahin und dorthin mit flatternder Fahne. Doch dieser Verein hatte nur kurzen Bestand: die Kosten waren zu groß, und Einige blieben die Zeche da und dort schuldig.

So trieb es der Lehrer Fazl, und lange trieb er's so; denn Niemand störte sein Treiben. Was sollte man auch? Die Schule war nicht schlechter, als andre: man kann auch nicht viel verlangen so auf dem Lande. Dann auf die Jahresprüfung wußte Herr Fazl immer etwas Appartes zu geben: Gesang, deklamatorischen Vortrag oder ein dramatisches Wechselgespräch der Kinder. Das gefiel dem Inspektor und mit dem Mantel der Liebe deckte man andre Blößen der Schule.

Die Leute des Dorfes waren berühmt als lustige Leute; freilich zugleich als ein leichtsinnig Völklein, und Herr Fazl führte sie weiter und weiter.

Es kamen schwierige Zeiten: Theurung und schlechter Verdienst. Da ward es schlimm und schlimmer: Armut nahm überhand; leichtsinnige Arme werden gar bald zu Lumpen; Scham und Ehrgefühl schwinden: Liederlichkeit und Laster führen zum Abgrund.

Das Sprichwort aus dem Toggenburg: „Wenn's lümpelet, so schelmelet's" — erwahrte sich an Manchen im Dorfe.

B. Notizen aus dem Gedenkbuche eines Schulinspektors.

XXV.

a) Den 20. Februar.

Die Erfahrungen des heutigen Tages beweisen mir deutlich, daß die gewöhnlichen Schulexamina durchaus keinen sichern Maßstab für die Beurtheilung einer Schule abgeben. Da find' ich in den Berichten meines Vorgängers von Jahr zu Jahr die günstigsten Zeugnisse über die Leistungen des Lehrers Falser, und nun hat sich bei der außerordentlichen Visitation schlagend ergeben, daß dieselben zumeist nur darin bestanden, dem allzu passiven und gutmüthigen Schulinspektor bei jenen Jahresprüfungen Sand in die Augen zu streuen. Mit den vorgelegten Proben von Schönschriften und Zeichnungen ist geradezu betrogen worden: der Lehrer selbst hat diese Probestücke theilweise für die Kinder gemacht, theilweise haben die geschicktern Schüler für die schwächern gearbeitet.

Das realistische Examen war ein Frage- und Antwortspiel: längere Zeit vorher wurden die Rollen vertheilt und eingeübt. Der schriftliche Examenaufsatz wurde wol schon zwanzigmal vorgeschrieben, korrigirt und wieder geschrieben. Die Lesestücke hatte man früher ausgewählt und eingeübt, ebenso ein Paar Gesangstücke.

Dann saßen Schulinspektor, Pfarrer und Schulvorsteher still und schweigsam, etwa die schönen Schriften und Zeichnungen bewundernd, und ließen Lehrer und Schüler das

blendende Gaukelspiel durchführen; am Schlusse Lob und Beifall und ein günstiger Inspektionsbericht.

Nun aber der Visitator, ein tüchtiger und eifriger Schulmann, bei der Spezialvisitation, die unerwartet eintrat, selbstthätig auftrat, und nach billigen Anforderungen die Schüler prüfte, da ist das Blendwerk enthüllt worden.

In wie viel Schulen wird bei einer solchen Visitation ein eben so bedauerliches Resultat sich ergeben? — Gewiß in sehr vielen!

Die Anzahl der Lehrer, deren wir bedürfen, ist zu groß und ihr Einkommen und ihre Stellung ist zu gering, als daß wir darauf rechnen dürften, überallhin pflichttreue und fleißige Lehrer zu bekommen. Unsere bisherige Schulaufsicht aber ist oft ohne Sachkenntniß, ohne Thatkraft und somit meistens ohne irgend einen wesentlichen Nutzen.

---

b) Den 1. und 2. März.

Welch ein Gegensatz zwischen den beiden Lehrern Fäbler und Forti in Ansicht und Richtung! Und dennoch wandeln beide auf verderblichem Irrwege.

Fäbler arbeitet mit Fleiß, Eifer und sogar mit Geschick, aber seine Schule bleibt nach ihren Leistungen fast unter mittelmäßig. Er hat sich in den Kopf gesetzt, auch diejenigen Kinder, die mit geistigen Anlagen nur ganz dürftig ausgerüstet sind, so wie diejenigen, welchen ein kräftiger Trieb zur Thätigkeit von Natur aus mangelt, müssen im Lernen gleichen Schritt halten mit den fähigern und rüstigern. So verwendet Fäbler fast alle Zeit und Kraft auf eine Minderzahl schwächlicher Schüler, ja zumeist auf einige der Schwächsten, und versäumt die mehr und am meisten begabten, so daß ihnen die Schule nur Verdruß und Langweile bietet und sie sich an Gedankenlosigkeit und Trägheit gewöhnen müssen.

Forti hingegen wendet sich ab von schwachen und mittelmäßigen Schülern, so auch jenen trägerer Art, und hält sich an solche, die fähig und fleißig zugleich sind. Diese dann lehrt, lobt und ermuntert er, und treibt sie vorwärts, so weit wie möglich. Kommt das Examen, überall führt er die Auserwählten ins Treffen; zehn Schüler etwa von achtzig antworten, lösen die Aufgaben und repräsentiren die ganze Schule. Die große Mehrzahl der Schüler ist es gewohnt, stille zu sitzen, zu schweigen oder auf jene Führer zu merken, auf ihr Flüstern zu lauschen, auf ihr Winken und Deuten zu schauen. So ist für die meisten Kinder kein Lehrer vorhanden; sie lernen wenig, fast gar Nichts, und die Schule, statt zu erregen und zu erheben, fördert die Trägheit und Muthlosigkeit.

Ach wie lange noch wird es dauern, bis die Lehrer erkennen, daß die große Mehrzahl der Schüler Mittelgut ist! Wie oft wird man noch vergeblich die wichtige Regel predigen, daß die große Mehrzahl der Schüler nach Anlage und Thätigkeit auch Maß und Ziel bestimmt zur rechten Leistung! Nehmet die mittlere Forderung! die schwächern werden mitfort noch kommen, wenn auch mit Fehlern und Mängeln; die stärkern aber bleiben beim Ganzen, und zwar mit größrer Kraft und gediegener Leistung!

---

c) Den 20. März.

Wie schwer hält es doch, daß der Mensch vom Mittelpunkte seines Wirkungskreises gleichmäßig in allen wesentlichen Richtungen die rechte Thätigkeit ausübt! Nur zu oft bestimmen ihn Neigung, vorherrschende Kraft und Anlage zum Vortheil der einen, zum Nachtheil der andern Richtung; ja oft in der Art, daß er dem Minderwichtigen mehr Zeit und Arbeit widmet, als dem Wichtigsten selbst.

Am häufigsten findet man die Nachtheile einseitiger Richtung bei Volksschullehrern. Das hab' ich heute wiederum bei Lehrer Single erfahren. Er ist ein fleißiger Lehrer, ein braver und guter Mann: Gesang ist sein Element und Leben. Es ist eine Seelenfreude, seine Schüler singen zu hören; aber wenn's dann ans Lesen, Schreiben und Rechnen geht, so möchte man jammern statt singen. Die Liebhabereien der Lehrer sind ein weit größeres Uebel in unsern Schulen, als man gewöhnlich meint, und es ist kaum Einer, der nicht mehr oder minder sein Steckenpferd ritte. Dem Lehrer Graph geht übers Schönschreiben kein Fach, weder an Nützlichkeit noch an Bildungseffekt. „Wer schön und geordnet schreibt, wird gut und geordnet leben und handeln", behauptet er fest. Und wie man den Lektionsplan stellt, immer wird er am meisten Zeit zur Kalligraphie gewinnen. Dem ernsten, bedächtigen Lehrer Kalkel liegt Alles im Rechnen und Messen, und jedes andere Fach treibt er mit Unlust und ohne ernsten Erfolg. — Meister Näler, ein belesener Mann, behandelt im Langen und Breiten die Realwissenschaften, erzählt und beschreibt, demonstrirt und experimentirt, und während die Schüler die meiste Zeit mit Sehen und Hören verbringen, in immerhin nützlichen Dingen, lernen sie nicht, was ganz nothwendig vor Allem erscheint.

Und dieß ist: Christliche Religionskenntniß und rechte Einsicht und rechte Gewandtheit in den Fächern der Muttersprache: sprechen, lesen und schreiben; zudem einfach praktisch rechnen und messen und leichter Gesang. Das sind die wahren Gebiete allgemein menschlicher Bildung. Drum lob' ich mir jede Schule, welche diese Gebiete mit Kraft, Geschick und Liebe bebaut. Wo das Nothwendige richtig ergriffen ist, wird sich leicht das Nützliche geben.

---

d) Den 30. März.

Ein Brief vom Verhöramt! . . . . Also wieder einer der traurigen Fälle, die leider nicht so gar selten sind . . . Der arme Peket! ich könnt' ihn bedauern. — Da schickt man junge Leute, Knaben fast noch, als Lehrer in unsre Schulen, als Lehrer von Töchtern, halb erwachsen, kaum etliche Jahre jünger als jene. Der artige, freundliche Lehrer, der so geschickt schon sei, ist den Töchtern gar angenehm: sie bringen ihm Blumen, grüßen ihn freundlich und zeigen ihm Fleiß und Gehorsam. Ihm ist so wonnig und wohl ums Herz bei diesen guten Kindern, die immer traulicher ihm begegnen. Liebreich und gütig soll ja der Lehrer sein, namentlich gegen gemüthliche, gute Kinder, die ihm Liebe und Achtung bezeugen.

Der sinnliche Trieb, der Keim zu sündhafter Lust, liegt in den Falten des Herzens verborgen; erwachend bewegt er Gefühle, noch vom Hauche der Unschuld umweht. Aber sie wachsen in der Begierde und bald regen sich heftige Stürme im Busen.

Wol mahnt das Gewissen, in ruhiger Stunde bebt er zurück vor dem Abgrund. Aber wieder und wieder reizen ihn unreine Bilder, die wie böse Dämonen die Phantasie ihm verderben. Der freundliche Gruß bringt das Herz zum Pochen, die zum Dank und Abschied gereichte Hand glüht in der seinigen; nur noch einige Schritte weiter, und ist's auch die böse That nicht selber, so ist's doch nimmer das freie und frohe Gefühl der Reinheit und Unschuld.

Wie leicht, wie bald bietet sich dann Gelegenheit dar, daß in vertraulichem Treiben die züchtige Scheue verschwindet und allmälig die Scham sich mindert, während der Reiz zur sinnlichen Lust mächtiger wird, das Gewissen betäubt und zum Verbrechen treibt.

Und ein großes und schweres Verbrechen ist dem Lehrer

schon ein leiser Versuch, schon der erste Schritt zur schändlichen That. — Er, dessen heiligste Pflicht es ist, die Kinder zur Frömmigkeit und zur Tugend zu leiten: könnte derselbe ein größer Verbrechen begehen, als die Lust zur Sünde erwecken oder sogar ein unschuldig Kind zur Sünde verleiten?!

Unglücklicher Jüngling! Wärest du selbst einige Jahre noch unter guter Leitung geblieben; hättest du selbst im mühsamen Ringen nach tüchtigem Wissen und Können, im ernsten Streben nach frommer Gesinnung und männlicher Würde dein Herz gestärkt und geläutert, du wärest nimmer so tief gefallen!

---

e) Den 3. April.

Solch' ein Examen ist doch ein peinlich Geschäft! Wie lange noch werden wir Lehrer haben bloß dem Namen nach?

Da schickten sie voriges Jahr den Kandidaten Stöckle, versehen mit ganz vorzüglichem Zeugniß. Nun, der junge Mann mag Vieles wissen und können; aber das ist gewiß, daß er vom Lehren gar Nichts versteht; daß er wol niemals ein guter Lehrer sein wird: denn es fehlt ihm die Gabe der Mittheilung. Welch' ein Besinnen auf jede Frage! Welch' ein Stottern und Stammeln bei jeder einfachen Lehre! — Ich vermochte es kaum, mich ruhig zu halten auf dieser didaktischen Folter. Wahrlich, die Kinder, welche Jahre hindurch in solcher Schule verharren müssen, sind tief zu beklagen.

Sonderbar! daß man immer noch glaubt, es sei zum Lehren geschickt und tauglich, wer ein gewisses Maß von Kenntniß und Fertigkeit selber besitze. Die Lehrkunst aber, die der Beruf so unumgänglich erfordert, die ohne Vorbild und praktische Uebung niemals erreicht wird, kommt in Lehrerbildungsanstalten nur so nebenher in Betracht. Mancher

wird zum Lehrer befähigt erklärt, ohne zuvor im Lehren sich je geübt zu haben; ja ohne auch nur zu zeigen, daß er irgend Talent zum Lehrgeschäfte besitze. — Da haben wir dann der quälenden „Stöckle“ gar viele in unsern Schulen. Gebet zehn von ihnen die gleiche Aufgabe zur praktischen Vornahme mit den Schülern! jeder wird sie anders beginnen, fast alle ohne bestimmten Plan und sichern Gang, schwankend und oft verlegen. Was ist in Seminarien oft das „pädagogische“ Treiben? Einige Spuren von anthropologischen Sätzen in allgemeinster Bedeutung, oder ein lang und breit geschlagnes Fragment aus einem jener Werke, welche geeignet sind, ein unbestimmtes Denken und Treiben zu fördern oder Verwirrung wol gar.

Was hilft der Prunk mit „pädagogischer Wissenschaft“, wenn der Volksschullehrer nicht versteht, fest und sicher Schule zu halten?

---

f) Den 7. und 8. April.

Diese beiden Tage waren mir ungemein lehrreich. Da ist der Lehrer Sprüng, der oft schon in Konferenzen Probelektion hielt mit Meisterschaft, ein großes und seltenes Lehrtalent, immer das Richtige treffend mit sicherm Takte.

Ich freute mich aufs Examen in seiner Schule und fand mich getäuscht. Der Lehrer ist wol im Einzelnen gut, aber es fehlt ihm ein ordnender Ueberblick und ein fester, beharrlicher Gang zum Ganzen. Was er liest und hört, irgend ein Neues, er eignet es sich mit Leichtigkeit an, und bringt es dann auch in seine Schule. So wechselt er Stoff und Methode gar häufig, je nach Gefallen und Anlaß, und er zersplittert Zeit und Kräfte in leicht verlierbarem Stückwerk.

Da zeigte sich beim Examen nirgend ein Fortgang und ein fertig erreichtes Ziel; nirgend ein gründliches Wissen und

festes Können. So lang' ich den Lehrer frei gewähren ließ, führte er rasch ein Stück nach dem andern vor, und wenn die Schüler auch wenig oder fast gar nichts wußten und konnten, mit seiner großen Gewandtheit wußte er stets die Sache lebendig zu führen, Schüler und Zuhörer anzuregen und den guten Schein doch zu bewahren.

Als ich aber nach Anfang, Fortgang und Ende fragte und examinirend selber eingriff, da schwand der täuschende Schein, und es zeigte sich klar, daß nichts Solides geleistet worden.

Des andern Tages kam ich zu Lehrer Stetig, ein ruhig gemessener Mann, langsam fast, langweilig sogar. Ich hatte mich mit Geduld im Voraus gewaffnet, und wie die Sache begann, schien solche doppelt von nöthen.

Aber es zeigte sich mehr und mehr ein fester, sicherer Plan und Gang; klar und deutlich die Frage, besonnen und ruhig die Antwort. Von Klasse zu Klasse stieg in merkbaren Stufen jedes Hauptfach weiter, und am Schlusse ergab sich eine bestimmte Leistung, zwar in mäßiger Begränzung, aber richtig erfaßt und fertig geübt. — Stetig's Schule ist eine der besten, obgleich er keiner der fähigsten Lehrer. Ich drückte ihm freudig und dankend meine Zufriedenheit aus. Und als er mich rückgeleitete eine Strecke des Wegs, fragt' ich mit freundlicher Offenheit: Lieber Stetig, wie mocht' es Ihnen gelingen, Solches zu leisten? Und er sprach: Herr Inspektor! ein Schulmann, längst als Meister in Schrift und That bewährt, zeigte mir Mittel und Wege und entwarf mir einen vollendeten Plan, stufenmäßig für alle Klassen von Jahr zu Jahr. Und mit rechtem Vertrauen, mit ruhigem Fleiße folgt' ich dem Plane, gebrauchte die Mittel nach seinem Worte, bezähmte den eigenen Vorwitz, das eitle Tadeln und Zweifeln — alle Meisterschaft darein setzend, das Vorhandene recht zu benutzen, das Geforderte ganz zu geben.

Also kam ich zum Ziele, und bin beruhigt und sicher, auch ferner dahin zu kommen, immer besser und fester. — Mancher meiner Kollegen mochte schon spotten über meinen pünktlichen Gang nach gegebener Vorschrift; aber ich denke, nicht jedem Volksschullehrer sei es gegeben, aus sich selbst das Beste zu finden nach Stoff und Methode; so will auch ich mich gerne bescheiden und den Meister folgsam erkennen. Nicht um meinen Willen und meine Eitelkeit handelt es sich, sondern ums Wohl der Kinder und der Schule Gedeihen. Zufrieden und glücklich bin ich nun, im Gefühle der Kraft, etwas Tüchtiges leisten zu können. So sprach der bescheidene, fleißige Stetig, und ich lobte sein Denken und Thun.

Ach, daß doch mehr Lehrer dächten und thäten wie Stetig! anders und besser stünd' es dann um die Schule. Aber viele, zu viele nur, meistern und grübeln, reißen und flicken, planiren und konstruiren ohne rechte Erkenntniß. Kaum der Lehre entronnen, wollen Meister sie sein, ja mit kleinlichem, längst verrufenen Schulmeisterdünkel an Nebenpunkten sich mühend, möchten sie gleich die Meister auch meistern. — Wahrlich, hier ist ein tiefer Schaden im Reiche der Elementar-Pädagogen.

Die Erfahrung des heutigen Tages soll zur Lehre mir dienen. Nimmer will ich auf didaktisches Stückwerk, auf ein glänzend Verfahren in einer einzelnen Probe allzu großes Vertrauen setzen. — Stiller, beharrlicher Fleiß, ein ruhiger, stetiger Gang, ein festes Vertrauen auf die Werke höherer Meister: Dieß seien mir fortan Signaturen wackerer Volksschullehrer. — .

---

g) Den 15. April.

Es fiel der Regen in Strömen, den ganzen Tag hindurch, so daß es fast unmöglich war, auf dem durchweichten Feld-

wege zu Fuß heimzukehren. Der Herr Pfarrer bestellte mir ein Fuhrwerk: ein ziemlich mageres altes Pferd und ein Leiterwägelein mit einem Querbrette als Sitz für mich und den Fuhrmann. Fast immer ging's im langsamen Schritte, über Steine, durch Löcher und Pfützen. Indessen hatte doch der Regen aufgehört und so war die Reise erträglich.

Mein Fuhrmann, ein junger Bauernknecht, zeigte sich freundlich und gefällig. Wir kamen bald ins Gespräch, und ich fing an, vom Schulexamen zu reden: wie ich zufrieden wäre mit den Schülern, und daß der Lehrer Partle ein tüchtiger Mann sei. — Michel, mein junger Fuhrmann, fügte dann bei: Ja freilich; der Lehrer Partle ist schon ein gelehrter Mann; das wär' schon recht. — Ich merkte, daß hinter dieser Andeutung Etwas verborgen liege, und fragte: Ja was ist denn aber nicht recht? — Ha, erwiederte Michel, es ist halt so, wie's in der Welt ist, Herr Schulinspektor. —

Ja, wie ist's denn so in der Welt?

Sie werden's wol wissen; 's ist halt ein Unterschied in der Welt.

Natürlich: 's gibt Arme und Reiche, Vornehme und Gemeine, Dumme und Gescheide, Gute und Böse u. s. w.

Eben das. Und die Gemeinen und Armen müssen hinterwärts stehen; die alten und jungen. —

Aber in der Schule, denk' ich, wird doch kein Unterschied bei den Kindern gemacht? —

Ja freilich; es ließ sich da Vieles sagen. —

Ich merkte nun, was dem Michel in Sinn und Gemüthe lag, und ließ nicht nach, bis er traulich und offen zu reden begann, und er sprach also:

Herr Schulinspektor, der Lehrer Partle ist gewiß ein Schulmann, wie's wenige gibt; in der Musik ist er ein Meister, und wenn er an die Orgel kommt, so meint man oft, die Kirche fall' ein. Das wär' Alles schon recht; aber,

ich muß es sagen, Eins ist schad: er ist parteiisch. — Die Kinder der Reichen und Vornehmen haben Etwas voraus, und namentlich solche, die ihm Präsente machen. Mit diesen redet und lehrt er am meisten und thut gar freundlich mit ihnen, und lobt sie und rühmt sie. Und 's gibt's halt etwa doch auch, daß grad von ärmern Kindern zu den brävsten und geschicktesten zählen. Dann thut es diesen erschrecklich weh, wenn sie merken, daß man sie nicht beachtet, während man andere lobt und vorzieht, die keinen Vorzug verdienen. Herr Schulinspektor, ich weiß noch gut, wie ich Vater und Mutter plagte, daß ich zum Namenstag und Gutjahr dem Lehrer auch Etwas bringen konnte, so viel als möglich, und den Armen fällt oft das Wenige schwer.

Hier unterbrach ich, sprechend: Aber Michel, Ihr werdet doch nicht glauben, daß der Lehrer Partle so Einer sei?

Nun, Herr Schulinspektor, sagen Sie selbst, wie waren die Schüler und Schülerinnen gekleidet, die beim Examen meistens aufgerufen wurden?

Aha Michel! — Wahrhaftig; zumeist schön und gut gekleidete Kinder. —

Nicht wahr! Und wie sahen die aus, die „Prämie“ dann erhielten? —

Michel, Michel! — Vielleicht sind aber gerade auch diese die besten und fähigsten Kinder. —

Oh Herr Schulinspektor! Sie haben ein gutes Vertrauen. Ich wollte Tausend an Eines wetten, es sei gegangen, wie immer. Da ist jetzt ein Knab' in der Schul', er heißt Franz Billing, sein Vater ist Taglöhner, der Knab' schreibt eine Schrift, 's ist eine Pracht und Freude, und 's Ammann's Friedrich kommt ihm bei weitem nicht zu. Wer hat nun s' Prämie kriegt in der Schönschrift?

Wenn ich mich recht erinnere, des Ammann's Friedrich.

Begreiflich! Und dann hat die Genovef', eine arme Wit-

frau, eine Tochter, sie heißt Marie Willig; dem Kind' kommt im Lesen und im Verstandaufsagen gar keines zu, es sagen's alle Kinder, und zudem ist sie so gut und fleißig. Hat dieß Kind auch „ein Prämie" erhalten?

Ich glaube kaum; der Name Marie Willig wurde nicht ausgerufen. —

Da haben Sie's jetzt. Oh ich weiß es noch gar zu gut aus meiner eigenen Schulzeit. Da redeten oft wir Kinder zusammen und sagten: Dem gehört 's Prämie im Schreiben — und Die verdient 's Prämie im Lesen —; aber 's ist anders gegangen, wie's halt geht in der Welt; aber 's ist doch nicht recht, daß man schon bei Kindern so einen Unterschied macht.

So sprach mein junger Fuhrmann Michel, und die Worte gaben mir viel zu denken. Ich rief das ganze Examen mir wieder zurück in die Vorstellung, und mehr und mehr fand ich Grund zu glauben, es möchte der Michel so Unrecht doch nicht haben. Ich machte mir fast zum Vorwurf, daß ich auf diesen Umstand bis jetzt zu wenig Rücksicht genommen habe. Michel's Worte sollen beherzigt werden!.

---

h) Den 29. April.

Heute hab' ich einen Visitationsbericht erhalten, der mir wichtig genug scheint, um ins Notizenbuch eingetragen zu werden. Der Visitator schreibt wörtlich Folgendes.

„Von einigen Seiten her wurden mir über den Lehrer Makel in Horingen ungünstige Mittheilungen gemacht, und ich entschloß mich, eine genaue Spezialvisitation vorzunehmen.

Abends traf ich ziemlich spät zu Fuß in Horingen ein; ein Knabe trug mir mein Reisesäckchen. Ich war in unscheinbarem grauen Anzuge, und die Leute hielten mich für einen Handwerker oder Gewerbsmann. Nicht lange saß ich an dem Tischlein im Ofenwinkel, als ein Mann in schmutzigem

und abgetragenen Gewande eintrat, auf eine gemein-spaßhafte Weise die Wirthinn grüßte, sich an den großen Tisch setzte und ein Gläschen Schnaps verlangte. Als die Wirthinn dieß darreichte, sprach sie: Wohl bekomm's, Schulmeister! — Ich wußte nun, Wen ich vor mir hatte, that aber absichtlich, als ob ich keine Notiz von dem Manne nähme. Aus allem Gerede wurde mir klar, daß Schulmeister Makel im Wirthshause wie daheim sei, und das Gespräch bezog sich ausschließlich auf einige neuere Wirthshausvorgänge: Spiel, Gelage, Händel.

Nach einiger Zeit kamen noch etliche Stammgäste, allem Aussehen nach nicht von der besten Klasse, und setzten sich kameradlich zum Schulmeister. Ihr Gespräch war überaus gemein und fiel oft in unsitliche Zotenreißerei hinüber, und der Schulmeister ging hierin meist am weitesten.

Bald begann das Kartenspiel, und es schien, daß die Genossen abgefeimte „Jasser" seien, die jedoch häufig sich gegenseitig den Vorwurf des versuchten Betrugs machten. Ja, ja, Schulmeister, rief Einer, man kennt Euch schon; bei Euch gilt's aufpassen. Der Schulmeister lachte nur über dieß zweideutige Lob. — Als das Geldspiel geendigt war, ging es noch um Trank und Speisen und aufs Spiel folgte das Gelage; dann Anstände wegen der Zeche und endlich garstiges Geschrei und grober Streit, den ich noch lange in mein Schlafkämmerchen hinauf hörte, nachdem ich des wüsten Treibens müde geworden und zu Bette gegangen war.

Beim Frühstück andern Morgens sagte ich zur Wirthinn: Die Gäste sind lange geblieben; es scheinen lockre Gesellen zu sein. — Ja, entgegnete sie, wo der Schulmeister dabei ist, da geht's immer den Weg; er ist auch gar Einer; „um ein Stück Geld, um einen guten Schluck und Bissen treibt er Alles und läßt sich Alles gefallen." Hat er denn einen so guten Dienst, daß er also

flankiren kann, fragte ich. — „Ei bewahre; sein Dienstlein ist ziemlich gering; er hängt eben von einem Nagel auf den andern und hat den Buckel voll Schulden."

Ich ging hinauf, und kam in schwarzer Kleidung wieder herab; die Wirthinn schaute mich mit Verwunderung an, und als ich gar nach dem Schulhause fragte, gerieth sie sichtbar in Schrecken; ich aber eilte mit raschem Schritte dem bezeichneten Hause zu.

Acht Uhr hatte es eben geschlagen, da ich ins Schulhaus eintrat. Im Gange hört' ich aus der Lehrerwohnung ein lautes Gezänke zwischen einem keifenden Weibe und einem schimpfenden Manne. Es war die Morgenunterhaltung des pädagogischen Paares. Unbemerkt kam ich in die Schulstube; noch war kein einziger Schüler da. Und welch' eine Stube! Der Boden dick mit festgetretenem Kothe bedeckt und mit allerlei Fetzen bestreut; die Wände voll Dintenklekse, Geschreibsel und wüsten Fratzen; Bänke und Tisch voll Staub und Schmutz. Auf dem Pulte des Lehrers ein Anekdotenbuch der niedrigsten Art; Bücher, Tabellen, allerlei Schulgeräth in den Winkeln zerstreut. — Ich trat ans Fenster, das kaum noch einen Durchblick gewährte, so war es mit Schmiererei überzogen, und sah die Wirthinn schleunig gegen das Schulhaus kommen. — Also gemahnt eilte der Meister herauf, blaß vor Schrecken, und stammelte Allerlei zur Entschuldigung. Sein leibliches Aussehn, sein Anzug, sein lügenhaft Reden: Alles war über die Maßen gemein und widrig.

Allmälig kamen vereinzelte Schüler; es war bereits neun Uhr, als etwa die Hälfte derselben versammelt war, und nun begann der Lehrer die Schule. Es war das alte gewöhnliche Treiben: Zuerst hieß es bei allen Klassen: Lernet! und dann nach einiger Zeit begann die Aufsagerei von einer Bank zur andern.

Eine Stunde war so vorüber; ich hatte indessen einen

Knaben abgeschickt, die Schulvorsteher zu holen, und als sie gekommen, sagt' ich dem Meister, nunmehr inne zu halten mit seinem „Aufsagenlassen".

Ich forderte den Lektionsplan: er war nicht zu finden. — Die Absenzentabelle: sie war unausgefüllt seit längerer Zeit. — Das Besuchheft der Schulvorsteher: man hatte keines der Art. — Aufschluß über Klasseneintheilung und Lernstoff: es war weder Ordnung noch Lehrgang. —

Nun begann ich das Examen nach billigster Anforderung in biblischer Geschichte, im Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Kinder waren Anfangs schüchtern und stutzig; aber bald wurden sie aufmerksamer, offen und traulich. Deutlich zeigte es sich in freier Frage und Antwort, daß manches derselben wohlbegabt war an Verstand und Gemüth; aber an Kenntniß und Fertigkeit, selbst nach billigstem Maßstab, war ihre Leistung kaum der Bezeichnung werth, auch im untersten Grade. Zudem fiel ein unreinliches Wesen an vielen Kindern ins Auge; Bücher und Hefte waren beschmutzt, besudelt, zerdrückt und zerfetzt. Allerlei Unarten waren bemerklich, ekelhaft manche.

Zwölf Uhr war es; mit freundlicher Rede entließ ich die Kinder und dringlicher Mahnung zu Fleiß und Ordnung und gutem Betragen. Darauf begann die Schlußberathung mit den Schulvorstehern. Zuerst stellte ich deutlich und klar die Mängel und Fehler der Schule vor Augen und gab hierauf dem Lehrer das Wort. Er stammelte Dieß und Jenes, sich zu entschuldigen, und endigte damit, daß er um Nachsicht bat. — Darauf hieß ich ihn abtreten, und sprach nun mit rügendem Ernste zu den Schulvorstehern, wie sie ihre Pflicht in sträflicher Weise schon längst versäumten; indem sie die Schule nie besuchten, und einen sittlich verkommnen, unfähig gewordenen, unwürdigen Mann als Lehrer der Jugend behielten: eine solche Gleichgültigkeit könnten sie vor Gott und

der Welt nimmer verantworten. — Sie fühlten das schwere Gewicht meiner Worte und suchten die Schuld zu mindern durch allerlei Reden: das Dorf sei eben entlegen vom Pfarrort; der Herr Pfarrer sei alt und gebrechlich und komme selten hieher; der Schulinspektor habe zwar auch getadelt, doch nicht so scharf; sie seien „gemeine ungelehrte Leute"; der Schulmeister müsse das Alles am besten verstehen u. s. w.

Als ich hierauf vom gestrigen Abend erzählte, erwiederten sie: freilich sei der Schulmeister „nicht gerade der säuberste"; aber es geb' auch unter den jungen, die eben nicht besser seien, und zudem wär' der Mann ein Bettler, wenn er ums Dienstle käm'! —

Ich ließ den Lehrer wieder rufen und erklärte bestimmt und deutlich vor ihm und allen Andern, daß ich sogleich und dringlich auf die Abberufung des Makel vom Lehramt antragen werde, und zwar weil die Visitation unbestreitbar ergeben, daß derselbe unfähig und unwürdig sei des Lehramts.

Dritte Abtheilung.

Betrachtungen und Ansichten eines Schulmannes.

Zur ersten Abtheilung.

A. Bilder aus häuslicher Erziehung.

XXVI. Einleitung.

Dem wahren Pädagogen muß es Freude und Befriedigung gewähren, wenn man von der Volksschule etwas Höheres verlangt und erwartet, als die gewöhnlichen Kenntnisse und Fertigkeiten. Die Anforderungen hinsichtlich der religiösen und moralischen Bildung geben der Volksschule eine bedeutsame Stellung und zeugen von einer tiefern Auffassung der Bildungsbedürfnisse und des Bildungszweckes. Eine richtige Zweckbestimmung aber ist eine der ersten Bedingungen zum Gelingen eines Unternehmens. Früher hieß es meistens: die Primarschule thut genug, wenn sie die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen gut unterrichtet. Jetzt betrachtet man diese Schulfertigkeiten nicht mehr als Zweck, sondern nur als Mittel zur Erreichung religios-moralischer, intellektueller oder praktischer Zwecke. Und wenn die öffentliche Stimme die religiös-moralische Bildung besonders und vorwiegend betont, so möcht' ich dieser Stimme, auch wenn sie von meinen entschiedensten Gegnern ausginge, keineswegs durch einen andern Ruf entgegenwirken, sondern vielmehr jener Stimme auch meinen Bildungsruf anschließen.

Aber die Unbilligkeit und Ungerechtigkeit liegt darin, daß man, selbst zugegeben die neue Volksschule leiste in religiös-moralischer Richtung noch nicht das Erwartete und Genügende — die Schuld hauptsächlich und fast gänzlich auf die Volksschule warf.

Oder sollte Jemand bestreiten wollen, daß die häusliche Erziehung, das soziale Leben, die kirchliche Unterweisung und Lehre ebenfalls sehr bedeutsame Faktoren in der religiös-moralischen Bildung sind?

Und will Jemand behaupten, daß diese drei Faktoren überall zweckmäßig und günstig wirken, die Schule aber in dieser Richtung unwirksam sei oder gar ungünstig wirke?

Wer wagt jene Bestreitung und diese Behauptung?!

Ihr habt lange schon, oft und heftig, die Volksschule angeklagt; ihr habt jedes Versehen, jede Verirrung, jeden Mißgriff und Fehltritt einzelner Lehrer als Zeugniß gegen die Schule ausgekündigt; ihr habt die Namen der Verbrecher bekannt gemacht und auf die neue Volksschule hingedeutet; ihr habt diese als die Quelle von unglücklichen Zuständen bezeichnet, deren Ursprung an ganz anderm Orte zu suchen ist: Wohlan! so kommt mit mir auch dahin, wo die Wirksamkeit der andern Faktoren in der Erziehung zu beobachten ist; kommt mit mir ins elterliche Haus und betrachtet die Bilder, die ich euch da vor die Blicke bringe. Wenn euer Wille ein guter und euer Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit offen ist, so werdet ihr aufhören, in Zeitungen und Büchern, in Rathsälen und Vereinen immer nur von den Versäumnissen der Schule, von ungenügender und verkehrter Thätigkeit der Lehrer zu schreiben und zu reden.

Viele mögen vielleicht sagen, diese „Bilder aus häuslicher Erziehung“ sind theils mit Uebertreibung, theils ohne innere Wahrheit gezeichnet. Der Verfasser aber scheut sich nicht, Belege aus der Wirklichkeit anzubieten, ja er will

Orte und Personen nennen; er ist ein vielerfahrner ältrer Mann, der in den Hütten der Armen, in den Häusern des Mittelstandes und in den Prunkgemächern der Vornehmen das Leben und Treiben aus eigner Anschauung kennen gelernt hat. Hätte er nach der krassen Manier gewisser Romanschreiber berichten wollen, es hätte ihm leider auch da nicht an Stoff gefehlt: er hat keines der größten Verbrechen dargestellt; er hat es vermieden, jene Szenen äußerster Rohheit, wie sie in den Familien des Volkes zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brüdern und Schwestern auch noch vorkommen, ausführlich zu schildern; er hat vielmehr nur diejenigen Bilder gezeichnet, die dem Beobachter am häufigsten begegnen und die fast überall eine verderbliche Wirkung auf die religiöse und moralische Bildung der Jugend ausüben.

Freilich das sind keine Geßner'schen Idyllen, keine Krummacher'schen Parabeln; keine jener Schilderungen des Glückes der Armen und Unwissenden, die der Reiche und Vornehme mit so viel Rührung und Befriedigung liest und sie als herrliche Volksbücher preist: es sind vielmehr Fingerzeige auf verderbliche Schäden und schwere Leiden in der menschlichen Gesellschaft.

Ihr habt mit Eifer und Sorgfalt alle Gebrechen der Schule schonungslos aufgesucht und aufgedeckt; ihr habt nicht selten im blinden Eifer auf solche hingewiesen, wo keine waren, selbst im Irrthum befangen: so zürnet denn nicht, wenn wir auch andern Orts forschen und das Ergebniß der Forschung der Welt vor Augen stellen.

XXVII.

(Zu Nr. I.)

Treten wir nun in den häuslichen Kreis Nr. I.!

Wir sehen in der Familie Lapser das Bild der Lügen=

haftigkeit. Vielleicht findet beim ersten Durchblicke Mancher die Farben etwas grell und dick aufgetragen; aber bei ruhigem Nachdenken und redlicher Selbstprüfung wird kaum ein Leser sein, der sich nicht gestehen müßte: auch ich bin nicht frei von Schuld. Der Ruf nach „Charakter-Bildung" ergeht als ernste Mahnung an Lehrer und Schulen; aber nur zu häufig wird der Charakter des Kindes durch Lügen getrübt, zuerst rezeptiv, dann reproduktiv und zuletzt produktiv. Gar Viele: Eltern, Geschwister, sonstige Verwandte, Dienstboten — bedenken und begreifen nicht, welch' häßliche Flecken und tiefe Schäden das Lügen in die Herzen der Kinder wirft, und die Erfahrung lehrt, daß die Neigung zum Lügen nur zu häufig verbreitet ist. Man lügt vor Kindern zum Scherz, um Witz zu zeigen, um Lob und Beifall zu ärnten; man lügt, um Fehler zu entschuldigen und kommt ins Läugnen hinein; man lügt um Vortheil und Gewinn zu erzielen und ist so bereits in den Bereich des Betruges eingetreten. Hätte der Verfasser dieser Darstellungen mit grellen Farben malen wollen, er könnte Geschichten aus dem Leben erzählen, die ganz deutlich die Spuren zeigen, wie aus der leichtsinnigen Lüge fortschreitend Betrug, Meineid und die schwersten Verbrechen erwachsen sind; oder wie anderseits der leichtsinnige Lügner zuerst das Vertrauen und allmälig Hab' und Gut verloren hat. Vorkommenheiten, wie in der Lapser'schen Familie, sind viel häufiger, als man glauben möchte; ja sie scheinen Manchem nicht einmal von großer Bedeutung. Aber genauer betrachtet und erwogen ist es schon ein tiefer sittlicher Verfall, wenn sich Eltern und Kinder gegenseitig belügen.

Daß Herr Lapser sich selbst anlüge, ist keineswegs unwahrscheinlich: die Lügenhaftigkeit führt in ihrer Steigerung zu einer Art Verstandesirre, und zeigt auch in intellektueller Richtung ihre tiefgehende schädliche Wirkung. Ganz ohne

Grund ist es nicht, daß einige Pädagogen gegen Fabeln, Mährchen und Parabeln eifern; denn es ist immerhin eine leidige Sache, wenn Eltern und Lehrer dem Kinde gar zu häufig erklären müssen: das, was ich dir erzählt habe, was du da gelesen hast, ist nicht etwas Wahres oder Wirkliches, sondern nur so eine Veranschaulichung oder Vergleichung.

Die Anregung des Wahrheitssinnes, die Förderung der Wahrheitsliebe ist von höchster Bedeutung für die sittliche Bildung. Möchte das Bild Nr. I. wenigstens vor Anregung des Lügensinnes, vor der Förderung der Lügenhaftigkeit warnen.

XXVIII.

(Zu Nr. II. und VI.)

Das Bild Nr. II. zeigt uns abwärts führend die Stufen: Unglück, Armut, Hülflosigkeit, Noth, **Bettel**, Schamlosigkeit, Trägheit, Sittenlosigkeit, Ehrlosigkeit, Verdorbenheit.

Fraget die Pfarrer, die Lehrer, die Ortsvorsteher auf den Dorfschaften! und jeder wird euch Seitenstücke zu diesem Bilde zeigen können. Fragt die Aufseher, Verwalter und Richter in Städten! und sie werden euch weit schauerlichere Bilder der Verkommenheit und Verdorbenheit vorweisen. Folgt von Stufe zu Stufe! und ihr werdet die in unzähligen Richtungen fortlaufende Quelle des sittlichen, geistigen und leiblichen Elends entdecken. Könntet ihr diese Quelle verstopfen, so hättet ihr Großes gethan. Aber man hört den traurigen Gegenruf: Wir vermögen es nicht!

Ferne sei es von mir, die Gegenwart anzuklagen: denn freiwillig und gesetzlich-verpflichtet werden unendliche Opfer gebracht und die schwersten Lasten getragen, um das Elend zu mildern und das Verderben zu hemmen. Es ist nicht schlimmer in unsrer Zeit, als es früher war: es ist vielmehr eine vollendete Thatsache, daß in unsrer Zeit von Einzelnen

oder Vereinen, von Familien, Gemeinden und Staaten mehr geschieht zur Milderung und Hebung des Unglücks und Elends, als je in einer Zeit. Daß man jetzt mehr hierüber erfährt, ist nicht ein Beweis, daß jetzt des Unglücks und Elends mehr sei; wohl aber ein Beweis dafür, daß man sich mehr um die Sache bekümmert. Als man die Armen sich selbst überließ, in keine Verzeichnisse eintrug, da kannte man weniger Arme; aber es war deren Zahl nicht kleiner. Als man die Armen hinwies auf den Bettel, da waren die Armensteuern geringer; aber man mußte im Ganzen nicht minder geben.

In der Mitte des Bildes Nr. II. steht das „**Betteln**", und dieß ist der Punkt, von welchem die Fäulniß ausgeht und die ganze Familie ansteckt. Eine Geschichte der Bettelkinder eines Staates, nur ein Jahrhundert fortgeführt, würde einen schauerlichen Wald von Stammbäumen bilden.

Und doch konnt' es geschehen, daß neulich eine bedeutsame Stimme öffentlich wieder das Betteln und Almosenspenden in alter Weise empfahl. Die Kinder des hinkenden Jörg in der Fuchsling' mögen zum warnenden Beispiele dienen!

Wenden wir einige Blätter, und stellen wir zur Ergänzung das Bild Nr. VI., „das Waldhüsli" neben „die Fuchsling"! Im Waldhüsli ist das Verderben vollendet: die häusliche und sittliche Verkommenheit ist ins Stadium des Verbrechens und Lasters übergegangen; die Kinder werden zum Bösen angeleitet und benutzt. Wo ist das Waldhüsli? fragt ihr. Oh, es ist an gar vielen Orten zu finden. Der uns das Bild gezeichnet, er hat es nicht erdacht; er hat nur wiedergegeben, was er selber gehört und gesehen, und zwar im letzten Winter. — Aber darf Solches geschehn und bestehen in einem geordneten Staate, in einer Gemeinde? — Gesetzt die Gemeinde als solche sei ohne bedeutende Mittel; gesetzt die bemittelten Bürger bringen bereits die größten Opfer, um nur den altersschwachen und kranken Armen Ob-

dach und Nahrung und Kleidung zu geben; gesetzt die Familie im Waldhüsli könnte bei gutem Willen und redlichem Fleiße zumeist sich selber noch helfen: Sollen die Einzelnen, soll die Gemeinde, soll der Staat der Faulheit, der rohen Genußsucht, dem Laster noch eine Prämie geben, und so die Liederlichkeit ermuntern und fördern?

Nein! das soll und kann man weder verlangen noch wünschen.

Aber zerstören soll man diese Nester des Verderbens! solche Nester wie dort in der Fuchskling' und im Waldhüsli.

Zerstört man sie nicht, so geht die verdorbene Brut in alle Gegenden aus und bildet neue Nester, und die Genossenschaft des Lasters wird größer und größer und plagt und schädigt das ganze Volk.

Aber wie zerstören? Das ist leichter zu rathen, als auszuführen.

Allerdings ist ein so tief eingreifendes Unternehmen mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Aber wenn der Einzelne, wenn die Gemeinde, wenn der Staat, wenn sie erwägen und berechnen, welche Verluste, welche Gefahren ihnen jetzt schon aus jenen Nestern kommen; wenn sie bedenken, daß Schaden und Gefahr in grauenerregender Progression sich steigern: dann sollte man hoffen dürfen, es sei die Nothwendigkeit erkannt, daß man die Art an den Baum des Verderbens setze, und wenn irgend, hier radikal verfahre.

Doch der kurzsichtige Schlendrian spricht: „Mögen sie hungern und frieren und darben, die faulen, ehrlosen, nichtsnutzigen Leute; 's ist ihre eigene Schuld; sie verdienen nichts Bessres. — Freilich; aber sie wollen nicht hungern und frieren und darben; drum gehen sie hin und stehlen, betrügen, huren, rauben und morden zuletzt. Du bist deines Gutes und Lebens nicht sicher; du mußt die Alten im Zuchthaus erhalten, die Jungen im Armenhaus, und bald die Kleinen der Jungen

dazu. Die Last der Gemeinden, die Last des Staates wird immer schwerer, und dennoch frißt das Verderben weiter, und nirgend rechte Hülfe und vorsorgende Rettung.

Ich will mich nicht rühmen, die rechten Wege und Mittel zeigen zu können; ich spreche nur Ansichten aus.

Vor Allem sei das Bettellaufen ganz und gar verboten und durch strenge Aufsicht verhindert. Nicht der Stehler allein ist fehlbar und strafbar, auch der Hehler verfällt dem Urtheil. So auch wer zum Bettellaufen reizt und veranlaßt durch seine Gaben, der ist in der Mitschuld bei all dem Uebel, das aus dem Bettelgewerbe hervorgeht: Faulheit, Müßiggang, Schamlosigkeit und ehrloses Wesen und Treiben. So dürfte jenes Verbot ebensowol aufs Geben als wie aufs Nehmen erstreckt werden. Wer namentlich Kinder zum Betteln hinzieht durch seine Gaben, der leitet sie meistens den Weg des Verderbens. Betteln verhüten heißt der Liederlichkeit und dem Stehlen vorbeugen. Die Uebung christlicher Mildthätigkeit wird nicht beschränkt durch solches Verbot: sie kann geschehen auf vielen Wegen, ohne die Gefahr, mehr Böses zu fördern als Gutes zu wirken.

Zwei Institute ferner sind von größter Bedeutung: Zwangsarbeitsinstitute für faule, liederliche Erwachsene und Erziehungsanstalten für verlassene Kinder, und zu diesen gehören, mehr noch als Waisen, diejenigen Kinder, die im Hause der Eltern nicht zum Guten erzogen, sondern zum Bösen angeleitet werden durch Worte und Thaten. Man überbindet ja den Gemeinden die Pflicht und die Last, für ihre Armen zu sorgen: Sollte man ihnen dann nicht das Recht und die Mittel auch geben, der Armut und dem Verderben zu wehren und vorzubeugen? Da ist ein Mann, ein schlechter; er verbraucht was er hat; er bettelt, er stiehlt; er kommt ins Zuchthaus und dann zurück; er fällt der Gemeinde zur Last, sie muß den elenden Wicht erhalten; der redliche Arbeiter

muß dem Schlingel einen Theil seines Lohnes spenden, und der Ehrlose lacht des Sparsamen, Fleißigen.

Solche Fälle sind häufig. Wenn aber die Gemeinde das Recht hätte, einzuschreiten zur rechten Zeit, so würden sie seltner werden. Ein Gericht, aus Männern gebildet, die Personal- und Lokalkenntniß haben, aus ehrbaren Männern jeder Gemeinde, dieses Gericht vernehme Kläger und Zeugen, prüfe Beleg' und Beweise und wenn es findet, daß Jemand aus bösem Willen, durch Faulheit und Liederlichkeit, Genußsucht und schlechtes Treiben sich selbst oder gar eine Familie in Armut und Unglück brächte, und der Gemeinde, dem Staat zum Schaden und zur Belästigung würde, so richte es rasch und strenge: Fort mit dem Wicht in die Anstalt zur Zwangsarbeit; damit er nimmer dem lieben Gott den Tag abstehle, die Seinigen quäle und unglücklich mache, Gemeinde und Staat gefährde.

Rettungsanstalten für Kinder sind bereits in ziemlicher Anzahl vorhanden. Die Schweiz zählt deren bei 50, mit mehr als tausend Kindern. In Frankreich blüht besonders die Kolonie in Mettray an der Loire, von Demetz, einem reichen Pariser Juristen gegründet, die schon vor etlichen Jahren acht Häuser mit je 40 Zöglingen hatte, und nach deren Muster dann Suringar holländisch Mettray auf Rysselt bei Zütphen gegründet hat. Auch in Deutschland mehrt sich die Anzahl solcher Anstalten, namentlich zählt Württemberg deren mehrere. Der König von Bayern sprach den heilsamen Vorsatz aus, „es soll ein Netz von Rettungsanstalten über das Königreich ausgebreitet werden." — Besonders bekannt ist „das rauhe Haus" bei Hamburg. Hier ist der Weg zur gründlichen Hülfe, zur radikalen Heilung. Nun ist zwar Rühmliches schon geschehen; aber es sind doch Anfänge nur: sie können das Uebel mildern, doch keineswegs heben. Das Streben wohlthätiger Vereine

in dieser Sache verdient Anerkennung, Beifall und Unterstützung. Soll jedoch im Ganzen geholfen werden, dann müssen, wie im Volksschulwesen — Familie, Gemeinde und Staat mit vereinigter Kraft zusammen stehen und das große Werk ergreifen und fördern.

Und bringen die Summen, hierauf verwendet, auch nicht wie bei Eisenbahnen ihre baaren Prozente und Dividenden; der Segen, der daraus dem Volke entspränge, wenn Trägheit und Laster sich allgemein minderte, Fleiß und Tugend sich überall mehrte, wär' höher anzuschlagen, als jeder gewöhnliche Zins und Gewinn.

Wir verwenden Millionen, um gegen äußere Feinde das Land zu schützen; den gefährlichsten Feind im Innern: Armut, Müßiggang, Ehrlosigkeit, Genußsucht und wie die bösen streitbaren Kräfte des Lasters noch alle heißen — diesen gefährlichsten Feind lassen wir aus mancher Familie unsäglich Verderben ausbreiten über Gemeinden und Staat. Wir verwenden auch Millionen, Gut und Leben der Staatsgenossen zu schützen, um die Verbrecher zu fangen, zu richten, zu strafen; aber wir scheuen die Kosten, zahllose Verbrechen in ihrem Keim zu ersticken, indem wir die Kinder dem Weg des Verderbens entziehen und sie zur Uebung des Guten erziehen.

Doch ich schweife über das enger gesteckte Ziel dieses Buches hinaus; ich muß mir in Erinnrung rufen, daß meine Aufgabe hier nur ist, zu zeigen, es sei nicht immer und einzig Schuld und Fehle der Schule, wenn gehegte Erwartungen nicht in Erfüllung gehen. So viel ergibt sich gewiß aus der Betrachtung der beiden Bilder Nr. II und Nr. VI, daß wenn Kinder solcher Familien an Leib und Seele verderben, der Schule dieses nimmer zum Vorwurf gereichen kann.

XXIX.

(Zu Nr. III.)

Ach, wir brauchen der Lehrer auch gar so viele! Wer möchte sich wundern, wenn unter hunderten, unter tausenden gar, auch solche sich finden, die unwürdig sind, im Garten der Menschheit die jungen Pflanzen zu pflegen und zu erziehen; solche sogar, die statt Segen Verderben bereiten? Oft hörten wir schon die Klage, daß dieser und jener Lehrer Unglauben streue ins Herz der Jugend, und man deutete zum Beweise auf Kinder, wie sie in Worten und Werken der frommen Gläubigkeit spotteten und sich andächtiger Uebungen schämten, die Kirche scheuten und deren Diener mißachteten.

Und ist's denn wirklich die Schule, die solches Unheil stiftet?

Betrachten wir Nr. III der häuslichen Bilder! — Sagt nicht, die Farben sind allzu stark! Es mochte der Verfasser nicht schreiben, was er, ohne die Wahrheit zu verletzen, hätte berichten dürfen: die rohesten Witze, ganz unflätige Späße. — Die Familie Flach hat in ihrer Art und Gesinnung eine große Genossenschaft, bei Protestanten und Katholiken. Ich habe viele Kinder kennen gelernt, die zwölf Jahr und älter geworden, ohne am Morgen und Abend oder am Tisch gebetet zu haben, welchen ein solches Gebet sonderbar, ja fast lächerlich vorkam, und die eine Scham und Scheue erst überwinden mußten, eh' sie ein Gebet zu sprechen vermochten.

Ihr findet glaubensarme Herzen in allen Ständen und Klassen; unten, mitten und oben. So verächtliche, gottlose Worte, wie man sie in Familien, im geselligen Leben, auf Straßen und Märkten häufig vernimmt, wird nimmer der schlimmste Lehrer je in der Schule dulden. Es gibt keine Schule, in der nicht täglich gebetet oder lobsungen wird, täglich von Gott gelesen, gesprochen,

gelehrt. Aber, mit Absicht sag' ich es nochmal: es gibt sehr viele Familien, in welchen Jahr aus Jahr ein kein Gebet gehört wird, in welchen die Eltern nie von Gott und göttlichen Dingen ihre Kinder belehren.

Und das sind noch nicht die schlimmsten Familien. Es gibt auch solche, in welchen die religiösen Keime, die Schule und Kirche säeten, zerstört und ausgerissen werden, als wären es Keime des Unkrauts. Es gibt auch solche, in welchen man durch Worte und Werke deutlich erkennen läßt, daß man draußen vor andern Leuten aus Gründen irdischen Vortheils, oder weil's nun so Mode sei, sich kirchlich gesinnt und gläubig stelle, und diesen Heuchlern im öffentlichen Leben, diesen Spöttern im häuslichen Kreise dürfte man wol mit Rückert zurufen:

„Ihr seid die Räudigsten der Herde."

Warum nun zuerst und vornehmlich die Schule anklagen mit lautem Verdammungsruf? Und sollte nicht Dieser und Jener, der am lautesten schreit, etwa veranlaßt sein, die eigenen Pflichten wol zu erwägen, seine Worte und Werke?

Sind Diejenigen, die nach Bildung und Amt vor Allen berufen sind, Glauben und Frömmigkeit auszubreiten unter dem Volke; deren Wirken nicht auf das Alter der Kindheit beschränkt ist, sondern das ganze Menschenleben erfassen kann — sind diese wirklich frei von Schuld und Fehle? Dürfte nicht Manchem aus ihnen das strafende Wort der Schrift entgegen kommen: Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge, und des Balkens im eignen wirst du nicht gewahr!?

XXX.

(Zu Nr. IV.)

Wenn die öffentlichen Blätter Bericht erstatteten über Betrug und Diebstahl, verübt durch abergläubische Täuschung; wenn nach offener Verhandlung im geselligen Kreise die Sache besprochen wurde — dann fehlte nie der Hohn und Tadel über die Schule und ihre Leistungen. „Sie, die Schule, sollte ja längst das Volk aufklären und vor Aberglauben bewahren.“

Aberglauben! ist dieß nicht ein unerklärbares Wort, ein undenkbarer Begriff in unserer Zeit? Wer zieht die scharf und deutlich begränzende Linie zwischen den beiden Gebieten des Glaubens und Aberglaubens? Was die Einen als Punkte des wahren Glaubens bezeichnen, das nennen die Andern nun Aberglauben; was diese als Unsinn verhöhnen, das halten jene für heilige Wahrheit.

Und der Dorfschullehrer soll da entscheiden? Wie oft wurde er nicht gerade von jenen Stimmen der Oeffentlichkeit als ein „halbgebildeter Mensch“ verspottet, als ein „seichter Aufklärer“ verhöhnt, als ein „Ungläubiger“ dem Volk und den Behörden denunzirt? Und wie viele Lehrer, die in bester Absicht vor Aberglauben zu warnen meinten, sind als Ketzer bezeichnet und gerichtet worden?

Man sieht es dem Bilde Nr. IV ganz deutlich an, daß der Verfasser über den Vorwurf, „die Schule thue gegen den Aberglauben nicht genug“, etwas aufgeregt war, und daher die bittere Ironie, der beißende Spott und am Schlusse die Gegenanklage.

Das Bild bedarf keiner Erklärung. Der unversöhnliche Widerspruch, der in dieser Sache die Meinungen trennt, ist im Bilde deutlich genug hervorgehoben, so wie auch, daß gegen die mächtigen Kräfte, welche hier wirken, die Schule Nichts zu leisten vermag.

Ich werde andern Orts ein Wort in dieser Sache noch sprechen müssen, und kann mich hier beschränken.

Wohin das Volk durch die im Bilde Nr. IV bezeichneten Mittel und Wege noch kommen werde, davon geben uns jene Verhandlungen bereits Andeutungen genug. Deutlicher noch sprechen die Vorkommenheiten in Nordamerika, wo das Geisterreich schon für Geld geöffnet wird, wie ein Naturalienkabinet oder eine Menagerie, und mancher Geist sich schlimmer geberdet, als eine leibliche Bestie. Die 10,000 Gläubigen, die dort neulich versammelt waren, sahen Wunder und Zeichen, so viel sie wollten, und Weiber und Jungfrauen weissagten nach Verlangen. Da sind wir freilich noch etwas zurück im alten Europa; aber Geduld!*) wir geben uns ernstliche Mühe, weiter zu kommen, und die „halbgebildeten" Lehrer, zum Theil vom „seichten Rationalismus" noch angesteckt, werden das Reich der bereits vernehmbar an die Pforten unserer Zeit „klopfenden Geister" nimmer zu hindern vermögen.

XXXI.

(Zu Nr. V.)

Welche Personen und welche Getriebe zeigen sich hier dem Blicke!

Und all' diese Keime des Unheils soll die Schule ersticken; all' das schon wuchernde Unkraut soll sie vernichten; all' die schnöden Exempel soll sie entkräften; all' diese Reizung und schlaue Verführung soll sie wirkungslos machen; selbst schon zur Sitte gewordene Uebel soll sie noch heilen.

*) Im Jahr 1854 den 17. Oktober verkündigt der Kardinal-Generalvikar Konstantin: decrevimus ac decernimus super enunciata motus oculorum in memorata Imagine veritatem fuisse atque esse comprobatam.

Und weil sie's nicht kann und vermag, so wird sie geschmäht und verachtet, und angeklagt der Schuld und Verwirrung. Die arme Schule!

Ihr fragt: Sind die Züge dieses Bildes richtig und wahr gezeichnet? — Jeder Mann von Erfahrung wird euch sagen: sie sind treu aus dem Leben genommen; täglich kommen sie so zum Vorschein, und Manches des Schlimmsten ist im Bilde noch nicht bemerkbar. Es fehlen ja noch die saubern und leider nicht seltenen Vögte, die Wittwen und Waisen betrügen; es fehlen auch noch jene treulosen Beamten, die nicht bloß vom Schweiße des fleißigen Mittelmanns, sondern von Thränen des Aermsten sogar sich gütlich thun; es fehlen noch Viele: denn die Art des Betruges ist unübersehbar und die Anzahl der Betrüger ist Legion.

Gebrüder Friper und Kniper, die ärgsten Blutsauger am armen und hülfsbedürftigen Volke, sind eine überaus zahlreiche Genossenschaft.

Bedeutungsvoll ist die Hinweisung, „daß die Aermsten gerade Alles am theuersten kauften." Fast jedes Dörfchen hat einen Friper und seine Familie zu nähren; in Städten muß das Proletariat ein großes Personal von Friper und Compagnie erhalten. Ein großes Uebel liegt hier offen am Tage, und doch hat man, Friper und Compagnie zu Gefallen, den ersten Versuch zur Hülfe, durch die Konsumvereine, mit Spott übergossen, mit schnödem Verdacht zu hindern gesucht. Allerdings sind diese Vereine der Tod der Kleinkrämerei. Seien sie's auch! Die Kleinkrämer sind zumeist unthätige Leute, die vom Nothpfenning der Armut leben; ihr Borgsystem mit 100 Prozent fördert den Hang zum Schuldenmachen und gleicht dem abscheulichsten Wucher. Es ist wahrlich kein Zeichen edler Gesinnung, wenn man, sei es aus Haß gegen Personen oder sogar politischer Meinungen

wegen, ein segenverheißendes Werk verhindert oder doch nicht unterstützt.

Wie die Consumvereine dem schädlichen Treiben der Friper entgegen wirkten, so könnten Kredit- und Leihanstalten gegen das schreckliche Wesen der Kniper Hülfe verschaffen. Freilich nicht solche Bank- und andere Institute, die nach höchstem Prozente trachten und niemals Hülfe geben, sobald auch nur ein Schein von Zweifel vorhanden, während doch Kniper bisweilen noch Etwas riskirt.

Ich denke, die reichen und vornehmen Leute thäten weit besser, dergleichen Hülfsanstalten kräftig zu fördern, als das Gespenst des Kommunismus durch ein Klagegeschrei erst noch herauf zu beschwören oder dem Volk das Glück der Armut zu preisen.

Ein grinsender Zug tritt uns in jenem Bilde besonders widrig entgegen, und doch lehrt die Erfahrung, daß er richtig gezeichnet sei; ich meine die Andeutung, daß Taglöhner, Dienstboten, Arbeitsleute, Handwerker sogar, so häufig denken und sprechen: Nur drauf gemacht, Der hat's ja — und dieser schändlichen Regel entsprechend handeln. Durch dieses Treiben sind die besten Herzen verbittert worden, daß sie in kalter Verachtung bei der Noth der Bedrängten verschlossen bleiben; daß sie die niedern Klassen unfähig halten zur guten Gesinnung und redlicher That. Leider läßt sich nicht läugnen, daß dieser grinsende Zug, umspielt von roher Genußsucht und schmählichem Undank, nur zu häufig im Leben des Volkes erkannt wird.

Oft schon wollt' es mir scheinen, das größte Uebel der Menschheit liege darin, daß der Gerechtigkeitssinn nicht zur vorherrschenden Kraft entwickelt sei. Ach, wie nimmt es die Menge so wenig genau bei der Bestimmung von „Mein und Dein"! Wie oft opfert sie das sauer erworbene Gut des Nächsten wüster Genußsucht! Wie oft mißbraucht sie die

Güte des Menschenfreundes! — Wie selten ist jener edle Stolz, der lieber entbehrt und entsagt, als durch niedrige Mittel zum Genusse gelangt! Wie zahlreich und mannigfaltig die böse Anregung sei; wie schlimm die Gesinnung durch Leben, Sitte, Gewohnheit verpflanzt; wie häufig das schändliche Beispiel: Ihr Lehrer! trachtet mit allem Eifer darnach, Gerechtigkeitsliebe zu pflanzen ins Herz der Jugend! Wo die göttliche Lehre, wo das freundlich ermunternde Wort nicht ausreicht, da zeigt aus der nächsten Zeit und Umgebung — denn überall zeugt die Erfahrung — daß am ungerechten Gute Fluch und Verderben haftet, unabwendbar! und trifft es nicht schon den Vater, so trifft es sicher die Kinder und Enkel. Der Spruch: „ein ungerechter Heller verzehrt tausend Thaler", ist unzählige Mal erwahret.

XXXII.

(Zu Nr. VII.)

Wozu dies düstere Bild?

Um erstlich zu zeigen, daß die Schule Nichts vermag bei einem Geschlechte, das ohne Gefühl und Gedanken stumpfsinnig hinlebt.

Um ferner zu zeigen, daß da, wo Alles beim Alten bleibt, nicht immer schon menschlich Gutes und Schönes gedeihe: weil oft auch das Alte roh, gemein und verderblich erscheint.

Das sei ein Gegenstück zu den poetischen Bildern, die uns in still verborgnem Gehöfe noch die unverdorbene Menschheit zeigen. Aber in welchem Bilde ist wol die Wahrheit? — Ich will nicht bestreiten, daß hie und da in ländlicher Stille gute und freundliche Menschen leben, in Frieden und ruhigem Glück. Aber die Anzahl der Höfe, wo es zugeht, wie auf dem Kratzenhof, wenn nicht schlimmer noch, dürfte vielleicht die Mehrzahl bilden.

Ist denn ein Wesen und Treiben wirklich zu preisen, das keine Spur von Fortschritt zeigt im Leben ganzer Geschlechter? Welche Bedeutung haben die Kratzenhöfer doch in der Menschheit? Welches Verdienst vor Gott?

Ihr könnet in Deutschland durch Gegenden kommen, weit umher von einzelnen Höfen besetzt, ziemlich entfernt von einander. Da fliehen die Kinder scheu vor euch, und die Erwachsenen stehen verblüfft und staunend; sie sind noch gänzlich „unbeleckt von der Kultur". Sind wir im Lande der Schulen, unter dem „Volke von Denkern"? so fragt ihr euch selbst im Stillen.

Damit ihr dem Volke und den Schulen nicht Unrecht thut, so hat der Verfasser das Leben der Kratzenhöfer euch im Bilde deutlich gezeichnet.

Wie mag es wohl noch auf dem Kratzenhof enden? Diese Frage steht am Fuße des Bildes. — Mit immer tiefrer Versunkenheit und mit Verarmung. So antwortet alle Geschichte und alle Erfahrung. Ohne Fortschritt ist kein Bestehen, ohne Bildung kein Fortschritt.

XXXIII.

(Zu Nr. VIII.)

Wer bei Betrachtung dieses Bildes die Achseln zuckt, zweifelnd, ob ein solches nach Wahrheit und Wirklichkeit je gezeichnet werden könnte, der gehe hin und forsche in unsern Städten und Städtchen, und man wird ihm der Originale nur zu viele zeigen. Ich fürchte fast, es möchte Denjenigen, der dies Bild entworfen hat, nicht bloß von einer Seite der Vorwurf treffen, er habe betrübten Eltern oder Verwandten schonungslos ihr Verschulden vorgehalten, während sie es bereits so hart und schmerzlich zu büßen haben.

Ich brauch' es kaum zu sagen, Jeder fühlt es von selbst heraus, daß da, wo die Eltern so verfahren, die Schule ohne allen erziehenden Einfluß bleibt. Wo das Verderben im elterlichen Hause so eifrig und kräftig gefördert wird, da wird Niemand die Schule anklagen wollen.

Aber es gibt gar viele Familien, bei welchen die Züge des Bösen und Thörichten nicht so grell hervortreten, und erst dem schärfern Einblick offenbar werden.

Und dieß verderbliche Treiben und Streben der Eltern, sei es auch in viel minderm Grade, als es in diesem Bilde hervortritt, ist schon stark genug, um jedes heilsame Wirken der Schule zu lähmen. Unbegreiflich und unverzeihlich ist die treibende Hast, mit der man Kindern schon die Genüsse der Erwachsenen zuwenden will: Kindervisiten, Kinderkonzerte, Kindertheater, Kinderbälle; es fehlen nur noch Kinderhochzeiten.

Kaum haben Töchter das 12te Lebensjahr erreicht, so schnürt und stopft und zupft man an ihnen herum, um sie als erwachsene Fräulein zu präsentiren. Warum denn nicht? Sie haben ja mehrere Jahre schon das Theater besucht, und wissen Bescheid in wichtigen Dingen, in Liebesspiel und Liebesintriguen sogar, und tanzen können sie auch, und singen und deklamiren.

Anstatt das Söhnlein in freien Stunden mit seinen lustigen Altersgenossen spielen zu lassen, derb und natürlich, zieht es Papa zur Bierbank oder zum Weintisch, damit es ja frühzeitig zum ewigen Wirthshauslaufen gewöhnt sei.

Wer ist's, der mich der Lüge zu zeihen wagt in diesen Worten?

Als Schulmann muß ich noch etliche Punkte besonders beleuchten.

Häufig geschieht es, daß man Knaben, welche die Schulen besuchen, in besondern Stunden durch Privatlehrer nachhel-

fen läßt. Es mag Fälle geben, wo Solches wohl am Platze ist: Kränklichkeit, unverschuldet Zurückstehn in einzelnen Fächern u. dgl. Aber leiblich und geistig gesunden Knaben, die den geordneten Schulgang machen, jene Hülfe durch Privatlehrer geben, das nenne ich eine höchst verderbliche Sitte. Das heißt den Hang zur Bequemlichkeit und zur Trägheit fördern. Man nimmt dem Schüler die schönste Freude, die allein aus dem Gefühle der eignen Kraft entspringt. Man vernichtet das Selbstvertrauen, — im Knaben die Blüthe männlicher Würde — und gewöhnt ihn daran, auf Andere sich zu verlassen, und hier ist die Quelle zur Nachlässigkeit, zur schwächlichen Zaghaftigkeit, wol auch zur Lüge, Täuschung, zur Aneignung fremden Verdienstes.

Verständige, gute Eltern werden es lieber sehen, daß der Sohn durch eigene Kraft und Thätigkeit sich auf den mittlern Plätzen behaupte, als daß durch Anderer Wissen und Können und deren Hülfe er verdienstlos einen der ersten Plätze erreiche.

Wie in Hätschler's Familie ist's auch in andern häufig zur Mode geworden, ehe die Töchterlein in der Muttersprache ordentlich denken und sprechen gelernt, alsbald auch französisch reden zu lassen: es sei das vornehm und ein großer Gewinn. — Es mag wol sein, daß solche Kinder in gewöhnlichster Umgangssprache deutsch und französisch reden können; aber für Entwicklung und Bildung der Kräfte ist damit gar wenig gewonnen; vielmehr hat die Erfahrung gezeigt, daß solche doppelzungige Kinder im Denken zurück geblieben, und das ist leicht zu erklären: das Wortgedächtniß bleibt vorherrschend in Uebung; Gedanken und Sätze drehn sich im Kreis gewöhnlicher Vorkommenheiten und Phrasen; deutsch und französich fortschreitend denken, sprechen, schreiben und lesen zumal lernen, das ist dem kindischen Wesen zu viel. So geschieht es denn oft, daß solche parlirende Kinder, wenn sie

zum ernsten Lernen kommen, hinter andern zurück stehen, und dann das Doppelgeplauder zeitig ein Ende nimmt.

Als dritten schädlichen Punkt heb' ich besonders hervor die Leserei, die im zarten Kindesalter, vor dem siebenten Jahre schon, häufig betrieben wird. Und an welchen Stoffen? Meist an solchen, welche die Phantasie überreizen und mit thörichten, oft sogar gräßlichen Bildern erfüllen. Mag immerhin Ch. Dickens in seinem „Gradgrind" der anderseitigen Uebertreibung spotten, es ist darum noch lange nicht ausgemacht, daß Diejenigen, welche mit ihren zahllosen Mährchen von Riesen und Zwergen, von Feen und Zaubrern die unnatürliche Lesegier in den Kindern erregen, wirklich zur rechten Entwickelung der Kräfte und ihrer Ausbildung wirken.

Doch diese Kindsleserei ist nur der schlimme Anfang; weit Schlimmeres folgt bei vielen Mädchen und Knaben: sie lesen Romane der schlechtesten Sorte, und Lustspiele auch. Freilich: wenn sie vom Kindesalter an schon das Theater besuchten und da die Liebesszenen, Entführung und schlaue Hinterlist schauten, dann sollte das Lesen auch zulässig sein; indessen das einsame stille Erfassen, das träumerische Sinnen, das Spiel phantastischer Bilder vergiftet noch mehr die kindliche Seele.

Wie viel verderbliche Thorheit findet man doch in mittlern und höhern Ständen bei der Erziehung der Kinder!

XXXIV.

(Zu Nr. IX.)

Ein Gegenstück zum vorhergehenden Bilde: Verweichlichung dort, hier Ueberforderung; und in dieser Verschiedenheit wieder ein Gleiches, nämlich als erster Beweggrund Eitelkeit der Eltern, die nur in der Geltung des Kindes ihre Befriedigung sucht.

Es ist ein schauriges Bild. Wir sehen die Eltern den duldenden Sohn von Stufe zu Stufe drängen, bis er der übertriebenen Anforderung und der Ehrsucht ein Opfer geworden. Habt ihr nicht die Sage von Menschenopfern gehört, daß man Kinder dem Moloch in die glühenden Arme gelegt? Solches thaten die blinden Heiden, und wir Christen denken hieran mit tiefstem Abscheu.

Und doch: Was thun denn jene Eltern, die im Herzen der Kinder sündliche Lüste erregen lassen? Was jene, die um Reichthum und äußern Glanz Frieden und Glück der Kinder verhandeln? Was jene, die aus Eitelkeit, Ehrsucht und Eigennutz ihre Kinder um Gesundheit des Leibs und der Seele bringen?

Aus der übergünstigen Meinung, welche die Eltern von den Talenten und Kräften der Kinder haben, ist unsägliches Unglück gekommen, und täglich wird es vermehrt: Verkennung der Schule und Undank gegen die Lehrer, Qual der Kinder und Mißbestimmung derselben, Enttäuschung der Eltern und endloser Jammer. Hier ist die Wurzel, aus der viel Unheil auf dem Gebiet der Erziehung entsprießt. Der Eltern verkehrter Wille und Wunsch zwingt die Schule und ihre Lehrer, gegen den Ruf der Natur zu handeln und über das Maß der Kräfte hinaus zu fordern.

Immer nur der verkehrte Wille und Wunsch der Eltern? Im vorliegenden Bilde sind nur diese als bewegende Kräfte in solchem Getriebe bezeichnet; aber die Schule und ihre Leiter und Lehrer sind hie und da in gleicher Verschuldung. Laute Klagen und selbst Anklagen sind hierüber schon oft erklungen, und zwar über die Schulen aller Stufen, über die Volksschule zumeist.

Sind in den höhern und höchsten Schulen die Anforderungen abgesteckt und bemessen nach den Kräften, die der Mehrzahl der Studirenden innewohnen? Manche verneinen

dieß und behaupten, der Maßstab sei nach der höchsten Kraft genommen, welche nur Wenigen zukommt. Daher die Erfahrung, daß Viele, wenn sie zwanzig Jahre Schulen und Hörsaal fleißig besucht, nicht ausgelehrt, sondern ausgeleert scheinen: leer an eigener Kraft, ohne Willen, Muth und Geschick. Die Kraft der Muskeln, die Schärfe der Sinne, das Licht des Verstandes, die Glut des Gemüthes haben sie im Lernen und Studiren verbraucht, und stumpf und ungeschickt, dumm und gefühllos treten sie in die praktische Welt, oft zu Spott, Mißachtung und Täuschung. Solchen Vorwurf hat man vielmal vernommen; ob er wahr und gerecht sei, mögen Andre erforschen. —

XXXV.

(Zu Nr. X.)

Da haben wir nicht sowol ein einzelnes Bild, als vielmehr eine Reihenfolge von Bildern, in einen Rahmen gefaßt. Ein Mann, der genau bekannt geworden mit den Familien dieser Ortschaft, schildert dieselben und gibt sein Urtheil über die sittlichen Zustände und deren Wirkung auf die Erziehung der Kinder.

Mit Lob und Beifall bezeichnet er mehrere gute Familien; aber er hat auch viel von andern zu erzählen, von schlimmen Neigungen und Gewohnheiten, von wüster Rohheit und großer Bosheit. Er zeigt, wie im elterlichen Hause die Kinder durch Wort und That hingeleitet werden zur Grausamkeit, Unreinlichkeit, Heuchelei, Leichtfertigkeit, Streitsucht u. s. w. — wie durch Laster des Vaters: Spielsucht, Trunksucht — den Kindern Schande, Jammer und Noth bereitet und das Haus der Eltern zur Hölle gemacht wird.

Und auch diese Bilder wären dem wirklichen Leben entnommen? Fragt nur andere Männer, die das Leben des

Volkes aus vielfacher Berührung kennen! Fragt die Pfarrer, Lehrer, Aerzte und Ortsvorsteher! Sie werden in jedem Weiler und Dorfe euch dergleichen Familien namhaft machen.

Und nun erwäge noch Jeder, der mit mir die Bilder I bis X betrachtet hat, in welchem Verhältniß der Schule oder dem häuslichen Kreise auf die Erziehung zu wirken vergönnt ist!

Erst im sechsten oder siebenten Jahre kommt das Kind in die Schule: Wie viel schlimme Neigung und Angewöhnung bringt es da schon mit sich!

Nur 4 bis 5 Tage der Woche, nur 4 bis 6 Stunden des Tages ist es dann in der Schule unter der Leitung des Lehrers; also kaum 28 Stunden von den 168 der Woche: Wie schwer muß es der Schule werden, bei so ungünstigem Zeitverhältniß das vorhandene Böse, das noch täglich in Worten und Thaten zur Uebung kommt, auszurotten und die Kraft und den Willen zum Guten zu geben!

Dann geht es bis zum 12ten, theilweise bis zum 14ten Jahre, und der thätige Einfluß der Schule hört beinahe gänzlich auf; zu den Einwirkungen des häuslichen Lebens aber treten die des geselligen Umgangs hinzu, das freiere Treiben des kräftigen Jugendalters, und hier kommen Bräuche, Sitten und Gewohnheiten oft zur Uebung, die gar wenig im Einklang stehen mit den religiös-sittlichen Lehren der Schule: Wie leicht werden in solchem Leben und Treiben die guten Keime, welche die Schule gepflanzt hat, niedergetreten und gänzlich verderbt!

Habt ihr nun, ihr unermüdlichen, schonungslosen Tadler und Richter der neuen Schule! habt ihr solche Wirkungen des häuslichen und geselligen Lebens auf die Erziehung der Jugend auch schon erforscht und erwogen? So thuet es denn von jetzt an, und trachtet nach Wahrheit und Gerechtigkeit in eurem Urtheil!

Aber ich bin noch nicht am Schlusse: es ist noch Anderes zu bezeichnen, was der Schule hemmend entgegentritt, ihr heilsames Wirken erschwert, den besten Willen verkehrt und falsche und ungerechte Urtheile über die ganze Anstalt hervorruft.

B. Eine Session des Kirchen- und Schulkonventes in Schluffingen.

XXXVI.

(Zu Nr. XI.)

Wo die Volksschule gesetzlich organisirt ist, da bestehen auch unmittelbare Schulbehörden; heißen sie Kirchen- oder Schulkonvent, Schulpflege, Schulvorsteherschaft, Lokalinspektion, Schulrath oder wie sonst noch. Die nächste Behörde sollte die nächste und beste Stütze der Schule sein; aber gar häufig klagt man dieselbe der Gleichgültigkeit an, der fortgesetzten Pflichtversäumniß und sogar, daß sie den Fortschritt der Schulen hindre, statt ihn zu fördern.

Es besteht in einigen Ländern, so zumeist in der Schweiz, die Anordnung, daß jeder Schulvorsteher, wenn er die Schule besucht, Namen und Tag in einem besondern Heft notire. Da zeigt es sich denn, daß mancher Schulvorsteher Jahr aus Jahr ein die Schule niemals betritt. Nicht bloß allein und verlassen steht mancher Lehrer; wenn er am treuesten die Pflicht erfüllt, wenn er nach seinem Gelöbniß Gesetz und Verordnung handhabt, so werfen Schulvorsteher, statt ihn zu schützen, alle Last und Feindschaft auf ihn. Dieses schlimme Verhältniß schadet den Schulen in vielen Orten am meisten, und die dramatische Darstellung Nr. XI soll dem Leser dieses schädliche Wesen und Treiben anschaulich machen.

Wir sehen den jungen eifrigen Lehrer, den alten erfahrnen Pfarrherrn und dann die erwählten Dorfmagnaten. Seit Jahren schon hatte der Pfarrherr nach mancher bittern Erfahrung jede Hoffnung aufgegeben, irgend einen Fortschritt, eine Verbesserung zu erzielen. So schleppte sich auch die Schule fort im alten ausgelaufnen Geleise. Die Dorfmagnaten schickten etwa die eignen Kinder etliche Jahre „ins Institut". Die vielen armen und gemeinen Leute des Dorfes brauchten nach ihrer Meinung eben nicht viel zu lernen, und so ließen sie auch den alten kränklichen Schulmeister manches Jahr noch stehen, bis an sein seliges Ende, obgleich er gänzlich untauglich längst vorher geworden.

Der junge Lehrer kam in frischer Begeisterung: voll Feuer, voll Muth, voll pädagogischen Eifers. Er war ein unterrichteter Mann; abgesehen vom Pfarrherrn kam ihm Keiner im Dorfe an Bildung, an Wissen und Können gleich, besonders war er in Rede und Schrift gewandt und kräftig. Er scheute sich nicht, entschieden anzusprechen, was er zu fordern berechtigt war an Besoldung und Nutznießung; er kam nach Art der mittlern Stände gut gekleidet, und hielt sich ferne von gemeiner und roher Gesellschaft. Er wagte sogar, laut über die Schulvorsteher zu klagen, über den Stand und Gang der Schule.

Da hörte man bald an vielen Orten, zumal an Wirthstischen, auch in der Stadt sogar, über den neuen Schulmeister klagen, den hochmüthigen jungen Menschen, der wie ein Herr daher komme, und selbst vor den ersten Männern des Dorfes „keinen Respekt nicht habe". Es ging nicht lange, so hörte man Schlimmeres noch: der Lehrer sei ein Freigeist; er halte Nichts auf Religion; er treib' in der Schule allerlei üble Sachen; er suche die Kinder an sich zu ziehen, daß sie lieber zur Schule gingen, als zu Hause blieben und schafften; sie

zeigten mehr Achtung vor dem Lehrer als vor dem Ammann und Pfleger, ja bald vor dem Pfarrer selbst.

So standen die Sachen, als der Lehrer nach langem Drängen und Treiben eine Sitzung des Konventes in Sachen der Schule endlich veranlassen konnte. Diese Sitzung schildert uns Nr. XI in dramatischer Darstellung. Und daß es an andern Orten, an mehrern sogar, dergleichen Schulbehörden noch gebe — etwas besser, etwas schlimmer vielleicht — das behaupten glaubwürdige Leute.

C. Rede eines Schulpräsidenten vor der Wahl eines Lehrers.

XXXVII.

(Zu Nr. XII.)

Nicht die Urtheilsunfähigen und Gleichgültigen allein verachten und versäumen die Schule; nicht die Gegner bloß schaden ihrem guten Rufe: auch sogenannte Freunde und Beförderer des Unterrichts und der Erziehung bereiten nicht selten der Schule große Schwierigkeiten und Hindernisse, und dieß geschieht etwa sogar durch reiche oder angesehene Männer, die selbst eine höchst mangelhafte Bildung genossen haben, oder auch von Natur wenig begabt sind, vom Schulwesen durchaus irrige Vorstellungen haben, *aber Einfluß auf das Volk üben und in Behörden und Vereinen das große Wort führen.*

Die Rede, welche uns in Nr. XII überliefert wird, möchte wol in einer schweizerischen Wahlversammlung gehalten worden sein. In den schweizerischen Räthen, Versammlungen und Vereinen hört man nicht selten schlichte Bauern und Ge-

werbsleute mit einer solchen Klarheit, Sachkenntniß und Würde sprechen und debattiren, daß der Fremde darüber erstaunt, der Schweizer aber mit Freude und Stolz auf diese Männer aus der Mitte des Volkes blickt. Dann aber trifft man leider auf Gegenbilder: etwa Männer, welche das Urtheil des Volkes verwirren, welche in Räthen und Vereinen ihre Kollegen oder Genossen auf eine oratorische Folter spannen und in Zeit und Geld empfindlichen Schaden anrichten. Es gibt mancherlei Uebel im öffentlichen und geselligen Leben, und dasjenige, das verwirrte und eitle Schwätzer über uns verhängen, gehört gewiß nicht zu den geringsten. Indessen wäre da jede Klage, jede Warnung und Mahnung vergeblich: das getriebene Rad muß sich drehen, die Mühle muß klappern, das stürzende Wasser rauschen; und wer vom Dämon der Rednerei besessen wird, dessen Zunge ist nicht zu bändigen.

So einen Zungendrescher hören wir in Nr. XII. Ob die ganze Rede also gehalten worden sei, dürfte vom Verfasser kaum zu verbürgen sein; aber sicher ist es, daß die schlagendsten Worte und Sätze wirklich bei ähnlichem Anlaß gesprochen wurden, so z. B. die Forderung „geistreicher Aufsätze" kam neulich in einer Rede gegen die Zürcherische Volksschule vor, und so auch fast wörtlich die Schlußstelle in einer wirklichen Wahlversammlung.

Die Sache hat freilich ihre komische Seite; sie hat aber auch eine sehr ernste: denn es entstehen hieraus große Nachtheile für die Schule.

Zuerst erregen dergleichen Sprecher im Volke Ansichten und Erwartungen von der Schule, die eben so unvernünftig als unerfüllbar sind. Sie üben Einfluß etwa in Schulbehörden, und treiben zu thörichten Anordnungen; endlich sind sie die ärgste Plage und Qual verständiger Lehrer. Wer sich herbeiläßt, ihnen zu schmeicheln, den nehmen sie unter Protektion; aber solchen Protektor zu ertragen, das vermag kein

Mann von Ehre. Wer ihrem Geschwätze nicht willig das Ohr leiht, nicht applaudirt, ihrem Verlangen nicht Rechnung trägt, an dem versuchen sie so eine Art Tyrannei in rustikoser Manier. Diese Menschen sind es nicht selten, die von Schulmeisterdünkel, von Hochmuth, von Halbbildung schreien; die tüchtigsten, wackersten Lehrer sind ihnen etwa am meisten verhaßt; denn bei aller Eitelkeit fürchten sie doch, der geschickte Lehrer möchte ihre Böcke und Schnitzer in Rede und Schrift — im Stillen belächeln.

Die Schule hat einen großen, mächtigen, überall thätigen Feind: das ist die Meinung, es wisse und verstehe Jeder am besten, was die Schule leisten müsse und leisten könne, auch wie sie es leisten möge. Da findet sich Jeder berechtigt, vorzuschreiben, zu fordern und zu befehlen; Jeder spendet mit Sicherheit Lob oder Tadel. Der fadeste Schwätzer scheut sich nicht, dem gebildeten, vielerfahrnen Schulmann spottend und schimpfend gegenüber zu treten und über dessen Werke, die er nicht kennt und versteht, ein wegwerfendes Urtheil zu sprechen.

Gott bewahre die Schule und ihre Lehrer vor solcher Art Beschützer und Freunde, wie in jenem Redner sich einer hervordrängt!

D. Ansichten über Volksbildung, auf „höherm Standpunkte" gewonnen.

Briefe eines Staatsmannes an einen Schulmann.

XXXVIII.

(Zu Nr. XIII.)

Als ich diese Briefe einem meiner Freunde, einem aufrichtigen Förderer des Volksschulwesens, zur Prüfung mittheilte, und ihm sagte, daß ich dieselben durch den Druck

weiter verbreiten wollte, da mahnte er mich ernstlich und dringlich von diesem Unternehmen ab.

„Die Schule hat ohnehin der Gegner, Tadler und Spötter genug, sprach er; wozu auch noch diesen die Waffen bieten? Und zwar solche Waffen, welche bei Zagenden und Zweifelnden noch mehr Besorgniß und Schwanken erregen müssen und selbst bei Freunden der Schule Bedenken hervorrufen können."

Darauf erwiederte ich: Es ist ja besser, es trete die Weisheit in klaren Worten ans Licht, als nur in einzelnen hochhertönenden Schlagwörtern oder in geheimnißvollen abgerissenen Andeutungen.

Vielleicht ergibt sich, daß neben viel Treffendem auch Manches in diesen Briefen, was beim ersten Anblick als ächtes Gold aus dem unerschöpflichen Schachte des klaren und ferngesunden Verstandes erscheint, doch nur gemeines Metall sei, von falschem Glanze umspielt. Vielleicht, daß manche Sätze und Folgerungen, die zeugen sollen von hoher Weisheit und vielgereifter Erfahrung, doch nichts weiter sind, als gemeiner Leute roher Witz im Gewande vornehmer Blasirtheit oder sogar das schwache Ergebniß eines beschränkten Blickes.

Wir wollen die Sachen betrachten in ruhiger Prüfung, und Andere mögen ein Gleiches thun.

Die Grundgedanken des ersten Briefes sind:

Die überaus große Mehrzahl der Menschen ist zur Verrichtung schwerer Arbeiten auf der Welt.

Die zu schwerer Arbeit bestimmte Mehrzahl der Menschen heißt „das gemeine Volk".

Das gemeine Volk **muß** in Armut leben, sonst würde es seine Bestimmung nicht erfüllen.

Im Zustande der Armut ist ein glückliches Leben nur möglich bei dem geringsten Maße sowol

der leiblichen Bedürfnisse als auch der geistigen und gemüthlichen Thätigkeit.

Darum ist alles Streben, das dazu mitwirkt, im gemeinen Volke das Verlangen nach irdischen Gütern und Genüssen oder die Neigung zu geistiger und gemüthlicher Thätigkeit anzuregen, ein zweckwidriges und verderbliches.

Der Inhalt dieser Sätze wird zudem nicht blos als ein Ergebniß menschlicher Weisheit, sondern zugleich als göttliche Weltordnung bezeichnet; hinsichtlich der Bestimmung zur Verrichtung schwerer Arbeiten wird auf die Stelle der h. Schrift hingewiesen: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen (Mos. I. 3.); dann bezüglich der Unzulässigkeit geistiger Anregung und Erkenntniß auf das Wort der Schlange: Ihr werdet sein wie Gott, und wissen was gut und was bös ist (Mos. I. 3.); und endlich rücksichtlich der Gefahr im Streben nach irdischen Gütern auf den Ausspruch des neuen Testamentes: Die aber reich werden wollen, fallen in Versuchung und Fallstricke und viel thörichte und schädliche Begierden, welche den Menschen in den Untergang und das Verderben stürzen (1 Tim. VI. 9.).

Diese Stellen des göttlichen Wortes dürften aber, wie mir scheint, mit großem Gewichte auch gegen den Inhalt jener Sätze gebraucht werden; denn es kann nicht heißen: „das gemeine Volk" soll im Schweiße seines Angesichtes sein Brod essen — sondern es bedeutet: alle Nachkommen Adam's sollen es; das Wort der Schlange, insofern die Reizung zur Erkenntniß ins Verderben führte, muß wol als ein Wort der Verführung für alle Menschen gelten, und die Warnungen des Heilands vor „Reichthümern" ergeht nicht nur an Diejenigen, die reich werden wollen, sondern ganz vorzüglich an Diejenigen, die reich sind.

Ich begreife nicht recht, daß der „Staatsmann" auf jene Schriftstellen sich berufen wollte; um so weniger, da derselbe aus der Geschichte weiß, wie große Gefahren und Leiden durch die einseitige und irrthümliche Auffassung und Anwendung von Bibelstellen hervorgerufen und veranlaßt worden sind. Zu welch' furchtbaren Waffen könnten Fanatiker jene Stellen benutzen, und zwar gerade gegen diejenigen Stände, die nicht „im Schweiße des Angesichtes ihr Brod essen", die in der Erkenntniß keine Verführung sehen, und in Reichthümern keine Gefahr der Seele? Wie, wenn die Armen ihm mit den Schriftstellen entgegneten: Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen. — Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme (Matth. XIX. 23. 24.). — Und dann hinzusetzten: Um deiner Seligkeit willen wollen wir dir die Reichthümer abnehmen? —

Doch, ich will hierüber nicht weiter eintreten.

Der Staatsmann zählt Jeden, der schwere Arbeit verrichtet, zu den Armen, zum „gemeinen Volke"; denn nur die Armen verrichten solche Arbeiten. — Diese Klassifikation ist nach meinen Begriffen ganz und gar unrichtig: wir haben eine große Anzahl Erwachsener beiderlei Geschlechtes, die ihr ganzes Leben hindurch mühsame Arbeit verrichten, und keineswegs nothdürftig oder gar arm sind; im Gegentheil, gerade die Arbeitsamsten sind in der Regel die Wohlhabenden.

Ueberhaupt scheint er Jeden, der nicht Geld und Gut besitzt, und mit seiner Hände Arbeit sich ein Auskommen verschaffen muß, zu den Armen zu zählen, und zwar dann mit der Zumuthung, daß ein Jeder von diesen, wie der Arme überhaupt, auf die Theilnahme an den irdischen, geistigen und gemüthlichen Gütern, Anregungen und Genüssen so zu sagen verzichten müsse.

Das ist aber nach meinen Begriffen wiederum eine höchst

irrthümliche Meinung, und nach meinen Gefühlen eine höchst unbillige Zumuthung.

Wer leiblich, geistig und gemüthlich gesund ist, und durch Fleiß, Geschicklichkeit und Treue sich selbst oder auch sich und die Seinigen durchbringt, und zwar ohne Mangel und Noth, der soll nicht zu den Armen zählen. Arm — in jener unselbstständigen, niedergedrückten, unglücklichen Stellung, in welcher eben das Unglück der Armut besteht — ist nur jener Besitzlose, der aus leiblicher oder geistiger Schwäche oder wegen anderer Hindernisse nicht mehr Das hat und erlangen kann, was er für sich selbst oder auch für sich und die Seinigen nothwendig bedarf.

Zieht man den Kreis der Armut nach solchem Merkmal — und im wirklichen Leben ist dieses nur gültig — dann verliert der Grundgedanke des „Staatsmannes" jede Bedeutung, und all seine Folgerungen sind nichtig und unstatthaft.

Oder: Wer wollte, namentlich in Deutschland und in der Schweiz, die große Mehrzahl der Menschen, „Dreiviertheile derselben sogar"! zu Solchen zählen, die im unglücklichen Zustande dieser wirklichen Armut leben?

Oder: Wer wollte, namentlich in Deutschland und in der Schweiz, all die Bauersleute, Gewerbsleute, Handwerker, Fabrikarbeiter, Dienstboten: all diese Millionen fleißiger, kräftiger Menschen, die ihre Lebensbedürfnisse redlich und ordentlich bestreiten, in die Klasse der Armen setzen, die als solche ausgeschlossen bleiben müßten von der Theilnahme an den Gütern und Genüssen der Erde und von der Bethätigung ihrer geistigen und gemüthlichen Anlagen?

Der „Staatsmann" wird es nicht wagen, auf die eine oder die andere dieser beiden Fragen zu antworten: „Ich will es, ich thu' es" — und so muß er die mit so viel Anspruch auf Staatsweisheit ausgesprochenen Lehren als eitle, unhaltbare Behauptungen fallen lassen.

Ich könnte es mit dieser Richtigkeitserklärung der Hauptpunkte genügen lassen, will aber doch noch einige Nebenpunkte erörtern.

Das Unglück, welches den Kindern der Armen aus einem guten Schulunterrichte erwachsen soll, und das der „Staatsmann" so anschaulich und exemplarisch schildert, ist bis jetzt noch nirgend zur Wirklichkeit geworden, und wenn er sich an dem Ausdrucke: „die Kinder aller Volksklassen nach übereinstimmenden Grundsätzen bilden" — besonders stößt, so ist zu bemerken, daß sich diese Bestimmung eben nur auf die Schulzeit zwischen dem 6ten und 12ten Lebensjahre bezieht und zwar in der Schweiz, wo es keine bevorrechteten Stände gibt und Alle zum Volke gehören. Ich habe noch Keinen darüber klagen hören, daß er das Glück gehabt habe, eine gute Schule besuchen zu können; daß ihm seine Kenntnisse, seine Fertigkeiten im Lesen, Schreiben und Rechnen besonders lästig und peinlich seien; vielmehr hörte ich schon Manchen darüber jammern, daß er nicht besser geschult worden sei, wodurch er eben an seinem bessern Fortkommen gehindert werde. Wenn Einzelne, was auch etwa geschehen mag, einen schlechten Gebrauch von ihren Kenntnissen und Fertigkeiten machen, so ist dieß eben ein Mißbrauch, und immerhin nur eine Ausnahme in schlimmer Richtung; vielleicht hätten die bösen Neigungen eines solchen Menschen, wenn er keinen Unterricht genossen hätte, einen noch viel schlimmern Weg eingeschlagen.

Dürfte ich übrigens mit dem „Staatsmann" auch über Menschenwürde und Menschenrechte ein Wort sprechen, so würd' ich ihn fragen: Herr, woher haben Sie Gewalt und Macht, in der Art über Leib und Seele der Kinder des Volkes zu gebieten, daß Sie denselben den Bildungsgang und Bildungsumfang vorschreiben, ohne Beachtung der Gaben, die Gott denselben verliehen hat?

Die Hinweisung auf „klavierspielende" Küchenjungfern,

auf Mägde, die Romane — auf Näherinnen, die Christoph Schmid's Erzählungen lesen, mag als Witz gelten, aber doch nur als ein sehr trivialer; die Schulvorsteher zu Schluffenheim, die wir kennen gelernt haben, erscheinen fast noch „witziger" als der Staatsmann. — Ich meinerseits könnte mir Fälle denken, wo es wahrlich für dieses oder jenes Mädchen besser gewesen wäre, sie hätte in einer freien Stunde musizirt oder gelesen, als daß sich ein vornehmer Herr mit ihr abgegeben. Dem Kernspruch menschlicher Weisheit jenes schweizerischen Staatsmannes möchten wir die treffende Thatsache beifügen, daß allerdings da, wo die Buben nichts weiter lernen, als die Kühe melken, die Leute nicht nur nicht aus der „glücklichen" Armut heraus, sondern immer tiefer in dieselbe hinein kommen.

Die Behauptungen, daß man die Kinder des Volkes nicht einmal halbwegs schreiben lehren sollte, weil sie sonst einmal als ungeschickte oder treulose Ortsvorsteher ins Zuchthaus kommen könnten; ferner, daß man die Kinder der Fabrikarbeiter nicht rechnen lehren sollte, weil sonst Streit und Kommunismus entstehe — diese Behauptungen sind so lächerlich und zeugen von solch' beschränkter Einsicht, daß sie kaum der Widerlegung werth sind. Wer da glauben kann, die Erschütterungen in den Jahren 1848 und 1849 und die zahlreichen Auswanderungen der jetzigen Zeit haben Grund und Ursache darin, daß das Volk lesen gelernt habe, mit Dem ist wahrlich schwer eine vernünftige Debatte zu führen.

Der Vorschlag eines konservativen Volksfreundes, das Volk nur in seiner Mundart lesen und schreiben lehren zu lassen, ist jedenfalls originell, und wäre besonders geeignet, jedem Gemeinsinn und Gemeingefühl entgegen zu wirken; indessen bliebe immer noch einige Gefahr; denn erstens liest und versteht man z. B. Hebel's Gedichte in ganz Deutschland und der Schweiz, und zweitens könnte es doch der Fall sein,

daß Diejenigen, die mundartisch lesen gelernt hätten, es bald auch im Neuhochdeutschen zur Fertigkeit brächten. Durchgreifender wäre immer noch: entweder dem Volke, d. h. hier drei Viertheilen der deutschen und schweizerischen Menschenkinder, das Lesenlernen zu verbieten oder ihnen bei hoher Strafe vorzuschreiben, welche Bücher sie lesen dürften.

Daß der „Staatsmann" aller und jeder Art von Volksvereinen entgegen ist, muß sich von selbst verstehen; denn es ist unzweifelhaft richtig, daß alle Vereine das vom „Staatsmanne" beabsichtigte Volksglück gefährden. Die Gesangvereine namentlich könnten im Volke den Sinn und die Neigung zu edlern Freuden, zur bescheidnen Theilnahme an Kunstgenüssen erregen, und so vernimmt der „Staatsmann" aus den Liedern nur die Stimme jener verführerischen Schlange. Nur seichte Aufklärer und flache Rationalisten könnten darin einen Fortschritt sehen, wenn das Volk seine derben Gassenlieder, welche die sinnliche Volksnatur so plastisch darstellen, aufgeben würde.

Ehe der „Staatsmann" seine Vorschläge zu einem Volksschulgesetze abgibt, schildert er nochmals das Glück der Armut, die paradiesische Unschuld des armen Volkes — und folgert daraus die Nothwendigkeit, das Volk in Unwissenheit, in geistiger und gemüthlicher Unthätigkeit zu bewahren. Der Grund aller Verbrechen und alles Verderbens liege darin, daß man dem Volke die Liebe zur Armut benehme und das Verlangen nach irdischen Gütern und geistigen Erkenntnissen in demselben errege.

Aber was sagt die Geschichte der Vergangenheit und die Gestaltung der Gegenwart zu dieser staatsmännischen Weisheit?

Von dem katholischen Volke Irland's darf man wohl behaupten, daß es im vollen Genusse der Armut und Unwissenheit belassen sei; die katholischen Irländer müßten also nach den Behauptungen unsers Staatsmannes im besten Glücke, in paradiesischer Unschuld leben. Die Weber in Schlesien,

die unser Staatsmann ohne Zweifel näher kennt, müssen ebenfalls sehr glückliche Leute sein; denn an Armut fehlt es ihnen keineswegs; auch im Hessischen Odenwald müßte bei überströmender Armut Glück und Tugend herrlich erblühen.

Ich könnte diese Beispiele noch durch viele andere vermehren; indessen mögen diese schon genügen. Gehe nur unser „Staatsmann" einmal in Familien, in Ortschaften, wo die Armut in voller Blüthe steht, und er wird sich verwundern über das gepriesene Glück.

Und dann die paradiesische Unschuld der Armen und Unwissenden! — Ich verweise unsern „Staatsmann" einzig auf die Verhandlungen in unsern Gerichtssälen und auf die Statistik der Verbrechen. Da wird er dann sehen, daß die große Mehrzahl der Verbrecher direkte aus dem Paradiese der Armut und Unwissenheit herkomme.

Ueber die einzelnen Bestimmungen eines Schulgesetzes nach den Vorschlägen des „Staatsmannes" will ich nur bemerken, daß sie wesentlich darauf hinauslaufen, auch in den „drei Viertheilen des gemeinen Volkes" wiederum eine Art Klassenabtheilung hervorzurufen, dann die große Mehrzahl des gemeinen Volkes ganz vom Schulunterrichte frei zu halten und auf das Auswendiglernen einiger Dogmen und Gebete zu beschränken.

Und ein Schulgesetz mit solchen Bestimmungen, meint der Verfasser, würde das Volk mit Jubel und Beifall begrüßen.

Ich frage: Welches Volk, das deutsche, das schweizerische? Wo sind doch die Gegenden und die Ortschaften, aus deren Einwohnern er sich sein Volk konstruirt, wo er sich über die Bedürfnisse und Leistungen eines Volkes unterrichtet?

Da täuscht sich der Herr „Staatsmann" gewaltig! Das deutsche Volk, das schweizerische Volk, beide würden ein solches Schulgesetz verabscheuen. Das Volk weiß besser, was zu

seinem Glücke dient und welche Bildungsanforderungen die Zeit auch an die unterste Klasse stellt.

Der Jüngling der als Knecht, die Tochter die als Magd in Dienste treten will, sie wissen, daß selbst bei ihren Dienstleistungen ein gewisser Grad von Kenntnissen und Schulfertigkeiten nothwendig ist; sie wissen, daß man auch in ihnen denkende und fühlende Wesen voraussetzt. Unsre Bauern sehen ein, daß sie beim Beharren im alten Gewohnheitswege verarmen müßten, daß Aenderungen und Verbesserungen nothwendig seien, daß mit der Unwissenheit, Gedanken- und Gefühllosigkeit Nichts ausgerichtet sei, daß neue Kenntnisse und Fertigkeiten erworben und erlernt werden müssen.

Unsere Handwerker und Gewerbsleute merken es ganz besonders, daß Auge, Hand und Verstand gebildet und geübt werden müssen; daß guter Schulunterricht unerläßlich sei, und namentlich auch Fertigkeit im Rechnen, Messen und Zeichnen.

Solche Erkenntniß der Zeitforderungen, solche Einsicht in die Bedürfnisse zeigt sich fast überall im Volke; nur in den entlegensten, dunkelsten, verkommensten Winkeln Deutschland's und der Schweiz würde man noch Leute finden, die sich mit einer Schuleinrichtung nach den Vorschlägen des „Staatsmannes" begnügten.

Am Schlusse dieses Briefes scheint den „Staatsmann" ein Eifer für die Freiheit des Volkes zu ergreifen: er spricht sich mit Entrüstung über den „Schulzwang" aus, d. h. gegen die gesetzliche Verpflichtung der Eltern, ihre Kinder beschulen zu lassen. Verständige und gute Eltern sehen in dieser Verpflichtung keinen „Zwang", sondern eine Mahnung und Hülfe. Und unverständige, böse Eltern sollte man schalten und walten lassen über die künftigen Glieder der Familie, der Gemeinde, des Staates? Sind nicht diese alle drei in Anspruch genommen bei der Versorgung der Armen, bei der

Verfolgung, Bestrafung, Festhaltung der Verbrecher? Und sie sollten schlechte Eltern gewähren lassen müssen, rohe, unwissende, ungeschickte, verbrecherische Menschen heranzuziehen? Das wäre eine saubere Freiheit.

Im Gegentheil: ich behaupte, daß Gemeinde und Staat, eben weil ihnen die Ungeschickten, Faulen und Schlechten am Ende zur Versorgung heimfallen, berechtigt und verpflichtet sind, künftige Mitbürger solchen Eltern wegzunehmen, welche jene ins Verderben führen würden.

XXXIX.

(Zu Nr. XIV.)

Nur mit einiger Schüchternheit theile ich meine Betrachtungen und Ansichten über den Inhalt dieses Briefes Andern mit. Es ist jetzt keine Zeit, zur Veröffentlichung von freien Betrachtungen und Ansichten über religiöse oder kirchliche Dinge; das soll Jeder bedenken, wenn er nicht alsbald verdächtigt oder verurtheilt werden will.

Zwar wird jetzt in Deutschland und auch in den meisten Kantonen der Schweiz Niemand mehr wegen Meinungsäußerungen, die auf Religion und Kirche bezogen werden können, eingekerkert und gefoltert, verurtheilt und verbrannt; aber wer irgend in dieser Hinsicht verdächtigt ist, der wird von jeder Stelle in Kirche und Schule, und wär' es selbst ein Lehrstuhl der Philosophie, entfernt oder ferngehalten: eine nicht geringe Anzahl junger deutscher Männer, ausgezeichnet durch Geist und Wissenschaft, ist bereits mit diesem Interdikt belegt. So steht es gegenwärtig mit der Lehrfreiheit an den Universitäten jenes Landes, das „ein Volk von Denkern" bewohnt. Wenn Solches in den hohen Regionen geschieht: was wird erst in den niedern geschehen müssen?

Der Staatsmann zeichnet in deutlichen, scharfen Umrissen

den religiösen Glauben, wie er dem „gemeinen Volke" angemessen und heilsam sei. Ganz in Uebereinstimmung mit seinen Bedingungen und Forderungen hinsichtlich der Volksbildung: ihr Festhalten nämlich auf der Stufe vorherrschender Sinnlichkeit — verlangt er auch, daß die Religion des Volkes auf sinnlichen Vorstellungen beruhen müsse: Gott leiblich personifizirt im Ideal menschlicher Würde und Herrlichkeit, der Teufel leiblich personifizirt als abscheuliche und schreckliche Mißgestalt; der Himmel aus Vorstellungen irdischer Pracht und Genüsse gebildet, die Hölle ein Ort der Strafe nach leiblichen Qualen und Schmerzen. Ganz richtig sagt der Staatsmann, solche Vorstellungen seien allen Volksreligionen eigen, und gelten sowol bei den Lappen und Eskimos im Norden, als bei den Kaffern und Pescheräh im Süden.

Nun möcht' ich aber den Staatsmann doch fragen: Ist das „gemeine Volk" in Deutschland und in der Schweiz — d. h., nach seiner Erklärung Dreiviertheile der deutschen und schweizerischen Menschenkinder — ist dieses Volk wirklich jeder geistigen Auffassung in religiösen Dingen unfähig und soll es deren unfähig bleiben? Und wie steht es dann mit der christlichen Religion hinsichtlich eines solchen Volkes.

Hauptlehren der christlichen Religion sind doch unbestritten in folgenden Stellen der hl. Schrift enthalten.

Christus spricht: **Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit.** (Joh IV, 24.)

Und der Apostel Paulus lehrt:

Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen aus seinen Werken, nämlich aus der Schöpfung der Welt. (Röm. I, 20.)

Und ausdrücklich und strafend gegen jene leiblichen Personifikationen spricht der Apostel:

Sie haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen. (Röm. I, 23.)

Die Glaubenslehre aller christlichen Kirchen hat die X Gebote als einen wesentlichen Bestandtheil aufgenommen. Nun heißt es aber ausdrücklich in diesen Geboten:

Du sollst dir kein Bildniß machen, kein Gleichniß von irgend Etwas, das im Himmel oben, oder auf der Erde unten, oder im Wasser unter der Erde ist. (Mos. II. 20, 4.)

Christus verwirft ausdrücklich die Uebertragung der Sinnlichkeit auf das himmlische Leben — (Luk. XX, 27—40; Matth. XXII, 23—33.); und der Apostel Paulus schreibt:

Es hat's kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat Denen, die ihn lieben. (I. Kor. 2, 9.)

Dann ferner schreibt er:

Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern nur auf das Unsichtbare; denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig. (II. Kor. 4., 17, 18.)

Der Staatsmann wird es kaum zu bestreiten wagen, daß diese Stellen wesentliche Bestandtheile der christlichen Religion ausmachen: Wie will er diese mit seiner Volksreligion, die auf sinnlichen Vorstellungen ruht, in Einklang bringen?

Dann richtet der Staatsmann den Vorwurf an die Schule, daß sie dem sogenannten Aberglauben entgegengearbeitet habe. Es ist schon bei Nr. IV. und Nr. XXX. gezeigt worden, daß die Volksschule in dieser Hinsicht wenig zu leisten vermochte, und daß jetzt kaum mehr irgend Jemand vom „Aberglauben“

reden dürfe, wenn er nicht alsbald als ein Ungläubiger ausgestoßen werden will. Es ist schon erwähnt worden, daß das souveraine Volk in Amerika in unzähligen Scharen das Dasein, den Verkehr und die Macht der Geister proklamirt; es ist angedeutet worden, daß andernorts die höchste Obrigkeit den Glauben an das Augenverdrehen hölzerner Bilder verkündigt und Solches als göttliche Wunder der Andacht empfiehlt. Daß diese Dinge ins Gebiet des Aberglaubens gehören, sollte kein Mensch behaupten; da es ja, wie der Staatsmann unter Hinweisung auf die hl. Schrift erklärt, überhaupt keinen Aberglauben mehr gebe. Nur die Frage könnte etwa noch hie und da aufdämmern: Wird uns der Glaube an die „Wundergeister und Wunderbilder“, an die Zauberer, Hexen und Wahrsager nicht allmälig ins Heidenthum hinüber führen?

Bemerkenswerth ist in diesem Briefe die herbe Abweisung des Realunterrichtes, und zwar aus religiösen Gründen.

Hiebei tritt eine sehr beschränkte Auffassung der gegenwärtigen Zustände und Berührungen wiederum deutlich ans Licht. Wer da beachtet, wie durch die jetzigen Verkehrsmittel: Dampfschifffahrt, Eisenbahnen u. s. f. kaum eine Gegend, kaum eine Ortschaft von den Strömungen des Verkehrs ausgeschlossen und von den allgemeinen Berührungen und Mittheilungen isolirt bleibt; wer da weiß, wie Handwerker und Gewerbsleute, Dienstboten und Soldaten bald dahin, bald dorthin wandern und marschiren; wer die vielfachen Gedankenäußerungen und Uebertragungen durch Rede, Zeitungen, Bücher u. s. f. kennt: dem muß es wirklich als eine ungemein beschränkte, fast lächerlich-kindische Ansicht auffallen, wenn Jemand glaubt, das „gemeine Volk“, das heißt Dreiviertheile der Menschen in Deutschland und der Schweiz, könnte von den Erkenntnissen im Gebiete der Realwissenschaften ganz freigehalten werden. Gehen ja diese Erkenntnisse tagtäglich ins praktische Leben

über bei der Landwirthschaft, wie bei Handwerk und Gewerb, und ist es ja wünschbar und nothwendig, daß dieß geschehe.

Der Staatsmann scheint es sehr hoch anzuschlagen, daß die Leute des Volkes glauben, der blaue Luftraum sei der feste Boden des Himmelssaales und die Gestirne seien die Lichter daran; die Sonne gehe auf und nieder, und tief unter unsern Füßen sei der Höllenpfuhl. Nun aber! Die Söhne des Volkes kommen aus dem Orte ihrer paradiesischen Unwissenheit fort; sie hören und lesen, daß die ausgezeichnetsten Männer lehren und beweisen, jene Meinung von Himmel und Sonne, von Erde und Hölle sei ganz und gar unrichtig: Welche Erschütterung muß dann ihr Glauben überhaupt erleiden bei solchen Erfahrungen? Es könnte durch unzählige Thatsachen nachgewiesen werden, **daß Unwissenheit später die Ursache gänzlichen Unglaubens geworden.** Ist Dieß und Jenes, was man mich als religiöse Wahrheit lehrte, Nichts als Täuschung und kindischer Wahn, warum sollte es mit anderm Dergleichen nicht eben so sein: Fort mit Allem! so dachten und sprachen schon Viele.

„Der unwissendste Christ steht über dem weisesten Heiden", ruft der Staatsmann, und darum soll dem Volke Nichts von der Weisheit und Kunst der Heiden bekannt werden. Der Reformator Zwingli scheint nicht gleicher Ansicht zu sein über die „weisesten Heiden"; denn in seiner Schrift an einen christlichen König läßt er „in der Versammlung vor Gottes Thron" den Sokrates, den Aristides, Numa, Cato u. v. A. gegenwärtig sein. Ja er spricht dießfalls zu dem christlichen Könige: „Kurz, nie ist ein edler Mann „gewesen, nie wird ein reines Gemüth, ein treues „Herz von Anfang der Erde bis zu ihrer Vollen„dung sein, die du nicht dort finden wirst, sich „der Vereinigung mit Gott freuend." — So Zwingli, der schweizerische Reformator. Doch das ist „ein überwunde-

ner Standpunkt"! Wohlan! So lange ihr die studirende Jugend hauptsächlich damit beschäftigt, die Sprachen der Heiden zu erlernen; so lange eure Gelehrten hauptsächlich sich mit der Erforschung der Weisheit der Heiden beschäftigen und auf deren Kenntniß ihren Ruhm und Stolz gründen; so lange ihr auf Märkten und Plätzen, in Hallen und Museen heidnische Kunstwerke aufstellt: so lange wird es nicht zu verhüten sein, daß auch das Volk von der Geschichte, von der Weisheit und Kunst der Heiden einige Kunde erhalte. — Da muß in den obern und obersten Regionen zuerst aufgeräumt werden!

Daß in Dorfschulen die Namen Plato und Sokrates, Cäsar und Alexander gelesen würden, erregt im Staatsmanne das Gefühl der Scham und des Mitleids. Entsetzlich! — Ich kenne ein Namenbüchlein, wohl 100 Jahre alt, in diesem steht eine ganze Reihe solcher Namen; nicht nur der Name „Sokrates", sondern auch sogar der Name „Xantippe".

Aber freilich: damals waren es nur todte Namen, jetzt aber lesen wirklich die Kinder einzelne Geschichten von heidnischen Weltweisen oder Kriegshelden, und das muß „jeden ruhig verständigen Mann mit Scham und Mitleid erfüllen."

„Der Unfug der realistischen Dorfschulbücher sei erkannt und werde abgestellt", heißt es weiter. Ja, der Unfug der Uebertreibung wird erkannt; aber dabei auch die Nothwendigkeit, das Wissenswürdigste und Nützlichste aus den Realfächern wirklich zu lehren und zu lesen. Nur die engste staatsmännische oder geistliche Bornirtheit kann an dieser Nothwendigkeit zweifeln.

Noch schlimmer als die Realbücher kommen die literarischen Schullesebücher weg, und da hat der Staatsmann wirklich den Nagel auf den Kopf getroffen: Stylunterscheidungen und Stylnachbildungen von Gull und Krummacher bis hinauf zu Schiller und Raumer, und dieß Alles in den Jahren der

Kindheit! Kinderschulbücher müssen in einfacher, leichtverständlicher Art geschrieben sein; die Hauptsache ist, daß sie den Inhalt verstehen, und ferner, daß sie durch solche Lesestücke sich selbst auch eine klare und einfache Ausdrucksweise aneignen. Kinder lesen das schönste Gedicht nicht seiner Form, sondern des Inhalts wegen; sie wollen und verstehen nur eine Stylart, diejenige, die ihrem Wesen und Entwicklungsstande entspricht: die klare, einfache Sprache der Kindheit. Kinder von 8—12 Jahren mit Stylunterscheidungen behelligen, heißt sie quälen und verwirren.

Die Bewunderung, welche der Staatsmann für die Kirche hinsichtlich ihrer Schulleitung ausspricht, möchte ich nicht trüben. Aber es sei mir gestattet, wenn nicht Bewunderung doch Verwunderung darüber auszusprechen, daß schon während der Zeit dieser kirchlichen Schulleitung Unglauben und Unkirchlichkeit, Rohheit und Laster in höchst auffallendem Grade unter dem Volke überhand nahmen, und daß sehr viele jener Schüler, die jetzt noch leben und wirken, sich nicht im mindesten durch Religiosität und Sittlichkeit auszeichnen.

Am Schlusse dieses IIten Briefes geräth der Staatsmann in eine Art Ekstase über die herrliche und heilvolle „Umkehr", die in neuester Zeit überall mit siegreicher Kraft sich Bahn breche. Er jubelt darüber, daß den Protestanten von oberster Behörde diktirt wird, was sie glauben und lehren sollen und dürfen, und daß unter den Katholiken der Einfluß und die Macht der Jesuiten aufs neue erblüht.

Eine solche „Umkehr" könnte aber auch, so fürchten Viele, eine Rückkehr werden in jene „alte Zeit", da Christen und Christen des Glaubens wegen mit blutigem Hasse einander verfolgten und mit unersättlicher Mordgier einander bekriegten; da in protestantischen Ländern Hexen und Zaubrer, in katholischen aber Ketzer zu Tausenden mit Feuer und Schwert

gerichtet wurden; da die Furcht und Besorgniß vor der Kraft und Gewalt des Teufels größer war, als die Hoffnung und das Vertrauen auf die Macht und Güte Gottes. Wir glauben und hoffen, der Gott des Lichts und der Liebe, den uns Christus verkündigt und geoffenbaret hat, werde seine Kinder vor einer solchen Rückkehr gnädiglich bewahren.

XL.

(Zu Nr. XV.)

Mit den Grundgedanken und Folgerungen des Staatsmannes, wie sie im ersten und zweiten Briefe dargelegt sind, könnte ich mich nie befreunden: ich halte dieselben für eben so thöricht, als unzulässig; für eben so leichtfertig, als verderblich.

Hingegen anerkenne ich vollständig und dankbar, daß die beiden Hauptpunkte des dritten Briefes wohlbegründet und die Folgerungen wahr und richtig sind. Der Staatsmann behauptet nämlich, **es könne die vielgepriesene Volksschule die vorgesetzten Bildungszwecke nicht erreichen, weil**

1) ihre Thätigkeit auf die Zeit der Kindheit beschränkt sei, und
2) die Mittel nicht gegeben sind, um einen Lehrstand zu haben, der zur Erreichung jener Zwecke befähigt wäre.

Es verdient in der That Anerkennung, daß gerade von solcher Seite die wirklichen Hauptgebrechen des Volksschulwesens so klar, schlagend und überzeugend dargelegt sind.

Zunächst den ersten Punkt ins Auge fassend, fällt es mir jedoch auf, daß der Staatsmann, da er doch von der Suringar'schen Preisfrage spricht und in der pädagogischen

Literatur wohl bewandert ist, nicht einer Druckschrift gedenkt, die im Jahr 1842 (wenn ich nicht irre) erschienen und jetzt in Leipzig bei Jurany zu haben ist, unter dem Titel: Vollständige Organisation der Volksschule.

Da der Staatsmann diese Schrift, die in der pädagogischen Revüe, von Mager, als die bedeutendste Erscheinung unsrer Zeit auf dem Gebiete der Schulorganisation bezeichnet wurde, nicht zu kennen scheint, so will ich nicht unterlassen, die einleitende Stelle derselben hier einzuschalten; zum Beweise nämlich, daß das Hauptgebrechen der Volksschule schon vor mehrern Jahren auch von einem Schulmanne nicht nur erkannt und dargelegt, sondern sogar das Heilmittel in einem vollständigen Organisationsvorschlage auseinandergesetzt wurde. Die angerufene Stelle in der Einleitung jener Schrift lautet folgendermaßen:

„Ich verwerfe die Namen Primar- oder Elementarschule „als unzureichend und zweckwidrig, und setze den Namen allgemeine Volksschule. Als solche sei sie eine selbstständige „Bildungsanstalt: sie hat ihre eigenen Zwecke, sie macht für „sich ein Ganzes aus, sie muß in ihrem Gebiete eine vollständige Bildungsaufgabe lösen. Das erste Erforderniß zu „ihrer Organisation ist eine genaue Begränzung dieses Gebietes, eine gründliche Darlegung des Wesentlichen und Nothwendigen, eine sorgfältige Auswahl der entsprechenden Mittel: Alles dieß aber hängt von der richtigen Erkenntniß des „Wesens und der Bedeutung der allgemeinen Volksschule ab.

„Die allgemeine Volksschule umfaßt nicht bloß die Kinder „des Volkes, sondern sie muß ihre Wirksamkeit über alles „Volk und durch alles Volk ausdehnen. Ihre verschiedenen „Lehr- und Bildungsstufen müssen den Altersstufen, Kräften „und Bedürfnissen entsprechen. Wer nicht zu jenen Klassen des „Volkes gehört, die in höhern Schulen gelehrte Bildung, oder „besondere wissenschaftliche Kenntnisse sich erwerben können,

„der bleibe durchs ganze Leben ein wirklicher Zögling der „Volksschule. Die sogenannte Primar- oder Elementarschule, „mit einem Wort die Kinderschule, ist nur eine, und wenn „schon die wichtigste, doch nur die unterste Stufe der allge„meinen Volksschule. Diese hat daher ihre besonders abge„steckten Bildungsstufen und Bildungszwecke für die Kindheit, „für die mittlere Jugend und für das bürgerliche Alter. Sie „muß ihren Zögling durchs ganze Leben im Auge behalten „und auf jeder Lebensstufe nach seinem Bildungsbedürfnisse „auf ihn einwirken. So würde sich die allgemeine Volksschule „in ihrer vollständigen Organisation nach drei Stufen dar„stellen:

„ I. Stufe: Schule der Kindheit;
„ II. Stufe: Schule der mittlern Jugend;
„III. Stufe: Schule des bürgerlichen Alters.

„Da aber die jetzige Volksschule auf die Stufe der Kind„heit beschränkt ist, und unter dieser Beschränkung dennoch „die Bildungsbedürfnisse aller drei Stufen befriedigen sollte, „so mußte es kommen:

„A. daß man gegen den Entwicklungsgang des „Menschen, also unpsychologisch, beim Un„terrichte verfährt;

„B. daß die Schule mit speziellen Forderungen „zur Erwerbung von Kenntnissen und Fer„tigkeiten überladen ist, und somit Vieles „nur oberflächlich, fehlerhaft und mangel„haft gelehrt und gelernt wird;

„C. daß, weil nach den Kinderjahren eine ge„ordnete Weiterbildung und Fortübung „aufhört, alsbald Stillstand, darauf Rück„gang und schnell der Verlust des Erlern„ten eintritt.

„Soll die auflösende und verderbliche Einwirkung der auf „die Kindheit folgenden Jahre aufhören, soll in den folgenden „Lebensstufen die Bildung erhalten, gekräftigt, naturgemäß „erweitert werden, so ist die Organisation der vollständigen, „erst so recht eigentlichen Volksschule durchaus nothwendig. „Ich gebe einen Abriß dieser Organisation; nicht in der Mei- „nung, daß die Idee jetzt realisirt werden könne, sondern nur „als Stoff zum Nachdenken für Diejenigen, denen es ein „wirklicher Ernst ist mit der Volksbildung."

Bei diesem Anlasse rügt der Staatsmann noch einmal das Hereinziehen der sogenannten Realfächer in den Bereich der Volksschule, und es geschieht dieß in solcher Weise, daß der Vorwurf der Uebertreibung dießmal auf Denjenigen zurückfällt, der eine Uebertreibung bespotten wollte. Es mag ja wohl sein, und ich hab' es bereits zugegeben, daß nicht selten ein ungeschickter oder eitler Schullehrer mit angeblichen „Realwissenschaften" hat glänzen wollen; indeß beschränkte sich sonst der Unterricht in diesen Fächern meistens nur auf die Mittheilung der einfachsten und gemeinnützlichsten Ergebnisse. Lächerliche und spottwürdige Uebertreibungen in dieser Sache kamen weit mehr in den Witzworten der tadelnden Gegner vor, als in den Schulen selbst, und diese Witze sind bereits so verbraucht und abgegriffen, daß kein Staatsmann sich derselben mehr bedienen sollte. Eben so unwürdig eines solchen scheinen mir die sarkastischen Anmerkungen über einige Männer, denen es an redlichem Willen und ernstem Streben nicht fehlte und die im Erziehungs- und Unterrichtswesen wirkliche Verdienste sich erworben haben.

Weit nobler nimmt es sich aus, wenn der Staatsmann mit kräftiger Hand den falschen Nimbus des preußischen Volksschulwesens wegstreift, uns aus dem Schatze staatsmännischer Einsicht und Erfahrung Zeugnisse vorführt und uns zur rechten Erkenntniß der Zustände des preußischen Schulwesens verhilft.

Wem übrigens bekannt war, wie im Allgemeinen von Schulgenossen und Gemeinden gar so wenig bezahlt und gesteuert wurde; wer aus den Büdgets ersehen hatte, daß in Preußen von Staatswegen unmittelbar an das Volksschulwesen beinahe Nichts geleistet wurde — (wir werden einige Spezialia nachbringen), der konnte schon lange mit Sicherheit darauf schließen, daß es im Preußischen Volksschulwesen nicht so rühmlich aussehen möge.

Aber was will nun der Staatsmann hiemit beweisen? doch nicht Folgendes: Weil in Preußen von Eltern, Gemeinden und Staat nur ganz Unzureichendes für das Volksschulwesen geschieht, so liegt der Beweis vor, daß das neue Volksschulwesen — überhaupt verwerflich und verderblich ist. Sonderbares Argument!!

Von demjenigen monarchischen Staate, der hinsichtlich des Volksschulwesens als der bedeutsamste angesehen wird, vom Königreich Preußen hinweg, wendet sich der Staatsmann zu demjenigen Freistaat, der wol am ehesten in solcher Rücksicht ein Seitenbild zu Preußen heißen dürfte, zum schweizerischen Freistaate Zürich.

Wenn das, was der Staatsmann von dem Ergebnisse der Züricherischen Volksschule berichtweise anführt, thatsächlich wahr und richtig ist, so hat der Staatsmann einen sehr schwer in die Wagschale fallenden Beweis geliefert für seine Behauptung, daß die neue Volksschule nichts Tüchtiges zu leisten vermöge, wenigstens die auf das Kindesalter beschränkte Volksschule; denn wenn irgend, so hätten im Kanton Zürich sich günstige Resultate ergeben sollen.

Diese Hinweisung auf den Kanton Zürich ist von solcher Wichtigkeit, daß ich nicht unterlassen darf, die Sache etwas näher zu beleuchten, und dabei allererst einen Blick auf die Geschichte des Züricherischen Volksschulwesens zu werfen; von

Erörterung spezieller Vorkommenheiten und persönlicher Beziehungen kann jedoch hier keine Rede sein.

Vor beinahe fünfundzwanzig Jahren (1830 u. ff.) zeigte sich im Kanton Zürich ein ernstliches Streben nach einer „durchgreifenden Verbesserung" des Schulwesens. Man begann damit, die bestehenden Schulverhältnisse genau zu untersuchen: Schulinspektionen, spezielle Prüfung aller Volksschullehrer, Berichte und Gutachten der Behörden, Vereine, Fachmänner.

Das Ergebniß dieser Untersuchung war, daß weitaus an den meisten Orten die Volksschule in einem fast unglaublich vernachlässigten Zustande sich befand: sehr viele der angestellten Schulmeister konnten im rechten Sinne des Wortes weder lesen noch schreiben noch rechnen; sie wußten aus der biblischen Geschichte kaum die ersten bekanntesten Vorgänge und zeigten in religiöser und kirchlicher Hinsicht die kläglichste Unwissenheit. Es konnte kein Zweifel übrig sein, daß in der Mehrzahl der Schulen nichts weiter getrieben wurde, als Auswendiglernen, Buchstabieren, Lesen, Schreiben und etwas Rechnen, Alles in ganz mechanischer Weise.

Nun kam die Zeit jener Begeisterung für Volksbildung, die uns der Staatsmann als einen Moment der Schwindelei so höhnisch vorführt. Vom Jahr 1831 bis gegen 1838 ging Alles gedeihlich, selbst die Opposition anerkannte die Fortschritte im Schulwesen. Dann aber kam die Zeit eines nochmaligen ernsten Kampfes zwischen den politischen Parteien, zwischen der sog. konservativen und der sog. liberalen. Wer da weiß, wie es bei einem bewegten Staatsleben in kleinen Republiken zugeht, der hat die Ueberzeugung, daß sich kein Stand und keine Genossenschaft, ja kaum irgend eine bemerkbare Persönlichkeit der Theilnahme an diesen politischen Kämpfen entziehen kann: die Geistlichen schlossen sich der sog. konservativen (hier die oppositionelle und revolutionäre) Partei

an, die Volksschullehrer aber der liberalen (hier die Partei der Regierung, der verfassungsmäßigen und gesetzlichen Ordnung).

Von der Zeit an, da diese Parteistellung entschieden hervorgetreten war und die Entscheidung näher rückte, waren die Volksschule und ihre Lehrer und Leiter ununterbrochen die Zielscheibe der heftigsten Angriffe von Seite der sog. konservativen (revolutionären) Blätter und ihrer Redner in Räthen und Vereinen. Dieß erzeugte bei den Volksschullehrern die größte Erbitterung und den heftigsten Widerstand. Sie hielten mit unerschütterlicher Treue und aufopfernder Hingebung an der Regierung fest; nicht nur bis zu deren Sturze durch die blutige Revolution im Jahr 1839, sie blieben auch nachher die festesten Stützen der liberalen Partei und die erklärtesten Gegner der nunmehr zum Regimente gelangten konservativen. Es war darum begreiflich und einigermaßen verzeihlich, wenn dieses Regiment ungünstig und theilweise recht feindselig gegen die Volksschullehrer gestimmt war; immerhin aber unbillig, daß die Volksschule selbst deßwegen herabgewürdigt und geschmäht wurde.

Im Oktober 1839 erließ die neue oberste Schulbehörde jenes Manifest, aus welchem der Staatsmann eine Stelle anführt und in welchem einerseits rühmend anerkannt wird, daß die Volksschule in intellektueller Richtung ausgezeichnete Fortschritte gemacht habe, anderseits gerügt wird, daß in der religiösen und sittlichen Erziehung noch Vieles zu wünschen bleibe. Jene Anerkennung gereicht unter solchen Umständen der neuen Behörde zur großen Ehre, die Rüge aber war eine aus der Revolution hervorgegangene Nothwendigkeit. Ich will auch nicht bestreiten, daß Mancher aus bester Ueberzeugung und Absicht zu derselben stimmte; indessen hätte ein ruhiger Rückblick auf die häusliche Erziehung und die Schulzustände bis 1831, sowie eine Betrachtnahme des kurzen Bestehens der organischen Volksschule,

der unermeßlichen Geschäfte des Erziehungsrathes und namentlich dessen, was für die Erstrebung einer religiös-sittlichen Jugendbildung bereits gethan und weiter eingeleitet worden war, vor jeder voreiligen Anklage und Verurtheilung abhalten sollen. Immerhin beweist der Inhalt jenes Manifestes, daß die Stimme der Mäßigung in der neuesten obersten Schulbehörde nicht ohne Einfluß war.

Aber jede Partei hat ihre schlimmsten Feinde unter ihren Parteigenossen selbst, so auch die zur Herrschaft gelangte konservative Partei im Kt. Zürich. Als politische und religiöse Fanatiker fortfuhren, mit unvernünftigem Eifer und Haß gegen die organische Volksschule und ihre Lehrer zu wüthen; da vernahm man bald ernste Stimmen von einzelnen achtbaren Männern, von Vereinen, von Gemeinden. Die große Mehrzahl der Schullehrer begann offen und muthig den Kampf gegen die nun herrschende Partei; Stimmführer der Liberalen ermunterten und unterstützten die Lehrer in diesem Kampfe, und siehe da: es war das Panier der Volksschule, unter welchem nach kurzer Zeit die liberale Partei siegreich wiederum ihr Haupt erhob und von den Stühlen Besitz nahm.

Aber angesehene Männer der liberalen Partei, obgleich erfreut über solchen Erfolg, faßten bald ein tiefes Bedenken über den Einfluß, den sie bei diesen Vorgängen durch die Volksschule und ihre Lehrer geübt sahen. Die Befürchtung einer „Schulmeisterherrschaft“ wurde von denjenigen Konservativen, die einer „Versöhnung“ das Wort redeten, unter versöhnungssüchtigen Liberalen sorgfältig begründet und genährt; das Gespenst der Schulmeisterherrschaft erregte dann eine neue Spezies politischer Krankheit, „die Schulmeisterscheu“, unter Advokaten, Aerzten, Geistlichen und den Magnaten der realen Berufsarten, und bestimmte die Mehrheit der sogenannten Liberalen zu „Versöhnungsopfern“,

auch zu solchen, welche die Volksschullehrer nur mit tiefstem Schmerze darbieten sahen.

Daraus folgten Mißstimmungen, die sich später in Wahlbewegungen äußerten, und man vernahm bittere Vorwürfe gegen die „Schulmeister“, selbst von liberaler Seite. Die alten und neuen Gegner der Volksschule erhoben wiederum ihre Stimmen mit einiger Zuversicht; denn sie wähnten, höchsten Orts offene Ohren zu finden. So geschah es dann, daß der Präsident der Züricherischen Schulsynode, wie der Staatsmann hervorhebt, über eine ganze Reihe von Anklagen sprechen konnte, die, wenn sie begründet wären, allerdings den Beweis herstellten, daß die Züricherische Volksschule im Jahr 1854 bereits leistungsunfähig geworden sei, auch sogar in intellektueller Richtung.

Die Freunde des Volksschulwesens dürfen sich beruhigen!

Es mag sein, daß unter den 500 Züricher Schullehrern auch unwürdige sind, nach Bildung, Gesinnung und Treiben; aber nur blinde Leidenschaft kann Fehltritte Einzelner auf eine ganze, so zahlreiche Genossenschaft übertragen.

Es mag sein, daß da und dort ein Schullehrer im jugendlich-patriotischen Eifer etwa zuviel an politischen Fragen Theil nimmt; aber das sind einzelne Stimmen, und nur allzu ängstliche Hüter der Stühle hören darin den gesammten Schullehrerchor.

Es mag sein, daß da und dort ein vorlauter Schulvikar einem Dorfherren nicht mit gehörigem Respekte Bescheid gibt; aber deßwegen den ganzen Schullehrerstand der Unbescheidenheit beschuldigen, das ist unbillige Uebertreibung.

Es mag endlich sein, daß auch die Züricherische Volksschule noch an mancherlei Mängeln und Fehlern leidet; aber im ganzen leistet sie mehr, als irgend eine Volksschule in Deutschland und in der Schweiz; viele Lehrer leisten Vorzügli-

ches, mehr als man von einer Schule, die auf die Jahre der Kindheit beschränkt ist, je hätte erwarten können. Wer gerecht urtheilen will über die Züricherische Volksschule, der untersuche und erwäge, was sie vor 25 Jahren leistete, und was sie jetzt leistet.

Die Züricherische Volksschule hat im Volke selbst so tiefe und starke Wurzeln gefaßt, daß jede politische Partei, welche dieses volksthümliche Institut bedrohen wollte, ruhmlos ihren Untergang finden müßte. Der Staatsmann ist durch öffentliche Stimmen der Parteisucht und des persönlichen Hasses irre geleitet worden. Die Züricherische Volksschule in ihrer Wirklichkeit gibt keinen Beweis für seine Behauptungen, wol eher einen überführenden gegen dieselben.

Aber das muß zugegeben werden: auch die Organisation der Züricher Volksschule harret noch ihrer Vervollständigung. Möge ihr dieselbe bald zu Theil werden!

Wenn ich schon hinsichtlich des ersten Punktes: die Beschränkung der Volksschule auf die Zeit der Kindheit — der richtigen Ansicht und tiefen Einsicht des Staatsmannes dankbare Anerkennung zolle; so geschieht dieß noch in weit höherm Grade bezüglich des zweiten Punktes: Hinweisung auf die ökonomische Stellung der Volksschullehrer.

Da erscheint mir der Staatsmann als ein nobler Aristokrat, unendlich erhaben über jene vielgerühmten Freunde und Förderer des Volksschulwesens, die verlangen, ein Volksschullehrer soll alles Mögliche lehren und leisten, zugleich aber auf irdische Güter verzichten und sich mit einem geringern Lohne begnügen, als die niedersten Dienstboten und Handlanger. Solche Männer gab es und gibt es noch, und sie sind hochgepriesen von egoistischen Eltern, Ortsvorstehern, Staatsmännern und Regenten. Natürlich, wer ökonomische

Leistungen fordert, und sei es auch zum besten Zwecke, der ist allem Egoismus verhaßt; wer hingegen die Last und Aufopferung auf die Schultern der Schullehrer legte, der schien der rechte Retter und Schulmann, und man ließ ihm selbst um so größere Vortheile zukommen, je weniger er dann für die vielen Schullehrer verlangte. Diese Schwächlinge oder Heuchler, welche der Welt das nie zu lösende Versprechen gaben, sie wollen den Volksschulen tüchtige Lehrer liefern zu den billigsten Preisen, solche nämlich, die neben aller Tüchtigkeit und Thätigkeit das Gelübde freiwilliger Armut erfüllten: ja diese angeblichen Freunde und Förderer des Volksschulwesens sind unabsichtlich oder wissentlich die ärgsten Schädiger derselben. Anstatt dem niedrigsten Egoismus entgegen zu wirken, haben sie demselben zu ihrem eignen Vortheile geschmeichelt. Anstatt die Familien, die Gemeinden und den Staat zur Erkenntniß der heiligsten und wichtigsten Pflicht zu führen, haben sie diese des Nachdenkens und der Theilnahme enthoben. Anstatt der Volksschule Lehrer zuzuführen, die schon nach ihrer häuslichen Erziehung, nach ihrer Verwandtschaft, nach ihren Anlagen und Kräften einst eine würdige Stellung hätten einnehmen und zur Emporbringung der Volksschule wirken können, haben sie die Lehrerschaft mit Vorliebe und sogar ohne Rücksicht auf Befähigung aus den niedrigsten und verachtetsten Familien zu rekrutiren versucht, und dabei versprochen, sie wollen aus solchen Leuten Lehrer bilden, die für das Glück der Armut empfänglich seien.

So hat man der Volksschullehrerschaft die verwandtschaftliche Theilnahme der bessern Familien entzogen; so hat man eine Menge unfähiger und unwürdiger Leute zu Schullehrern gemacht; so ist die Volksschule ein verachtetes Institut geblieben.

Das ist die Schuld jener Schwächlinge oder Heuchler; aber sie wurden reich, hochgeehrt und weitberühmt.

Doch wir wollen uns in Deutschland und der Schweiz umsehen, wie es mit dem Einkommen der Volksschullehrer sich verhalte.

In Oestreich ist für die pekuniäre Besserstellung der Schullehrer wenig geschehen; es soll sogar in Wien noch Stellen geben mit 120 fl. jährlicher Besoldung, auf dem Lande mit 25—50 fl.

In Preußen finden wir in einer im Jahr 1840 ergänzten Verordnung für die Gesammtprovinz Preußen folgende Bestimmungen:

Ein erster Lehrer auf dem Lande 50 Thaler baar und verschiedene Nutzungen zusammen im Werthe von etwa 100 Thlr. = 150 Thlr.

Ein zweiter und dritter Lehrer auf dem Lande hingegen hat 60 Thlr. und keine Nutzungen außer Wohnung und Brennholz.

Ein erster Lehrer in einer Stadt hat 150 Thlr. die übrigen 100 Thlr. nebst Wohnung und Holz.

So in der Provinz Preußen; in einigen andern mag es etwas besser stehen, in den meisten noch viel schlimmer.

In Bayern soll allmälig das Lehrereinkommen auf 250 fl. gebracht werden, hat aber an vielen Orten noch nicht 200 fl. erreicht.

In Sachsen steigt das Einkommen nach Dienstjahren und könnte bis auf 220 Thlr. kommen; meistens steht es zwischen 130—150 Thlrn.

In Hanover zumeist 80—150 Thlr.

In Württemberg bleiben zwei Drittheile der Stellen unter 300 fl.

In Baden sind vier Klassen: 175 fl., 200 fl., 250 fl., 350 fl.; vier Fünftheile der Stellen gehören in die zwei untersten Klassen.

Wie in diesen größern, so steht's auch, hier etwas schlimmer, dort etwas besser, in den kleinern Staaten Deutschland's.

Im Kanton Zürich ist das Minimum einer Lehrerbesoldung jährlich 525 Frk. und dazu freie Wohnung, ½ Juchart Pflanzland und zwei Klafter Brennholz.

Die Mehrzahl der Stellen hat neben den genannten Nutznießungen eine Baarbesoldung von 600 — 1000 Frk. — Noch ist besonders zu bemerken, daß im Kanton Zürich vom Staate auch Ruhegehalte an altersschwache Lehrer bezahlt werden und Additamente für kranke.

Dem Kanton Zürich annähernd stehen: Baselstadt, Baselland, Schaffhausen, Glarus, und nun auch Thurgau, wo jedoch bis 1852 die Besoldung höchst ärmlich war.

In den andern Kantonen ist die Besoldung unzureichend, meist sehr geringe. Im Kanton Bern gibt es eine Menge Schulen, die nicht 200 Frk. ertragen, sogar noch viele unter 100 Frk. Der Kanton Aargau hat eine große Menge von gesetzlichen und administrativen Anordnungen, Lehrmitteln &c.; aber er hat aus seiner großen Klostererbschaft Nichts erübrigt, um seine Schullehrer erträglich zu besolden. Nach dem Rechenschaftsberichte des Aargauischen Erziehungsrathes von 18⁵²/₅₃ ist es bereits so weit gekommen, daß man ziemlich viele Schulen unbefähigten Leuten überlassen muß. Freue sich der Staatsmann: im sog. Kulturkantone ist seine „Umkehr" bereits im Gange.

Also, auch in der Schweiz, im Lande der Volkssouveränetät, wo die Anzahl „edler Volksfreunde" Legion ist, wo der Ruf ertönt: Volksbildung ist Volksbefreiung! — auch in der freien Schweiz sind in übergroßer Mehrzahl die Volksschullehrer erbärmlich besoldet, und leben kümmerlich und gedrückt.

Auch in der Schweiz sind die Männer selten, welche den Werth allgemeiner Volksbildung anerkennen. Es gibt Staatsmänner, die ganz derselben Gesinnung sind, wie derjenige,

dessen Briefe ich bespreche. — Auch in der Schweiz sind die Geistlichen und Gelehrten, die Redner und Schriftsteller selten, welche muthig und eindringlich zu den Familien, Gemeinden und obersten Behörden sprechen, damit diese drei gemeinsam mit Pflichterkenntniß und Opferbereitwilligkeit für die heilige Sache der Volksbildung einstehen. Nicht gar selten aber sind Volksschmeichler und Volksverächter, Schulschwindler und Schulspötter, und auch an Schulheuchlern fehlt es nicht, d. h. an solchen, die durch scheinheilige Vorschläge den Schullehrern den wohlverdienten Lohn vorenthalten möchten, während sie reichlich für sich selbst sorgen. Doch muß man anerkennen, daß von Staatswegen in den meisten schweizerischen Kantonen weit mehr geleistet wird, als in den deutschen Staaten.

Der Kanton Zürich leistet jährlich an das Volksschulwesen die Summe von 312,467 Frk.
Der Kt. Bern etwa . . . . 230,000 „
Der Kt. Luzern etwa . . . . 70,000 „
Der Kt. Thurgau etwa . . . . . . 90,000 „*)
und so in den meisten Kantonen zahlt die Staatskasse regelmäßige Beiträge an die Lehrerbesoldungen, Schulhausbauten, Lehrmittel, Armenschulgelder u. s. w.

Nach dem Hauptfinanzetat für die preußische Staatsverwaltung 1848 zahlt der Staat jährlich

für Schullehrerseminarien . . . 102,956 Thlr.
an die Volksschulen selbst . . . 256,121 „
359,077 Thlr.

Vergleichen wir nun die Leistung des Kantons Zürich für das Volksschulwesen mit derjenigen des Königreichs Preußen, so ergibt sich annähernd auf je 1000 Seelen jährlich

*) Kt. Zürich zählt 250,000 Einwohner; Kt. Bern 458,000; Kt. Luzern 132,000; Kt. Thurgau 89,000.

im Kanton Zürich . . . . 1200 Frk.
im Königreich Preußen . . . . . . 82 „

Der „Staatsmann" stellt es geradezu als eine Unmöglichkeit hin, daß z. B. der preußische Staat seine 24,000 Volksschullehrer je einen mit 1000 Frk. besolde: „es würde dieß eine jährliche Summe von 24,000,000 Frk. betragen, eine unerschwingliche Last."

Ich erwiedere hierauf Folgendes.

Die Kosten der Volksschule sollen getragen werden
von der Familie, nämlich $1/4$;
von der Gemeinde, „ $2/4$;
vom Staate, „ $1/4$.

Für die arme Familie muß zunächst die Gemeinde und für die arme Gemeinde der Staat durch außerordentliche Unterstützung nachhelfen.

Ich setze nun von den 24,000 Lehrstellen des preußischen Staates 8000 — à 600 Frk. = 4,800,000 Frk.
8000 — à 800 „ = 6,400,000 „
8000 — à 1000 „ = 8,000,000 „
19,200,000 Frk.

Von diesen 19,200,000 Frk. zahlten:
die Familien . . . . 4,800,000 Frk.
die Gemeinden . . . 9,600,000 „
der Staat . . . . . 4,800,000 „
19,200,000 Frk.

Und derselbe Staat, der jährlich etwa 90—100 Millionen Franken für sein Kriegswesen ausgibt, der sollte nicht im Stande sein, etwa 4—5 Millionen Franken für allgemeine Volksbildung aufzubringen? Sollte allgemeine Volksbildung nicht doch ein Zwanzigtheilchen dessen werth sein, was allgemeine Volksbewehrung werth ist?

Doch was sag' ich! Jene 90—100 Millionen sind nur die Ausgaben. Welche Summe des Verlustes macht es im

Jahre, wenn 100,000 junge Männer der Arbeit entzogen werden? Das macht täglich à 2 Frk. abermals über 70 Mill. Frk.

Ich anerkenne vollständig, daß dem Kriegswesen eines großen Staates die höchste Bedeutung zukommt; aber ich kann nicht anerkennen, daß der Volksbildung so geringe Bedeutung beizulegen sei. Ich gebe dem „Staatsmanne" vollständig Recht, wenn er behauptet, bei der Besoldung der Lehrer, wie sie jetzt noch meistens ist, könne man billigerweise von der Volksschule nichts Tüchtiges verlangen; aber ich verwerfe seine Behauptung, welche aussagt, daß der Staat für die Volksschule nichts Erkleckliches thun könne: Er kann es, sobald er ernstlich will.

Ueber den gewinnreichen Betrieb der Landwirthschaft durch Schullehrer werd' ich anderwärts mich aussprechen; vorläufig nur die Aeußerung, daß auch hier der Staatsmann nicht ganz Unrecht hat. Sehr treffend sind zudem seine Bemerkungen hinsichtlich der Art, wie man Volksschullehrer zu bilden meint.

Nach meiner Ansicht sind in der Schullehrerbildung drei Hauptgegenstände:

1) tiefere christliche Religionskenntniß;
2) wissenschaftliche Kenntniß und praktische Fertigkeit in der Sprache (Muttersprache);
3) praktische Erziehungslehre und Unterrichtskunst.

In diesen drei Hauptfächern soll Gründliches, Gediegenes und Umfassendes geleistet werden.

Nicht bloß biblische Erzählungen und Katechismussätze, sondern genaue Kenntniß der Bibel, namentlich tiefere Belehrung über die Entstehung und Verbreitung der heiligen Schriften und dann der Kirchengeschichte.

Die sogenannte Ungläubigkeit und Irreligiosität bei Volksschullehrern kommt wesentlich davon her, daß man ihre religiöse Bildung nicht recht fördert.

Ich kenne ein Seminar, in welchem die 16 — 25jährigen Zöglinge wie kleine Kinder mit Schmid's biblischer Geschichte abgespiesen wurden.

Gründliche Bildung in der Sprache (Muttersprache) erhebt den Volksschullehrer zumeist in die Reihe der Gebildeten: in diesem Gebiete soll er sich wissenschaftliche Kenntnisse erwerben, gründliche. Er soll klar und gewandt und korrekt denken, sprechen und schreiben, ausdrucksvoll und wohlbetont lesen; er soll die innern Gesetze der Sprache verstehen, er soll auch von der Literatur seiner Sprache eine Uebersicht haben.

Da ist freilich das preußische Kultministerium 1854 anderer Ansicht: Die Schullehrer sollen keine deutsche Grammatik kennen und die Lektüre, „sogenannter klassischer Schriftsteller", soll ihnen untersagt sein. — Die Lazzaroni in Neapel dürfen dem Deklamator lauschen, der ihnen Stellen „klassischer" Dichtung vorträgt; dem preußischen Volksschullehrer ist das Lesen klassischer Dichtung verboten. — Wir denken, desto eher wird er sie lesen.

Woher kommt es, daß einige der ausgezeichnetsten Volksschullehrer von einzelnen Geistlichen gebildet wurden? Daher, weil hiebei Kraft und Zeit ganz vorzugsweise auf Religions- und Sprachbildung konzentrirt wurde.

Endlich soll der Lehrerzögling auch lernen, was seines Berufes ist: erziehen und unterrichten.

Es ist wahrhaft beschämend, wie so wenig in den meisten Lehrerseminarien hierin geleistet wird.

Nehmt einmal 50 junge Lehrer, und laßt sie nach einander über eine der gewöhnlichsten Aufgaben eine Probelektion halten; ihr werdet die peinliche Erfahrung machen, daß fast alle ohne Plan und Richtung umhertappen, zum Zeugniß, daß sie Vielerlei erlernt und getrieben haben, nur nicht das, was ihr Berufsgeschäft ist.

Wie kann der Lehrstand Geltung und Achtung ver-

langen als ein solcher, wenn er nicht durch besondere Berufsbildung sich von Andern, die auf der Stufe der Mittelbildung stehen, unterscheidet und auszeichnet?

Aber soll denn der Volksschullehrer nicht auch in den mathematischen Fächern, in Kunstfertigkeiten, in Realwissenschaften unterrichtet und geübt werden?

Er soll hierin vorerst lernen, was er in seinem Berufe bedarf; ein Mathematiker, ein Künstler, ein Naturforscher braucht er nicht zu werden; er soll vor Allem ein tüchtiger Schullehrer sein. Und wenn er Großes verstünde in Arithmetik und Geometrie, und könnte nicht klar und gewandt sprechen und lehren, so wär' er ein schlechter Schullehrer; wenn er sich künstlerisch zum Musiker, Zeichner und Kalligraphen ausbildete, möchte er nur zu leicht das Schulgeschäft versäumen; wenn er nur eine Realwissenschaft recht durchdringen wollte, müßte er all sein Denken und Trachten vorzugsweise darauf richten. Das, was ein Volksschullehrer an allgemeiner Realkenntniß wissen soll, kann er sich selber aneignen, wenn er denken und lesen gelernt hat durch Sprachbildung.

Wer in der Schullehrerbildung den Sprachfächern, den mathematischen, den realistischen, den artistischen — gleiche Wichtigkeit und Bedeutung beilegt und in jeder Richtung möglichst Vieles erstreben will, der ruinirt die schwächern und mittelmäßigen Zöglinge an Verstand und Gemüth und bildet aus den fähigern doch nichts Besseres, als enzyklopädische Vielwisser und elementare Vielkönner.

Unter persönlichen Hinweisungen mahnt der Staatsmann zur „Umkehr", und spricht unter Siegesjubel von „überwundenen Standpunkten und abgethanen Sachen". Die persönlichen Exempel können mich nicht zur Umkehr bewegen; hinsichtlich der Standpunkte muß ich eine kleine Anekdote einfügen. Ich zeigte jene triumphirende Stelle

(von den überwundenen Standpunkten und abgethanen Sachen) einem kräftigen Greise von gediegener wissenschaftlicher Bildung, der es nie begreifen wird, daß die Männer seiner Zeit: Wolf, Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Paulus, Röhr, Wegscheider, Gesenius; Stein, Wangenheim u. v. A. lauter verirrte und schwache Köpfe gewesen seien. — Als er die Stelle durchsehen hatte, sprach er fast zornig: Lassen Sie mich in Ruhe mit solchen Redensarten des impotenten Hochmuths, die nun jeder literärische Windbeutel losläßt. Sagen Sie Ihrem protestantischen Staatsmann, daß ich letzthin einen berühmten Missionsprediger fragte, was er vom Protestantismus halte, und daß dieser mit ironischem Lächeln erwiederte: Wenn ich mich in der Sprache der neuesten protestantischen Weisheit ausdrücken wollte, würd' ich sagen: „der Protestantismus ist ein überwundener Standpunkt". —

Doch ich kehre zum Volk und zur Volksschule zurück! Obgleich ich bei Betrachtnahme des dritten Briefes in mehrern Punkten dem Staatsmann beigestimmt und ihm dankbare Anerkennung gezollt habe, so kommen wir doch zu ganz entgegengesetzten Schlußbestimmungen: er mahnet zur „Umkehr", d. h., zum Rückschritt zu den Schulmeistern alter Stellung und Art; ich hingegen rufe zum Fortschritt, zur Erstrebung von Volksschullehrern mit geeigneter Bildung, rechter Thätigkeit und würdiger Stellung.

Die Gegenwart wird wol weder des Staatsmanns noch des Schulmannes Stimme beachten: die Zukunft jedoch dürfte dem Fortschritt günstiger sein.

Die freundliche Einladung am Schlusse des letzten Briefes gibt Antwort auf meine Frage: Wo sind doch die Gegenden und die Ortschaften, aus deren Einwohnern der Staatsmann sich sein Volk konstruirt, wo er sich über die Bedürfnisse und Leistungen eines Volkes unterrichtet?

Siehe da! Der Staatsmann zeigt uns die armen Leute

eines abgelegenen Dörfleins in Pommern oder Polen, und das ist ihm das Normalbild des deutschen und des schweizerischen Volkes. Nach den Sitten, Gewohnheiten und Zuständen jener isolirten, dienstbaren Dorfleute berechnet er die Bildungsbedürfnisse dieser Völker. Das ist die große konservative Weisheit des Staatsmannes, „auf höherem Standpunkte gewonnen".

Hören wir zum Schlusse, wie ein großer englischer Staatsmann, Lord Brougham, sich am 4. März 1835 über Volksbildung aussprach.

„Nationalerziehung ist ein Gegenstand, dem jede Regierung die ernsteste Sorge widmen sollte. Es war stets mein Wunsch und meine Hoffnung, daß die arbeitenden Klassen tüchtige Züge aus dem Becher der Wissenschaften thun möchten. Die Zeit ist vorbei, wo man die Verbreitung von Kenntnissen hemmen konnte; wir leben nicht mehr in den Tagen, wo unsere Landedelleute sich mit der Zeitungslektüre begnügten und ihre Frauen Nichts verstanden, als ein Paar Brocken aus dem neuesten Modeberichte heraus zu buchstabiren. Damals war es kein Wunder, daß Diener und Magd nicht lesen konnten. Man ist versucht zum Lachen, wenn man jener Zeit gedenkt, wo unsere Gentlemen wenig mehr kannten, als die Pferde, worauf sie ritten, und die wilden Thiere, worauf sie Jagd machten; wo die Namen Bacon, Locke, Taylor, Barrow, zufällig in der Schloßhalle vernommen, für Namen von Rossen gehalten wurden. Die Herren waren unwissend, wie viel mehr die Diener? Jetzt hat sich die Zeit geändert; ein glücklicheres Loos ist den arbeitenden Klassen beschieden. Der Strom des Wissens fließt unter ihren Augen; sie mögen trinken nach Herzenslust. Dieser Strom ist auch so wenig aufzuhalten, daß, wer es versuchen wollte, eben so gut eine Schildwache an die Westminsterbrücke stellen könnte, um der Themse das Fortfließen zu wehren. Ich wünsche, daß der Verein neben der Verbreitung moralischer und wissenschaftli-

cher Werke, auch für politische Aufklärung des Volkes sorgen möge. Die arbeitenden Klassen müssen mit dem ganzen Organismus unserer gemischten Verfassung bekannt gemacht werden; die Verhältnisse der beiden Parlamentshäuser, die Rechte des Volks und die Pflichten der Krone, das Gleichgewicht zwischen beiden und die Wirkung der wohlberechneten Staatskräfte: das Alles muß Gemeingut werden für die Wissenslust. Es wird hell auf den Bergspitzen und der Tempel ist aufgethan. Und in dem Tempel der Wissenschaft sind gar viele Abtheilungen: da gibt es Zellen für Ackerbau, Schiffahrt, Astronomie; da ist auch eine geräumige Halle für Sittenlehre und Politik. Und wollt ihr etwa die Thüre dazu verschließen? — Das Volk wird sie erbrechen, oder unmuthig weggehen zu der Winkelpredigt eines Betrügers, statt zu den Lehrern der Weisheit, und dann schädliche Arzneien sich aneignen. Ich hoffe noch den Tag zu erleben, wo Wissen zur Macht und zur Güte führt, wo der Unterrichtete auch der Vielvermögende und der Tugendhafte sein wird."

Zur zweiten Abtheilung.

A. Schattenrisse aus dem Personale der Volksschullehrer.

XLI.

(Zu Nr. XVI. XVII. XVIII. XIX.)

Wozu diese Schattenrisse?

Zu zeigen, daß es oft auch der Lehrer selbst ist, der das Gedeihen der Schule hindert, mit oder ohne eigene Schuld.

Aber ist Der ein Freund der Lehrerschaft, der solche dunkle Bilder zur Ausstellung bringt, und zwar in solch' ungünstiger Zeit?

Die Schuldigen, die er hier zeichnet, sind einzelne Mißgestalten, Ausnahmen von der Regel. Thatsache aber ist's, daß die Gegner der Schule und ihrer Lehrer solche einzelne Mißgestalten gleichsam zum Typus der ganzen Berufsgenossenschaft machen: ein dummer Pedant heißt ihnen der alte Schulmeister, ein eitler Tropf der junge Schullehrer; beide so recht zum Spotte geeignet, sowol auf der Bühne*) als auch im Leben. Welch' ein Zeugniß über das göttliche Ebenbild, über die christliche Brüderschaft, wenn man Denjenigen, der zur Bildung der Kinder bestimmt ist, am liebsten als Repräsentanten der Dummheit und Thorheit darstellt! In der That, das Witzeln und Spötteln der Vornehmen und Gelehrten über Schulmeister und Schullehrer ist durch sich selbst gerichtet; ist ein Zeichen der Frivolität schlimmster Art: denn eine schnöde Verachtung der Menschheit liegt in der Neigung, gerade den Lehrer der Volksjugend zum Standbild der Lächerlichkeit zu wählen.

Der Mann, der diese Schattenrisse gezogen, braucht sich als Freund der Lehrer nicht erst noch zu legitimiren: er hat die beste Kraft und Zeit seines Lebens dafür gegeben, den Schullehrern eine geeignete Bildung, würdige Stellung und ökonomische Existenz zu erkämpfen, und hat dafür reichlich den Undank von Seite der mißleiteten Menge, Verfolgung und Hohn von Seite der Hochgestellten geärntet. Nicht Spott und Feindschaft hat ihm den Griffel geführt bei einigen dieser Schattenrisse; vielmehr die Absicht, Diejenigen zu kennzeichnen, die, obgleich Lehrer geheißen, den Lehrstand am tiefsten verletzen, indem sie den alten und neuen Verächtern desselben gesuchten Stoff zu Karrikaturen geben.

---

*) Der „Schulmeister", eine stehende Spottfigur in der Komödie; der Name in seiner Nebenbedeutung gleichsam der Inbegriff der Bornirtheit.

Die große Mehrzahl der Lehrer wird den eiteln Gecken, den liederlichen Lustigmacher, den faulen Tagdieb, den pflichtvergessenen Egoisten, den niedrig-schmutzigen Gesellen, den abgefeimten Trüger u. s. w., sie wird keinen Süperle, Fazl, Makel, keinen Rustik, Amder, Quemli, Falser, Peket und Partle — zum Kollegen haben wollen.

Nun wohlan! Ich habe sie euch mit scharfen Zügen dargestellt; die Merkmale können euch nimmer entgehen. Es ist nicht genug, daß ihr selber euch rein haltet von solchen Fehlern, Vergehen, Verbrechen; nein! ihr solltet das Heil der Schule, die Ehre der ganzen Genossenschaft stets im Auge behalten. Ihr kennet die Art des Urtheils eurer Gegner: wie sie euch Allen zur Schuld anrechnen, was Einzelne je begangen. — Warnet, ermahnet zuerst die Fehlbaren oder Irrenden! Fruchtet dieß nicht, so meidet ihre Gesellschaft, und leidet der Stand und die Schule, so tretet entschieden gegen sie auf und dringt auf ihre Entfernung! Hier wäre Schonung nur Schwäche und sogar Mitschuld.

So viel zur Verständigung und zur Abwehr jeder Verdächtigung oder Verhetzung.

Die drei ersten Gestalten dieser Abtheilung, Nr. **XVI**, **XVII** und **XVIII**, sind Bilder des Unglücks und des Jammers: ein todtkranker, ein altersschwacher, ein blutarmer Lehrer. Wo das anstrengende und mühsame Schulgeschäft solchen Jammermenschen übertragen ist, da muß die Schule in Verfall gerathen.

Und sollte es in der Wirklichkeit vorkommen, daß solche kranke und altersschwache Lehrer noch in Aktivität belassen würden? Gar nicht so selten; das Einkommen reicht ja für Einen kaum aus: wie möcht' es für Zwei genügen? Und den kranken oder altersschwachen Lehrer ins Armenhaus oder gar auf den Bettel zu schicken, das wäre doch zu grausam:

also läßt man's eben die Schule entgelten, so lange, bis der Tod die Abhülfe bringt.

Ja, der Tod hat schon manchen Lehrer frühzeitig heimgeholt, und von den besten zumeist. Sie sind auch auf dem Felde der Ehre gestorben; haben auch ihr Herzblut im Eifer für das Wohl der Mitmenschen hergegeben, im langen, qualvollen Kampfe; aber kein Ruhm- und Ehrenzeichen ist ihnen hienieden zu Theil geworden: gute Schulkinder jedoch weinten an ihrem Grabe, und eine hülflose Wittwe etwa mit armen Waisen. Zu manchem Lehrer sprach der Arzt: Die schwache Brust verträgt das Lehren und Singen nimmer. — Was soll der Arme machen? Im Elend verkümmern oder sterben: er muß wol Letzteres.

Theilnehmende Männer haben in manchen Ländern Wittwen-, Waisen- und Alterskassen für Schullehrer gegründet; aber diese selbst sollten die Fundationen allmälig erstellen, und so waren nur ganz kleine Zuschüsse erhältlich. — Ich kenne solche Institute, die seit mehrern Jahrzehnden bestehen und den Nutznießern kaum etliche Thaler des Jahres gewähren. So verdankungswerth die Anregung und die wohlthätige Mithülfe, so muß ich doch Zweifel darüber aussprechen, ob solche ganz unzureichende Hülfsinstitute mehr nützen oder schaden. Es ist Thatsache, daß sich Staat, Gemeinden und Schulgenossen einer etwaigen dießfälligen Belästigung nur gar zu gern entziehen, und daß sie solche Scheinhülfe gar gern als Wirklichkeit hinstellen, und so einen Vorwand erhalten, der ihre Härte, Theilnahmslosigkeit und Undankbarkeit entschuldigen möchte. An Ermunterung und Abspeisung mit schönen leeren Worten, an allerlei Schein und Täuschung hat es den Schullehrern gegenüber niemals gefehlt. Nur in einigen süddeutschen Staaten wird etwas Erkleckliches geleistet, so namentlich in Württemberg, wo bei einem hohen Dienstalter wirklich eine solche Pension erhältlich ist, die zur Fristung

des Lebens nothdürftig ausreicht. In der Schweiz ist es besonders der Kanton Zürich, wo für kranke und alte Lehrer von Seite des Staates Namhaftes gethan wird.

Man sagt freilich: der Handwerker, der Bauer, der Gewerbsmann — sie alle haben auch keine Pensionen. Das Verhältniß ist ein anderes. Diese können durch Fleiß und Geschick, durch günstige Unternehmungen zu Glücksgütern gelangen oder doch ihr Einkommen wesentlich steigern; sie dürfen ihre Geschäfte fortführen, auch wenn sie selbst nicht mitarbeiten könnten; sie mögen ihre lokale Stellung nach Belieben und Vortheil wählen und ändern; ihre Stellung ist eine individuelle, private. Der Lehrer hingegen ist in der Regel auf sein geringes Einkommen beschränkt, an Ort und Beruf gebunden; sein Verhältniß ist so, daß er im gewöhnlichen Laufe des Lebens sein spärliches Fortkommen findet, aber bei jedem besondern Drucke des Schicksals aus dem ökonomischen Gleichgewichte geworfen wird.

Es ist ein entsetzlicher Gedanke, der wol häufig den ernsten Lehrer befallen muß: Was soll aus mir und den Meinigen werden, wenn Krankheit oder Altersschwäche mich zur Fortführung des Amtes untauglich macht?

Die Andeutungen in Nr. XVIII zeigen, daß immerhin auch ein aus dem Schulberuf hinausgedrängter Lehrer wiederum sein Fortkommen finden kann; sie zeigen aber auch, daß ein unter dem Drucke der Armut schmachtender Lehrer nicht mehr fähig ist, seines Amtes zu walten. Auf den mißlungenen landwirthschaftlichen Versuch, durch welchen Pober in die äußerste Bedrängniß kam, will ich später zurückkommen. Hier lenke ich den Leser nur darauf hin, daß er bedenken möge, es gebe sehr viele Lehrer, die allen Lebensmuth und alle Berufsfreudigkeit im peinlichen Gefühl der Noth und Armut verloren haben. Wenn man all die Schulen, deren Leistungen nicht befriedigen, zählen wollte, man würde bei der

größern Anzahl die Ursache darin finden, daß der Lehrer dort krank, hier altersschwach oder anderseits von ökonomischer Sorge niedergebeugt sei.

Den Lehrern muß ich zurufen: Hütet euch vor Leichtsinn auch in ökonomischen Dingen! Gedenket, wie schnell und unverhofft manchmal Unglück und Noth hereinbrechen kann! Wo immer möglich, leget einen Nothpfenning zurück! Sorget dafür, daß ihr doch nur auch ein Jahr existiren könnt, wenn euch Krankheit oder anderes Unglück, wenn euch die Gewalt des Volkes oder der Herrscher aus eurem Amte vertriebe! Hütet euch vor jeder Unternehmung, die euch in Schulden bringt! Lieber mit dem Kleinen treu und sorgfältig haushalten, lieber sparen und entbehren sogar, als mit Sorgen und Schulden ein Nebengeschäft unternehmen. Es wird ja wohl auch noch eine Zeit kommen, da die Eltern die Lehrer ihrer Kinder besser beachten, da Gemeinden und Staat die Primarschule, die einzige Schulanstalt für neun Zehntheile des Volkes, besser unterstützen werden, als es bisher meistens geschah, und dann wird auch dafür gesorgt werden, daß nicht ein Theil der Schulen unter kranken, altersschwachen oder blutarmen Lehrern verkümmre.

Als einen vierten Unglücksgenossen betracht' ich den in Nr. XIX gezeichneten Lehrer Trubel. Der Fall, daß unter den verstandesschwachen Schullehrern einer völlig verrückt wird, mag zwar etwas seltener vorkommen; hingegen so gleichsam halbverrückte trifft man unter dieser Abtheilung ziemlich viele, und da werden dann jene komischen Personalitäten rekrutirt, die in Romanen (siehe Immermann's Agesel) und Komödien als Spottfiguren zum Vorschein kommen. Wenn man bedenkt, daß die Seminarbildung gewöhnlich in drei, oft schon in zwei Jahren durchgeführt werden soll; ferner, daß die Vorbereitung auf dieselbe meist sehr mangelhaft ist, und endlich, daß die Forderungen in Kenntnissen und Fertigkeiten gar so

mannigfach sind: dann wird man sich über eine Art Verwirrung und Verrückung in den Denkorganen schwacher Köpfe kaum mehr wundern. Kommen zudem, was häufig geschieht, die entschiedensten Gegensätze in den Berührungen und Anforderungen nach dem Austritte aus dem Seminar vor, dann sind die Anstöße zu einem intellektuellen Schiffbruche gegeben. So ist's dem armen Trubel gegangen: Herr v. Klingen wollte den Schullehrer für den Umgangskreis der Gebildeten heranziehen; Pastor Hartik hingegen forderte vor Allem von seinem Schulmeister strenge Unterordnung und daß er sich auf „Arbeit und Gebet“ beschränke. Herr v. Klingen meinte es gut, und dachte wol nicht, daß man so erbärmlich schwache, unwissende Leute zu Lehrern setzen könnte; so konnt' es geschehen, daß er den Trubel auf einen Irrweg leitete. Aber Pastor Hartik's Richtung, die jetzt mächtige und zahlreiche Förderer und Gönner hat, führt noch in andere Gefahren: sie wird uns im Lehrstand eine nicht geringe Anzahl von Schmeichlern, Heuchlern und heimlichen Sündern erwecken; sie wird ferner dazu treiben, daß die fähigsten Köpfe den Lehrstand verlassen, sobald sie irgend andere Stellen erlangen können. Durch Gewalt und Zwang läßt sich keine Richtung des Geistes und Gemüthes wirklich erzielen, sondern nur etwa der Schein derselben. Wenn Preußen seine 25—30,000 Schulmeister alle nach den Grundsätzen des Pastor Hartik uniformiren will, so wird man große Scharen von unlautern und untauglichen Leuten sammeln.

Gesunde und kräftige Verstandesanlagen sind mir wesentliche Merkmale eines tüchtigen Volksschullehrers. Ich spreche es unverholen aus, ein verstandeskräftiger junger Mann, auch wenn er an Kenntnissen und Fertigkeiten noch zurückstünde, wär' mir in einer Schule weit willkommner, als ein von Natur schwachköpfiger Seminarist, der gleichwol allerlei Sachen mechanisch erlernt hätte. — Letztere aber, wenn ich recht

berichtet bin, fallen bei Dienstprüfungen vorzugsweise ins Gewicht, und die eigene naturwüchsige Geistesfähigkeit wird wenig beachtet und erprobt.

Der leiblich kranke Konrad (XVI) und der geistig kranke Trubel (XIX) dürften ganz besonders Denjenigen, die bei Aufnahmsprüfungen zu entscheiden haben, zur Erinnerung vorzuhalten sein. Kein Beruf erfordert so sehr der leiblichen und geistigen Kräfte, als gerade der Lehrberuf, und diese beidseitige Qualität läßt sich erforschen und erkennen, schon bei den Vorprüfungen. Gewiß sind gute Gemüthseigenschaften von höchstem Werthe; aber ein Lehrer, der leiblich oder geistig schwach ist, und wär' er auch noch so bereitwillig, fromm und gut, vermag seine Pflichten nicht zu erfüllen.

Trubel's Schicksal ist mit Absicht so ausführlich dargestellt. Es sind der Vorzeichen genug vorhanden, daß man einen Bekehrungsversuch nach Hartik's Methode im Großen zu machen geneigt ist; das neueste Regulativ des Preußischen Kultministeriums läßt kaum eine andere Deutung zu. Möge man namentlich mit den Schwachen etwas schonlich umgehen! auf daß sie nicht Schiffbruch leiden, wie der arme Trubel.

Zum Schluß noch die Frage: Wenn es Thatsache ist, daß es in einer Zeit, da man dem Lehrstand Hebung und Aufbesserung versprechen konnte, immer noch sehr fühlbar an tüchtigen Schulaspiranten fehlte; wie wird es erst kommen, wenn nicht mehr ein Fortschritt, sondern nur eine „Umkehr" in Aussicht gestellt ist?

XLII.

(Zu Nr. XX. XXI.)

„Der Landschullehrer soll neben dem Schulgeschäft Landwirthschaft treiben!" so rufen laut und übereinstimmend die Männer, welche das Heil in der Umkehr

suchen; aber dieselben Männer rufen noch lauter: Die Noth und Armut des Volkes kommt hauptsächlich davon her, daß die Grundstücke unendlich getheilt wurden und allzu viele Familien sich nunmehr mit kleiner Landwirthschaft beschäftigen und ernähren wollen.

Und während in vielen Ortschaften die Anzahl der Schüler höher und höher steigt, 100—150 in einer Schule; während es nöthig wäre, daß die Schüler in getrennten Abtheilungen von dem einzigen Lehrer unterrichtet würden und er seine Unterrichtsstunden verdoppelte: in solcher Zeit will man den Lehrer darauf hinweisen, daß er nebenher durch Landwirthschaft theilweise sich und seiner Familie die ökonomische Existenz sichere; denn die Schulgenossen, die Gemeinde und der Staat seien zu arm, um einen Lehrer ganz zu erhalten. Das ist freilich über die Maßen traurig und elend! 100 Schüler täglich sechs Stunden zu unterrichten ist nicht so viel werth, um einem Manne mit seiner Familie ein spärlich-bescheidenes Auskommen zu gewähren!

Aber, so meinen Andere, die Herren der Umkehr haben noch einen tiefern Grund. „Der moderne Schullehrer soll zur Stellung des alten Schulmeisters rückgeführt werden. Das geschieht wol am besten, wenn wir ihm die Hacke des Taglöhners in die Hände drücken; wenn wir ihn nöthigen, zu graben und zu tragen wie Einer der Aermsten.“

Was aus dem Schullehrer werden kann, dem's mit der Landwirthschaft wohl gelingt, das zeigt uns Nr. XX in lebendiger Anschaulichkeit am Lehrer Rustik; wohin ein Mißlingen führe, das sehen wir in Nr. XVIII am Lehrer Pober. — Doch hören wir den Einwurf: Rustik habe die Sache zu weit getrieben und Pober entweder ungeschickt oder unglücklich; das seien ungünstige Ausnahmen. Ich behaupte: Jeder Lehrer, dem es mit der Landwirthschaft gut gelingt, wird allmälig diese zum Hauptgeschäft

machen und seine Schule hintansetzen; ferner: manchem Lehrer wird die Landwirthschaft wenig ökonomischen Nutzen schaffen, ihn vielmehr in Noth und Sorgen stürzen.

Es ist gar leicht zu sagen: Der Landschullehrer soll Landwirthschaft treiben. Wie soll er dieß anfangen? frag' ich ernstlich. — In der Schweiz z. B. (im Kanton Zürich, Aargau, Thurgau rc.) hat der Lehrer zur Nutznießung etwa 20,000 □' Pflanzland. Das gibt in günstiger Lage einen Gemüsegarten, und ich find' es ganz angemessen, daß er diesen in seiner Nebenzeit grabe, besäe und bepflanze, sogar den Dünger drauf bringe. Es mag ihm dieses Stück Land verhältnißmäßig einen schönen Ertrag abwerfen; aber: heißt dieß dann Landwirthschaft treiben? heißt dieß einen erklecklichen Beitrag zur ökonomischen Existenz leisten?

Er soll eben mehr Land anbauen; etliche Juchart Acker, und dann Wiesen zu ein Paar Kühe, sagen sie. — Nun, da kommt der neu angestellte Lehrer, arm und fremde. Die Lehrerwohnung ist klein und unbequem. Scheune und Stallung ist gar nicht vorhanden, gehört auch nicht zur amtlichen Wohnung. — Nun gebet Rath! Wie soll dieser Lehrer Landwirthschaft treiben? Soll er Scheune und Stallung bauen? Er hat kein Geld und bekommt auch keines geliehen. Soll er mit voller Schuldenlast Aecker und Wiesen kaufen? eben so Vieh und Geschirre? Das wäre wahrlich ein sehr gewagt Unternehmen.

Wer praktische Einsicht ins landwirthschaftliche Leben und Treiben besitzt, der weiß es, daß der Kleinbauer nur dann mit Noth existiren kann, wenn er durch unermüdlichen Fleiß den Lohn des durch ihn selbst ersetzten Knechts und Taglöhners verdient, und so sein Weib oder seine Tochter die Stelle der Magd einnimmt. So kommen sie dann auf halbfreiem,

halbverschuldetem Gütlein nothdürftig fort, wenn Gott sie vor Unglück bewahrt.

Wie soll nun aber der Schullehrer Kleinbauer zugleich sein? Er muß die Arbeit zum größten Theile von fremden, bezahlten Händen verrichten lassen. Also Dienstlöhne, Güterzinse, Schulden auf Scheune und Stallung. — Und das heiße Landwirthschaft treiben zum eignen Vortheil und ohne der Schule zum Schaden?

Ich denke immerhin doch, die Schule sollte dem Lehrer die Hauptsache sein und bleiben. Nun kann es aber geschehen, und es ist in der That häufig der Fall, daß gerade die tüchtigsten und besten Lehrer weder besondere Neigung noch auch Geschick für Landwirthschaft haben; begreiflich: die besten Lehrer möchten ihr Leben und ihre Kräfte der Schule widmen und eigner Fortbildung. Wenn ihr nun Landwirthschaft zur zweiten Bedingung des Schulstandes macht, sollen jene trefflichen Lehrer, die dieser Bedingung nimmer genügen, beseitigt werden? Und wie wollt ihr's in manchen Gegenden von Sachsen, Schlesien, der Schweiz ꝛc. halten, — wo Landwirthschaft unmöglich ist?

Die Freunde landwirthschaftlicher Schulmeisterei haben sich ein Ideal gebildet, das ich in einigen Zügen darzustellen versuchen will.

Der Schulmeister steht des Morgens um vier Uhr auf und eilt mit Sense, Rechen und Schiebkarren hinaus, um Futter zu holen für seine Kühe. Er mähet, rechet, ladet den Karren, schiebt ihn herein, und so etliche Male. Dann reicht er dem Vieh die erste Portion und läuft ins Haus, die Morgensuppe zu nehmen. Hastig geschieht dieß; nun schnell in den Stall zurück, den Mist bei Seite zu schaffen und frisch zu streuen; hierauf neue Fütterung, uud dann eilt er zu melken und die Milch zu fassen und zu besorgen. Es wird acht Uhr: er zieht in die Schule. Die Arbeit hat die

leiblichen Kräfte sehr in Anspruch genommen; er ist ziemlich ermüdet. Indessen hat dieß Nichts zu bedeuten; es weiß ja Jeder, daß Körper und Geist verschiedene Wesen sind, und daß von des Körpers Ermattung die geistige Thätigkeit keineswegs leidet: während er Landwirthschaft trieb, ruhte der Geist; nun er die Schule besorgt, ruhet der Körper; im Wechsel der Thätigkeit liegt die Erholung und so die wechselnde Frische der Kraft. Um eilf Uhr endet die Schule; nun sorgt er abermals rasch für das Vieh; um zwölf Uhr das Mittagessen, und dann bis ein Uhr Arbeit im Pflanzland. Nun wieder Schule bis vier Uhr; dann Vesperbrod, und jetzt mit erneuter Leibeskraft, die während der Schule geruht, geht's erst recht munter ins Feld, um zu graben und zu schaufeln. Um sieben Uhr dann besorgt er wieder den Stall, und noch vor neun Uhr genießt er die Abendsuppe und legt sich darauf friedlich zur Ruhe, nachdem er den Abendsegen gesungen oder gebetet mit Gattinn und Kindern... Sechszig Preußische Thaler hat der Mann vom Schulmeisteramt, nebst freier Wohnung und zwei Maß Holz; dazu verdient er im günstigen Falle noch vierzig Thaler durch Landwirthschaft: Und gibt es ein schöneres Loos!? — Ach, Nichts ist vollkommen auf dieser Erde; selbst solches Glück ist dem Wechsel noch unterworfen. Dem Schulmeister ging eine Kuh zu Grunde; nun war der Fleiß eines Jahres verloren. Und bald darauf wurde von allzu großer Arbeit die Frau kränklich und schwach; da nahm der Lohn und die Nährung der Magd den Vortheil der Wirthschaft hinweg, und so trübte sich sehr das Ideal der Schulmeisterlandwirthschaft.

Ich fürchte, das Bild werde den Herren doch nicht so recht gefallen: das sei Uebertreibung; so viel verlange man nicht. Ich aber sage: Wenn wirklich ein armer Lehrer, und arm sind sie meistens, durch seiner Hände Arbeit auf dem Felde noch 40—50 Thaler jährlich rein verdienen will, so

muß er schaffen in solcher Weise. — Wer aber je vor der Schule drei Stunden tüchtig und mühsam gearbeitet hat, im Feld und im Stalle, der ist ermattet am Leibe, worin die Seele gefangen, und sind die Organe ermüdet, so wird die geistige Regsamkeit fehlen. Der müde Handarbeiter will ruhen und schlafen und ist zur geistigen Thätigkeit nicht einmal rezeptiv fähig, geschweige denn produktiv; so auch der Schulmeister, der vor der Schule bis zur Ermüdung geschafft hat. Ein Dualismus der Kräfte, in wechselndem Ruhen und Wirken, wie man ihn im Schulmeisterwesen darstellen will, ist grausamer Unsinn. Ja, wenn der Gelehrte von geistiger Anstrengung müde ist, mag er Erholung in einem Spaziergange finden oder in leichter, spielender Arbeit; es mag der Arbeitsmann etwa Genuß und Stärkung finden, wenn er während der Ruhezeit geistig oder gemüthlich angeregt wird ohne eigne Bemühung: aber wer den Kraftaufwand tüchtiger Landarbeit, wer die Anstrengung tüchtigen Schulhaltens kennt, der kann nimmer behaupten, Eines ums Andere möge ein Mensch im steten Wechsel betreiben. Die Zumuthung ist, ich wiederhole es, ein grausamer Unsinn.

In der That, es ist empörend, welche Anforderungen man an die Schulmeister macht, und zwar geschieht dieß sogar von Männern, die nach Beruf und Stellung verpflichtet wären, solcher Grausamkeit entgegenzutreten; für sich selbst wußten solche Männer trefflich zu sorgen: die Hintansetzung der Schullehrer, deren Verweisung auf den Himmel und die Landarbeit brachte diesen gemüthsvollen Männern höhere Gunst und reichern Lohn, und ihre Seele fühlte sich glücklich und ihr Name ward hochgepriesen.

Betrachtet die streng thätigen Landarbeiter, den Knecht und Taglöhner! ihr müßt es bemerken, daß sein äußeres Benehmen schon langsam und schwerfällig wird, und noch mehr sein geistiges Wesen; ihr werdet auch wissen, daß er fünf-

mal des Tages Speise und Trank verlangt und damit etwa zwei Stunden täglich verbringt, Ruhepunkte zwischen der Arbeit zugleich. Ihr nennt auch dieß Uebertreibung; es ist einmal so, fast überall in der Schweiz und im südlichen Deutschland, und Niemand möge behaupten, daß der im Freien tüchtig schaffende Arbeiter nicht besondern Zusatz an Nahrung bedürfe und zwischenein auch der Ruhe.

Doch ja, vom Schulmeister verlangt man Arbeit ohne Rast und Ruhe, ohne jenen Zusatz an Nahrung.

Ich bin keineswegs dagegen, daß der Lehrer landwirthschaftliche Arbeit betreibe; ich bin nur gegen die schnöde Zumuthung, daß er neben der Schule noch wie ein Knecht und Taglöhner angestrengt schaffe, um den Eltern, den Gemeinden, dem Staate zu ersparen, was sie für die Schule nach heiligster Pflicht zu leisten schuldig sind. Namentlich an kleinen ländlichen Ortschaften, wo die Schülerzahl geringe, und darum das Einkommen niedriger und das Schulgeschäft leichter ist, da wäre es sehr wünschbar, daß der Lehrer Landwirthschaft triebe. Aber auch hier sind die dießfälligen Schwierigkeiten größer, als man gewöhnlich meint. Erstlich steht im Wege, daß an solchen Orten nur ein kleines Schulhaus, oft nur eine Schulstube vorhanden ist: es mangelt also dem ankommenden Lehrer schon die Lokalität zu landwirthschaftlichem Betrieb; dann kommen zumeist die ärmsten und schwächsten Lehrer auf solche kleine Posten, und ihnen wird es sehr schwer, Grundstücke, Vieh, Geschirre, Stall und Scheune zu erlangen; endlich sind solche Stellen oft auch als Anfangsposten zu betrachten, und für ein kürzeres Bleiben will Niemand eine landwirthschaftliche Unternehmung wagen.

Ich habe schon viel darüber nachgedacht, wie an solchen kleinen Orten zu helfen sein möchte. Die Auskunftsmittel, die ich fand, sind folgende.

1) Vereinigung kleiner Ortschaften zu Einer Schule, durch angemessene Lokation des Schulhauses;
2) Uebergabe zweier kleiner Schulen an einen wandernden Lehrer, der wechselnd da und dort den Unterricht gibt;
3) Heranziehung eines Lehrers aus einer Familie des Orts, die Haus und Güter besitzt.

Hinsichtlich des 2ten und 3ten Vorschlags bemerk' ich noch, daß ich es für zulässig halte, bei ganz geringer Schülerzahl die Unterrichtszeit sehr merkbar zu vermindern, wodurch dem Lehrer möglich wird, entweder zwei Schulen abwechselnd zu versehen oder einen Theil der Zeit auf Landwirthschaft zu verwenden.

In größern Ortschaften, wo die Anzahl der Alltagsschüler auf 80—100 und noch darüber beträgt, da sollte man doch im Stande sein, einem Schullehrer ein bescheidenes Auskommen zu geben. Aber auch hier, so sagt man, ist's gut, wenn der Lehrer noch ein Nebengeschäft betreibt; denn im Sommer wird meistens nur kürzere Zeit Schule gehalten, und der Lehrer soll nie müßig gehen. Ich denke, es ließe sich auch im Sommer das Schulgeschäft vollzeitig führen: *man ordne nur an, daß im Sommer der Lehrer vorzugsweise mit den Kleinen sich beschäftige, mit den Kindern von 5—8 Jahren, die schickt man ihm gerne täglich sechs Stunden.*

Vielleicht ließ sich noch erwägen, ob bei einem geeigneten Wechsel in dem Sinne, *daß im Sommer vorzugsweise die jüngern, im Winter zumeist die ältern Schüler berücksichtigt würden, nicht an manchen Orten Ein Lehrer, statt deren zwei, ausreichen würde;* der dann bei einem angemessenen Einkommen seine ganze Zeit und Kraft der Schule widmen könnte und wol ebenso viel leistete, als zwei, die beide Anderlei treiben müssen und doch nur mit Sorge und Noth existiren.

Endlich möcht' ich auch noch fragen: Gibt es denn, wenn doch der Lehrer nicht von seinem Diensteinkommen soll leben können, nicht noch andere Nebengeschäfte, die sich eben so gut für diesen Zweck eignen? Einmal gewöhnliche Landwirthschaft, im Größern und Gröbern, halt ich für durchaus unangemessen, sehr oft zugleich für ganz unmöglich. Baumzucht, Weinbau, Gemüsebau, Blumenzucht, Sämereizucht, Seidenzucht — das sind je nach Lage und Umständen geeignete Zweige der Landwirthschaft, und diese sollten in Lehrerseminarien berücksichtigt werden. Immerhin aber läßt sich bedenken, ob es nicht ebenso zweckmäßig wäre, den künftigen Lehrer, der nicht von seinem Dienste soll leben können, irgend zu einer Nebenarbeit im Seminar zugleich anleiten zu lassen; z. B. Uhrmacherei, Buchbinderei und Papparbeiten, Drechslerei, Lithographie u. drgl.

Nr. XXI. weist uns endlich zur Ermöglichung einer Lehrerexistenz auch auf Nebenämter. Amder's Geschichte gibt keinen guten Bericht, und ich fürchte sehr, es möchte sich mancher Lehrer, der diese Wege betritt, in ähnlicher Weise verirren: die Lockung ist stark und gefährlich. Nebenämter, seit alter Zeit mit der Schule verbunden, sind die kirchendienstlichen: Meßmer, Sigristen, Küster, Organisten, Vorsinger. Von diesen ist der Organistendienst weitaus der schönste und angemessenste; auch die Vorsingerstelle steht dem Lehrer mit starker Brust wohl an. Selbst jene Kirchendienerstellen, sofern sie nicht kollidiren mit der Schulzeit, halten wir nicht unpassend; aber wünschbarer wäre dabei, daß die Geistlichen den Lehrer in dieser Stellung nicht zu hart und drückend als untergeordneten Dienstmann behandelten. Wenn der „moderne Schullehrer" nicht gerne mehr Kirchendiener bleibt, so ist nicht immer der Grund in Unkirchlichkeit oder Eitelkeit gar zu suchen, sondern wol manchmal im geistlichen Hochmuth und barschem Kommando selbst vor andern Leuten,

vor den Schülern sogar. Es sind noch jetzt leider Solche nicht selten, die es so recht vor Kindern und Eltern zur Anschauung bringen: Ich bin der Herr; Er ist mein Schulmeister, d. h. mein Diener.

XLIII.

(Zu Nr. XXII. XXIII. XXIV.)

Die Schattenbilder Nr. **XXII**, **XXIII** und **XXIV** zeigen uns ziemlich unangenehme Gestalten: einen trägen, einen eiteln und leichtfertigen, einen leichtsinnigen oder fast liederlichen Schullehrer. Gibt es deren wirklich? Leider ja! und nicht einmal bloß selten.

Und wenn es auch nicht viele Quemli gibt, die es nach Natur und Anlage sind, so gibt es deren doch viele, die allmälig träg und gleichgültig werden; selbst von den rührigsten und eifrigsten Lehrern sind es manche geworden. Und wie kommt denn dieß? Nach unserer Ansicht und Erfahrung folgendermaßen.

Weitaus die Mehrzahl der Menschen, namentlich unter germanischen Stämmen, will ungestört im altgewohnten Geleise des Lebens wandeln, will wie es heißt „Ruhe und Ordnung". Jedes ernste und eifrige Eingreifen in irgend einer Richtung des Lebens stört aber die Ruhe und die gewohnte Ordnung, und erregt Unruhe, Unwillen, Widerstand und so Gegner und Feinde. Da kommt z. B. ein begeisterter, thatkräftiger Lehrer in eine Schule, wo bis jetzt die Schulversäumnisse ungerügt sehr häufig vorkommen konnten, wo die Kinder ungewaschen und ungekämmt, überhaupt unordentlich und unreinlich zur Schule kommen. Nun will er den Schulbesuch regeln, die Kinder zur Ordnung und Reinlichkeit bringen, gewiß ein pflichtmäßig Bestreben und lobenswerth

selbst. — Aber es kommt darob das ganze Dorf in Bewegung: die Weiber zanken und schimpfen, die Männer zürnen und drohen; die Vorsteher mahnen den Lehrer zur „Klugheit" und Nachsicht.

Er kämpft noch einige Zeit gegen die furchtbare Macht der alten Gewohnheit, hat zum Lohne nur Spott uud Gefährde, und läßt dann endlich den Wagen im alten Geleise laufen. Er ist zu der großen Lebensweisheit gelangt, daß der Schulmonarch am sichersten doch regiert, wenn so wenig als immer möglich das Volk von seiner Regierung bemerkt und weiß. Ein Schullehrer, der den Schulvorstehern erster und letzter Instanz niemals Unruhe und Geschäfte bereitet, der in Bezug auf Schulhaus, Geräthe und Lehrmittel die Gemeindskasse niemals in Anspruch nimmt, der die Absenzenliste mit Nachsicht führt und die Kinder und Eltern ruhig gewähren läßt, der kann gemächlich und sorglos die Schule so halten und in Ruhe und Frieden leben. Das lehrt die Erfahrung täglich, und so drohet auch täglich der Schule der Schaden, daß wieder ein Lehrer sein Lebensschifflein einlaufen lasse im Port der stillen Ruhe und Ordnung.

Ich aber halte die Trägheit für einen der schlimmsten Feinde der Schule. — Es ist nicht bloß der Nachtheil, daß die Kinder an Gutem und Nützlichem wenig erlernen; es liegt der größere Schaden darin, daß die geistigen und gemüthlichen Kräfte anstatt angeregt und geübt zu werden, durch Unthätigkeit und Langeweile allmälig sich abstumpfen und erlahmen. Es ist gar nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß in Schulen, wo die Trägheit waltet, die Kinder systematisch zur Stumpfsinnigkeit, Dummheit und Gleichgültigkeit und zum Nichtsthun gewöhnt werden. Die weit verbreitete Redensart: „Wenn die kleinen Schüler nur still sitzen lernen" — zeugt eben von der sonderbaren Aufgabenstellung. Die herrschende Unthätigkeit und

Trägheit ist es, was gerade den fähigsten Kindern die Schule so grausam verleidet.

Ich möchte die Lankaster'sche Schuleinrichtung, diese Unterrichtsmaschinerie, gar nicht empfehlen; aber so viel ist gewiß, daß selbst dieses maschinenmäßige Treiben, indem es doch die Kinder in Thätigkeit und Bewegung erhält, weitaus den Vorzug verdient vor jenen Schulen des alten Schlendrians, in welchen die Kinder die meiste Zeit bei sogenantem stillen „Lernen" unthätig saßen; am Vormittag etliche Stunden zum „Aufsagen" kamen und Nachmittags stille die Vorschrift kopirten. Das war ein ruhiges Leben; ich fürchte, es ziehe die Sehnsucht nach ruhigen Stunden oder die „höhere Klugheit" noch manchen Quemli-Kollegen hinüber in jenes Gebiet der ältern Schule.

Ich habe vor der Beiziehung von leiblich gebrechlichen, geistig schwachen, gemüthlich rohen Schullehrerzöglingen gewarnt; ich warne eben so dringlich vor der Aufnahme solcher, die prädominirend phlegmatischen Temperaments sind. Wer sich recht tief und vollständig darüber belehren will, welch ein großes Unglück die Trägheit sei, wie viel Unheil aus derselben fließe, der lese Schleiermacher's Abhandlung „Leben und Ende des Trägen". Die Gefahren der Trägheit sind auf dem Gebiete der Volksschule um so größer, da der träge Lehrer, wie bereits gezeigt worden ist, oft sogar etwa begünstigt wird, und darum sein unheilvolles Treiben längere Zeit dauern kann, immer schlimmer und schlimmer.

Wenn wir auch hier wieder die große Anzahl der Lehrer bedenken, so muß die leidige Ueberzeugung kommen, daß immer nicht wenige Schulen unter dem Druck der Trägheit, sei sie natürlicher Hang oder Folge von Schwäche und Alter, werden zu leiden haben. Da tritt dann eben hervor, von welcher Wichtigkeit der Lehr- und Lektionsplan, die Lehr-

mittel, geeignete Hülfe von Lehrschülern und geregelte Aufsicht seien.

Der Figur Nr. XXIII sieht man es an, daß der Zeichner dem bittern Spotte, der sein Herz übernommen, ungezügelten Ausdruck gegeben. Indessen geschah dieß wol nicht aus Bosheit, vielmehr im scharfen Eifer für die bessere Sache. Wer für das Wohl der Schulen sorgt und kämpft, und zwar in rechter Würdigung ihrer Bedeutung und ihres Werthes, der muß von bitterm Gefühl ergriffen werden, wenn er in so einem eiteln Gecken den Lehrer der Schule erblicken soll.

Und was das Traurigste ist, solche geckenhafte, des bittersten Spottes würdige Lehrerschaftsgenossen findet man noch an manchen Orten.

Ich bin Keiner von jenen Vergangenheitspreisern, die schon in Kleidern ältern Schnittes und ältern Stoffes den bescheidenern und bessern Menschen erkennen; der arme Trubel blieb ein Verrückter auch in der Kleidung älterer Zeit. Ich will auch nicht, daß der Schullehrer gleich der untersten Klasse sich kleide. Wenn in vielen Dörfern der Schweiz der Bauer und Handwerksmann, ja der Knecht und Taglöhner gar, im schwarzen tüchnen Gewande zur Kirche kommt, wär' es eitle Thorheit, den Lehrer im leinen Kittel sehen zu wollen. Aber ich will und verlange, daß der Lehrer sich anständig kleide, oder vielmehr „standesgemäß“, gut und reinlich und dunkler Farbe. Ein Lehrer, der da windbeutelartig im bunten Flitterstaate erscheint, erregt bei den Einen Aerger und Widerwillen, bei den Andern Spott und Verachtung. Was wird man hinter dem jungen Manne suchen, der in kindischem Tand und Putze sich gefallen mag? Zum mindesten kommt er in den Verdacht der Geschmacklosigkeit oder der Dummheit gar, und das ist schon zu bedauern.

Zeigt es doch überall die Erfahrung, daß je tiefer der Bildungsstand, desto mehr Begierde für bunten Flitter und leeren Schein. Die Indianer bringen sich Bleche und Ringe in Nase, Lippen und Ohren (Oh ein Schullehrer mit Ohrringen!); die Negerweiber schmücken sich gern mit Spangen, Ketten und Schnüren voll Glaskorallen; gaukelnde Zigeunerkinder sind mit Fetzen von allerlei schreienden Farben behangen: aber ein Mensch von Verstand und Geschmack wird solche Dinge stets mit Bedauern nur sehen, als Zeichen von rohem, sinnlichem Wesen.

Aber die Kleidung ist's nicht allein, was uns an Süperle (Nr. XXIII) so widrig berührt; sein ganzes Benehmen macht den ungünstigsten Eindruck. Es ist gleichsam eine Verquickung eines „in Berlin geweßten" Schneidergesellen nebst einem Stück Ladendiener und dazu ein Rest verdorbenen Studententhums. Und eine solche Kreatur zum Lehrer des Volkes! es ist zum Entsetzen. Und was das Schlimmste in Allem: es sind nicht etwa nur üble äußere Angewöhnungen oder Unarten; es ist sein Benehmen der wahre Ausdruck des Denkens und Fühlens. So seicht und oberflächlich ist all sein Wissen und Können, daß er nur gar keine Ahnung hat von dem, was irgend eine Wissenschaft oder Kunst heiße und leiste. Und da er doch merkt, daß er mehr wisse und könne als die Ortsvorsteher, der Barbier und der Forstwart, so muß er sich ja für den Vollendeten halten. Man will diesem schnöden Schulmeisterdünkel vorbeugen jetzt dadurch, daß man die alten Schulmeister neuester Zeit weniger lernen lasse, namentlich sollen sie nimmer mit „deutscher Grammatik und Litteratur" sich beschäftigen, sondern zumeist den „Katechismus auswendig wissen". Ich zweifle, ob dieß der rechte Weg sei, den neuesten Schulmeister zu der Einsicht zu bringen, daß er gar nicht viel wisse und könne; sind doch oft die schwächsten gerade am schwersten vom Dünkel behaftet. Ich denke viel-

mehr, man sollte in einigen Fächern, in Religion und Muttersprache zuerst, sie etwas Gründlicheres und Tieferes kennen lehren; man sollte bei jeder Veranlassung ihnen bemerklich machen, daß jedes Gebiet der Wissenschaft ein langes und ernstes Studium fordere und große und kostbare Mittel, um etwas Rechtes darin zu leisten, und dabei suche man Ehrfurcht zu wecken vor den Männern der Wissenschaft. Und ferner sollte man fort und fort den Sinn und die Lust zu eigener Fortbildung nähren, und oft und deutlich erklären, daß die wenigen Jahre des Seminars die Lehrerbildung keineswegs abschließen können, daß auch draußen, nach dem Examen, das eigene Lernen neben dem Lehren fortschreiten müsse. Dünkel entspringt fast immer aus beschränktem Gesichtskreis und aus Unwissenheit selbst.

Ich hege die besten Wünsche für unsere Volksschullehrer und unter diesen Wünschen ist einer der ersten, daß doch die Anzahl derer, die zur Klasse Süperle noch gehören, recht schnell sich mindere und bald aus der Genossenschaft ganz verschwinde. Ich habe das Bild desselben ungern aufgenommen in dieses Buch, und bin mit Freuden bereit, es wieder herauszunehmen, sobald ich Kunde erhalten, es sei diese Abart nimmer zu finden oder doch nur in höchst seltenen Exemplaren.

Auf den geselligen Freund des Herrn Süperle, den lustigen „Schreiber", möcht' ich dann ernstlich warnend besonders hinweisen. Solche Genossen suchen, wol gar noch stolz auf ihre Gesellschaft sein, das ist ein gefährlich Versehen von Seiten des Dorfschullehrers; das hilft nicht zu Ehre und Achtung. Das Wesen und Treiben solcher „Herren" ist vielmehr dem Amt und der Würde des Lehrers durchaus unangemessen; solche „Herren" sind auch höher besoldet, kennen und haben gar manche „Genüsse", die den Lehrer sittlich und ökonomisch zu Grunde richten, wie es auch Ortsvorstehern schon häufig geschehen ist.

Aber was soll ich bei Nr. XXIV noch sagen? Es fällt mir wahrlich schwer, dieses Bild länger und mit Aufmerksamkeit zu beschauen. Könnt ich nur sagen, es sei bloße Karikatur und ein lebendiges Ebenbild nirgends zu finden! Allerdings gibt es ganze Gegenden, wo ein solcher Mann als Lehrer nicht getroffen wird, wo man ihn auch als solchen nicht dulden würde, so namentlich in Kantonen der Schweiz; aber im südlichen Deutschland, in größern Dörfern und kleinern Städten, da findet man solche „Fazl" immerhin noch, zumal unter den „Provisoren". Gibt es doch Orte, wo ein leichtes lustiges Leben von jeher zu Hause war und man die Lustigmacher vorzugsweise unter den „Lehrern" suchte.

Ich habe bereits anderswo angedeutet, daß ich den Werth musikalischer Bildung hoch anschlage, schon mit Hinsicht auf Organisten- und Vorsingerstellen und auch auf Privatunterricht, ganz besonders auch wegen der günstigen Wirkung auf das Gemüth des Lehrers selbst. Aber es kann das Beste und Schönste mißbräuchlich entstellt werden und zu Verirrungen führen, und leider geschieht dieß nicht selten bei musizirenden Lehrern. Vielleicht daß hie und da der Unterricht, den sie selbst empfangen, nicht geeignet ist, einen tiefern und reinern musikalischen Sinn zu wecken und den bessern Geschmack zu bilden. Auffallen muß es immerhin, daß man Lehrer so häufig auf dem Klavier die gehaltlosesten „Galantriestücke" hudelig abklopfen hört, und meist das Streben vorwaltet, eine scheinbare Fingerfertigkeit zu erlangen, worauf nur allzu viel Zeit verwendet wird. Ist dieser Mißbrauch des Klaviers schon schlimm und dem Kenner fast unausstehlich, so wird die Mißhandlung der Orgel in solcher Weise zum wirklichen Aergerniß und zur musikalischen Sünde. — Man hat von katholischen Organisten gehört, daß sie die Melodien frivolster Lieder im Momente der heiligsten Handlung zu spielen beliebten; es ist nicht selten, Walzer und Polka und allerlei

Märsche während der gottesdienstlichen Zeit in der Kirche von der entsetzlich mißhandelten Orgel zu hören. Wenn man die Liederhefte, die manche Lehrer sich abgeschrieben, näher beschaut, findet man gar zu häufig Späße und Schnurren und niedrig komische Stücke. Das sind doch, scheint mir, sichere Zeichen, daß die Richtung der eigenen Bildung nicht immer die wohl geeignete sei.

Wir haben einen unerschöpflichen Schatz der schönsten Musik, deren Vortrag keineswegs große technische Fertigkeit fordert; diesen Schatz sollte man den Lehrern vorzugsweise erschließen und zugänglich machen; man sollte nicht bloß üben und treiben, um Fertigkeit zu erzielen, man sollte vielmehr mit rechter Sorgfalt den guten Geschmack zu bilden bemüht sein. „Fazl" ist auch Deklamator; als Lustigmacher trägt er so recht drastische Stücke nur vor. Den Lehrer der Jugend in solcher Stellung zu sehen, in solchem Vortrag zu hören, das ist wol eher zum Weinen als noch zum Lachen.

Auch im Gebiete der Poesie scheint so mancher Lehrer sehr verkehrter Richtung zu folgen: dem niedrigen, rohen Witze jagen sie nach, und wo sie Nahrung zur Gemüthsveredlung sich suchen sollten, da holen sie sich nur Stoff zur Geschmacksverderbniß. Auch hier, so scheint mir, sollte richtend und bildend auf den Schullehrerzögling eingewirkt werden, mehr als bisher geschehen. Es ist traurig und fast beschämend, mit deutschen Volksschullehrern bekannt zu werden, die Hunderterlei erlernt haben, und von deutscher Poesie Nichts wissen, als etwa frivole Schwänke von Langbein, Blumauersche Travestieen, Späße von Waizmann und Seiler, von Kotzebue etliche Stücke, so auch Romane von Spieß und Kramer.

Wenn man von Bildung spricht, von der Herzensbildung zumal, welche zur Lehrerbildung doch von großer Bedeutung ist, sollten Musik und Poesie recht wol in Beachtung kommen; bis jetzt mag in dieser Beziehung die tiefere Auffassung und

die edlere Richtung noch in mancher Lehrerbildungsanstalt gemangelt haben. Wissen und Können der Volksschullehrer mag immer auf engere Gränzen eingeschränkt bleiben; aber zu einem veredelten Denken und Fühlen muß Jeder gehoben sein, der auch nur zur allgemein gebildeten Menschenklasse gehören soll.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß nunmehr höchst einflußreiche Männer laut begehren, es sei Alles abzuschneiden und zu beseitigen, was den Schulmeister aus dem Geleise bringen könnte; darum sei von Grammatik und Literatur der Muttersprache abzustehen bei der Bildung derselben; wenn die Schulmeister gar Nichts erfahren von all dergleichen, so seien sie wol am besten vor jeder Verirrung gesichert: den Katechismus sollen sie häufig auswendig rezitiren, Bibel oder Legende sei ihr Universal-Lesebuch, das Kirchengesangbuch sei ihr poetischer Schatz — und wenn sie hierin verharren, bleiben sie frei vor jeder Versuchung und jeder Verirrung.

Die Meinung mag gut sein; aber sie zeugt von großer Beschränktheit. Im Seminar etwa kann man die jungen Leute vor anderer Lektüre bewahren; aber wenn sie hinaus gekommen, da wird ein Verbot nur desto eher zur Uebertretung reizen, und weil sie das Gute und Schöne nicht kennen und nicht mit Liebe pflegen lernten, so treten sie ungewarnt und unbekannt leicht in die Richtung des Schlechten und Niedrigen.

Blicken wir nochmals zurück auf Fazl's Treiben und Wirken, so ist es nicht nur die Entwürdigung des Lehrstandes, die uns so widrig berührt; es ist das Unheil, das er über die Jugend, über die ganze Gemeinde bringt, das uns entsetzt und schmerzlich betrübt. Ja es kann ein Lehrer Generationen hindurch zum Segen oder zum Fluche wirken; Niemand wird dieß bestreiten. Wie ist es denn aber möglich, daß diejenigen, welche ein Lehrerwirken erkennen, den-

noch den Lehrstand und die Lehrer geringe achten? Wer sind denn diese Mißachter? Jene Männer, welche den Lehrer so niedrig besolden und stellen, daß häufig nur nothgezwungne und schwache Menschen in dem Stande verharren; jene Männer, welche behaupten, zum Schulmeister reiche das kleinste Wissen und Können aus und man bedürfe hiezu keiner edleren Bildung.

B. Zu den Notizen aus dem Gedenkbuche eines Schulinspektors.

XLIV.

(Zu Nr. XXV.)

Ueber diese Notizen kann ich mich kürzer fassen, da dieselben zum Theil schon selbst aus Reflexionen bestehen, und zwar solchen, wie sie der Schulmann zu machen veranlaßt wäre.

Die Notiz a) bezeichnet in schlagender Weise die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Schulinspektion bei der Jahresprüfung. Ich gehe noch weiter und behaupte, eine gründliche, sichere Beurtheilung einer Schule kann nur durch einen tüchtigen, praktischen Schulmann geschehen, der unvermuthet erscheint und dann prüfend selbst Schule hält. Und es sollen solche Visitationen nach keiner bestimmten geordneten Reihenfolge geschehen, sondern je nach Umständen und Bedürfniß, so daß kein Lehrer sicher sei, ob nicht heute oder morgen plötzlich der Visitator erscheine.

In Deutschland ist je eine größere Anzahl von Schulen einem geistlichen Schulinspektor untergeordnet. Der kommt im Frühling am voraus bestimmten Tage und dann gibt es so eine Art von Schaustück, welches der Inspektor etwa einen Monat hindurch fast jeden Tag einmal oder auch zweimal, allmälig zur großen Ermüdung, meist nur als stiller Zeuge

wahrnehmen mag. Wie sollte er so zu einer genauen Kenntniß des Schulzustandes gelangen?

In manchen Kantonen der Schweiz bestehen Bezirksschulbehörden aus mehrern Mitgliedern geistlichen und auch weltlichen Standes, und wenigstens zweimal des Jahrs soll jede Schule inspizirt werden. Das ist schon etwas besser; ein Mangel zeigt sich jedoch darin, daß mancher Inspektor wenig vom Schulwesen versteht oder sich eben nicht viel um dasselbe bekümmert. Zur rechten Aufsicht und zur kräftigen Einwirkung brauchen wir, wie schon bemerkt, Schulmänner selbst, voll Eifer und Kraft.

Die Notiz b) möcht' ich allen Lehrern und Schulvorstehern zur tiefen Erwägung empfehlen: es wird in beiden Richtungen allzu häufig gefehlt, nicht nur von den Lehrern, sondern oft auch von Schulvorstehern. Von Letztern namentlich darin, daß sie verlangen, alle Schüler sollten gleichmäßig voran sein, und dadurch zwingen sie oft den Lehrer, die meiste Kraft und Zeit auf die schwächsten Schüler zu wenden, während die fähigern, und die mittlern sogar, Zeit und Eifer verlieren. Den andern Fehler, daß nur die fähigsten Schüler in rechte Rücksicht kommen, findet man mehr auf Seite der Lehrer, und hierauf hat der Inspektor sein Augenmerk wohl zu richten. Die Volksschule ist diejenige Anstalt, welche wie keine andere, Bedingung und Merkmal der „Allgemeinheit“ in sich trägt; nicht für einzelne fähige Kinder, nicht für einzelne schwache ist sie gegeben, sondern für alle: darum muß sie die Aufgabe der Art fassen und stellen, daß alle Schüler, immerhin modifizirt durch das Mehr oder Minder des individuellen Vermögens, im Allgemeinen dieselbe zu lösen im Stande sind.

Ueber c) könnte man wol ein Buch noch schreiben; und ob man auch mehrere schriebe, zu Klagen über Bevorzugung eines Faches würde man immer Veranlassung finden: sie liegt nun einmal in der Natur des Lehrers, und läßt sich kaum ganz unterdrücken. Uebrigens kommt das vorherrschend einseitige Treiben und Streben nicht nur allein von den Lehrern: es kommt auch häufig von Schulbehörden oder von einflußreichen Schulschriftstellern. Da ist z. B. ein Kultminister, der hält am meisten darauf, daß Lehrer und Schüler sich hauptsächlich mit Auswendigtreiben des Katechismus bemühen, und alsbald kommt Befehl und Verordnung in diesem Sinne. Ein Schulinspektor ist gut musikalisch; das wissen die Lehrer, und suchen die Gunst durch besondere Pflege des Gesangs zu erlangen. Ein Schulpräsident hat eine deutsche Grammatik geschrieben; sie wird nun eingeführt und ihr die größte Zahl der Stunden gewidmet.

Um der Gefahr des einseitigen Treibens, die von manchen Seiten her droht, kräftig entgegen zu wirken: Was ist da zu thun? Ich antworte so: man gebe der Schule eine feste innere Einrichtung und Gestaltung, und hiebei kommen folgende Punkte zunächst in Betracht.

1) der allgemeine Lehrplan, welcher die Lehrgegenstände vorführt, Inhalt und Umfang bezeichnet und auf die ganze Schulzeit vertheilt;

2) der Lektionsplan, welcher die täglichen Stunden und die darin vorkommenden Unterrichtsstoffe und Uebungen nach den verschiedenen Klassen angibt;

3) die Lehrmittel, welche den Stoff des allgemeinen Lehrplans stufenweise darbieten, nach Semestern oder nach Jahreskursen genau geordnet und ausgeschieden.

Wo ein Schulorganismus nach diesen Artikeln klar und vollständig hergestellt ist, da können Meinungen, Neigungen,

egoistisches Streben, modische Zeitrichtungen nimmer die Schule in einseitige Uebertreibungen führen.

Wie kommt es denn aber, daß solche organische Einrichtung nicht überall längst gegeben ist? Wie kommt es, daß sie da, wo sie besteht, unaufhörlich gefährdet wird, durch die verächtlichsten Mittel sogar?

Die Verhinderung und Gefährdung kommt aus den gleichen Motiven: Einflußreiche Männer in den obersten Räthen, dann auch in mittlern Behörden wollen schalten und walten nach ihrem Belieben und ihren Neigungen Vorschub gewähren; Neid und Eigennuz zahlloser Bücherschreiber benagt und bekrittelt emsig, was nicht von ihnen gekommen; endlich möchte jeder einzelne Lehrer am meisten treiben, was er am besten kann und versteht; fast jeder dünkt sich weise und auch geschickt genug, den besten Lehrplan und Lektionsplan auszufinden und die trefflichsten Bücher auch selber zu schreiben. — Das ist ja eben das große Unglück der Schule des Volkes, daß Jeder das Volksschulwesen am besten versteht.

Was unter d) der Inspektor in schonenden Worten äußert, ich will es nicht näher bezeichnen, jenes Verbrechen, das den tiefen Fall des Lehrers bezeugt. Es zeigt sich auch in dieser Notiz der Kenner des menschlichen Herzens, der tief blickende und tief fühlende Mann.

Leider wird von Zeit zu Zeit ein solches Verbrechen bekannt, zum Schrecken der Eltern, zum bittersten Gram der Lehrerschaft. Und sie hat wohl Grund, darob sich bitter zu grämen; denn die Gegner und Feinde der Schule erheben mit lautem Geschrei gegen den ganzen Stand die schmachvolle Klage, und was Einer gethan, wird dann Allen zur Schuld gerechnet.

Es ist ja traurig genug für die Lehrerschaft, daß so häufig in ihre Reihen junge Genossen kommen, welche die Knabenschuhe keineswegs ausgetreten: jugendlich muthwillig noch, leichtsinnig, unerfahren, ohne erprobte sittliche Kraft, ja selbst die Gefahr der sinnlichen Reizung nicht kennend und so ohne Willen und Absicht ins Verderben gerathend.

Die große Anzahl knabenhafter Standesgenossen schadet der Würde des Lehrerstands sehr empfindlich und hindert auch häufig das bessre Gedeihen der Schule. Gar deutlich, mit richtiger Seelenkunde zeichnet uns der Inspektor, wie gefährlich es für den allzu jungen, gemüthlich erregbaren Lehrer sei, fast erwachsene Töchter als Schülerinnen täglich um sich zu haben. Wenn man die Spuren so beachtet, die Gänge verfolgt, so muß man fast nur erstaunen, daß nicht häufiger noch junge Lehrer ins Unglück fallen.

Denke Jeder zurück an die Zeit des beginnenden Jünglingsalters! wie in der Brust ein unwiderstehliches Sehnen sich regte; wie es so schwer ward, heftige Triebe zu zügeln, und die Gefahr, in die ein solcher Lehrer geräth, wird Jedem erkennbar werden.

Diejenigen aber, die zur Bildung der Lehrer berufen sind, möcht' ich ermuntern, diese gefährliche Klippe wohl ins Auge zu fassen und den scheidenden Zögling in einer stillen Stunde mit tiefem Ernste zu warnen; ihm die Größe solchen Verbrechens darzustellen und auf die schwere Strafe zu deuten, die demselben nach Recht und Gerechtigkeit folgen muß; — wie in diesen Sachen nicht die böse That allein schrecklich und verderbensvoll sei, sondern sogar der böse Schein um Vertrauen und Stellung bringen könne; darum sei auch jedes Wort, jede Geberde, jeder Blick zu vermeiden, was irgend schlimme Deutung erhalten möchte. — Möge jeden jüngern Lehrer ein schützender Genius leiten und vor dem tiefen Falle bewahren!

Die Notiz e) erhebt eine tief begründete Klage; ich habe dieselbe an anderer Stelle bereits erörtert, und stimme mit dem Urtheil des Inspektors vollkommen überein. Unsre Schullehrerseminarien sind noch keine Pflanzstätten zur Bildung von Lehrern; sie sind mit kaum merkbarer Modifikation Unterrichtsanstalten der Mittelstufe. Ein Fremder, der die scheinbare Bestimmung der Anstalt nicht kennte, dürfte wochenlang dem Unterrichte beiwohnen, ohne darauf zu kommen, es handle sich hier um Schullehrerbildung. Ich habe auch Prüfungen der Kandidaten für Lehrstellen beigewohnt, aber von Probelektionen war keine Rede, ja nicht einmal mündlich wurde über Schulpraxis, über Methodik irgend gefragt. So kann es denn, wie der Inspektor bemerkt, häufig geschehen, daß ganz unbrauchbare „Stöckle" ins Lehramt kommen, den guten Kindern zur endlosen Qual, der Schule zum bleibenden Schaden. — Ich fürchte, der Inspektor und ich — wir werden ohne Erfolg gegen dieses sinnlose Treiben eifern; es gilt die Ansicht: Was Einer selber gelernt hat, das kann er auch lehren. Das mag noch meistens dem Einzelnen gegenüber möglich sein; aber gleichzeitig 50—80 Kinder bildend zu unterrichten, dazu bedarf es didaktischer Kunst und vieler Gewandtheit, und beides zu üben und zu erwerben liegt eben in der Erlernung des Lehrberufes, und hiebei allein ist zu ermitteln, wer zum Lehren Fähigkeit hat. Wer sie nicht hat, der sollte nie in den Lehrstand aufgenommen werden, wie viel er auch Kenntniß und Fertigkeit sonst besäße.

Aber die Notiz f) führt uns zur Ueberzeugung, daß neben praktischem Lehrgeschick noch eine weitre Bedingung für das rechte Gedeihen der Schule zu setzen sei, nämlich ein stetiges Fortschreiten nach einem festen Plane. Dieß ist ein Punkt von größter Wichtigkeit: häufiger Wechsel in Stoff und Methode stört Erfolg und Gedeihen, und

selbst ein ausgezeichnetes Lehrtalent wird bei solch' abspringendem Wesen nichts Tüchtiges leisten. Nur auf dem Wege reifer Erprobung und fester Entwicklung können Lehrmittel und Methode verbessert und der Vollendung näher gebracht werden. Jenes Tasten und Pröbeln nach Laune, Mode und Zufall, jenes Wichtigthun mit diesem und jenem methodischen oder disziplinarischen Kunststück ist eben nur ein Beweis, daß der Lehrer allzu viel auf Vereinzeltes hält und ihm der tiefere Blick, der das Ganze umfaßt und beherrscht, noch mangelt. Gerade der Umstand, daß wir so viele Lehrer bedürfen und das angeborne Lehrtalent ein so seltenes ist, legt uns die Nothwendigkeit vor Augen, in den Lehrerbildungsanstalten die Zöglinge im Schulhalten häufig zu üben, ihnen eine sichre Methode anzueignen und sie mit dem Lernstoff, in richtiger Folge und Ausscheidung nach Inhalt, Zweck und Umfang, genau bekannt zu machen. Und wo bei reiflicher Prüfung die Oberbehörde nach dem Entwurfe bewährter Männer Plan und Mittel festgesetzt hat, da soll sie streng und beharrlich die Durchführung und die Anwendung fordern, unbeirrt von Kritteleien, persönlicher Feindschaft oder gar vom Sträuben einzelner eitler und träger Lehrer. —

Zu der Schilderung g) möcht' ich kaum ein Wort noch weiter sagen. Ich habe nur den Doppelwunsch auszusprechen: einerseits daß die Schulbehörden den Punkt der Parteilichkeit wol im Auge behalten; anderseits daß das Bild des parteiischen eigennützigen Partle manchen Lehrer zur strengen Selbstprüfung führe darüber, ob er nicht auch etwa „den Kleinen Aergerniß gebe“ durch ungerechtes Urtheil und Zeugniß. Auch hieher haben die Worte des Heilands ihre Beziehung.

Endlich noch das Bild eines tief Gesunkenen, der den Lehrernamen nimmer verdient (Notiz h). In den meisten Kantonen der Schweiz würde ein Makel nicht geduldet: das souveräne Volk, das zu wählen hat, übt auch das Recht der Abberufung, und mit so einem Makel machte man kurzen Prozeß. Aber bei andrer Ordnung hat man aus falschem Mitleid verlumpte Säufer und Spieler, ja noch schlimmre Gesellen, viele Jahre noch auf den Schulen belassen, zum großen weitauswirkenden Schaden.

Wo solche verderbliche Nachsicht je walten sollte, da appellir' ich an das Ehrgefühl und die Standespflicht der Lehrer, auf daß sie die Stimme erheben zum ernsten kräftigen Rufe: Hinaus mit dem elenden Wicht!

Schlußwort.

XLV.

Im Interesse der Schule hab' ich dieß Buch herausgegeben. — Mög' es die Freunde derselben ermuntern zum fortgesetzten redlichen Streben! mög' es die Gegner zur ruhigen Prüfung führen, und bei Feinden das harte Urtheil billiglich mildern!

Aber von Wessen Thätigkeit hängt es zumeist ab, ob ein neuer Aufschwung die Schule weiter erhebe, oder ob sie zurücksinke zur mißachteten Stellung früherer Zeit? Wer kann das Gedeihen der Schulen am besten fördern?

Die Lehrer selbst. In ihrem Leben und Streben liegt Gedeihen oder Bederben der Schule. An sie richt' ich beim freundlichen Abschied den Ruf zu erneuertem, frohem Kampfe für Erreichung des großen und schönen Zieles: für die Bildung des Volkes!

Zeiget in Worten und Werken, daß ihr würdig seid, Religiosität und Sittlichkeit wahrhaft zu fördern; daß ihr fähig seid, unter den zahllosen Scharen des Volkes gute Kenntnisse auszubreiten und nützliche Thätigkeit auch!

Und wenn euch Mißachtung und Hohn, und schnöder Undank sogar, schmerzlich kränken; wenn Vertrauen und Muth euch sinken will: dann erwäget wohl, daß die größten und schönsten Güter der Menschheit nur im langen und schweren Kampfe errungen wurden und mit vielen und kostbaren Opfern.

Und eure eigne Stellung beachtend, so möget ihr nie vergessen, wie schwierig es sei, Vorurtheile und alte Gewohnheit zu überwinden; am allerschwierigsten aber, den Einzelnen und die Gesammtheit willig zu neuen Opfern zu machen, und wär's auch für die edelsten Zwecke.

Rohheit und Neid von unten her, Hochmuth und Herrschsucht von obenher machen die würdige Stellung euch streitig. Doch verzaget nicht! Vieles ist schon errungen, und eine bessere Zukunft wird euch überall werden, wo ihr euch immer derselben würdig zeiget in Gesinnung, Betragen und Leistung.

Und an jene Lehrerschaften, die durch Gesetz und staatliche Ordnung bereits zu größerm Einfluß gelangt sind und im Staatsorganismus als bedeutsame Kräfte gelten, an diese Lehrer namentlich richt' ich den mahnenden, warnenden Ruf: Von eurer Haltung und eurer Leistung hängt zunächst nun ab, ob andern Ortes Lehrer auch höher gehoben werden, oder ob gar euch selbst das Urtheil „zur Umkehr" wiederum treffe.

Hüte sich Jeder vor eitler Selbstüberhebung; denn sie leiht den Feinden die wirksamsten Waffen und stört das gemeinsame Wirken der Freunde.

Um die Volksschule handelt es sich, die mit gleichen Mitteln und Kräften das gleiche Ziel für das ganze Volk erreichen will; nicht um vereinzelte Ortsschulen, anders gestaltet je nach der individuellen Richtung und Neigung des einzelnen Lehrers. Zum Ganzen strebet, zur Einheit in Eintracht! Nur so erreicht ihr den großen, umfassenden Zweck allgemeiner Volksbildung. Jeder muß von seiner eigenen Lieblingsneigung zum Besten des Ganzen ein Opfer bringen; Keiner darf je fordern, daß seine besondre Meinung immerhin Geltung erhalte. Keine Genossenschaft kann zu Kraft und Einfluß gelangen, die nicht mit Achtung und Hingebung und mit rechtem Vertrauen kräftigen Führern sich anschließt, und kein Erfolg ist sicher, wenn unaufhörliches Aendern und Pröbeln den stetigen Gang unterbricht, nach Laune und Einfall ablenkend vom vorgezeichneten Wege und Ziele.

Legt das trefflichste Schulbuch 100 eigenrichtigen Lehrern zur Prüfung vor mit dem Versprechen, es soll heraus und hinzu, was jeder verlange. Es würde so viel herausgenom-

men, daß nur einzelne Fetzen blieben; es würde so viel hinzugegeben, daß ein entsetzliches Machwerk entstünde.

Fühlt ihr denn nicht, daß ihr selber dem Lehrstand Spott und Verachtung bereitet, wenn ihr verlangt, daß die Meinung des jungen, unerfahrenen Lehrers, des mittelmäßigen Kopfes, gleiche Beachtung verdiene wie die Worte und Werke oft bewährter, viel erfahrener, einsichtsvoller Männer, vorragend durch Kenntniß und geistige Kräfte? Merkt ihr denn nicht, daß ihr selber der Lehrerbildung jeden wissenschaftlichen Anspruch entzieht, wenn ihr meint, man brauche nicht zu wissen und zu beachten, was auf dem Schulgebiet die tüchtigsten Männer zur Kenntniß und zur Ausführung brachten? Hört man Diesen und Jenen, man sollte meinen, der Lehrer müsse erst Alles entdecken oder erfinden; darum eben rufen die Spötter: Das Schulmeistergeschäft hat keinen wissenschaftlichen Boden; man treibt es eben nach alter Gewohnheit oder nach neuem Belieben.

Trachtet darnach, durch christliche Weisheit und Tugend der höhern Stellung würdig zu sein! Und ihr werdet dieselbe sicher erreichen und fest behaupten.







